BSB Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum
Digitale Bibliothek

Meyer, Joseph

Meyer's Universum ein Volksbuch, enthaltend Abbildung und Beschreibung des Sehenswerthesten und Merkwürdigsten in Natur und Kunst ; in 5 Bänden

Bd.: 9 = N.F., Bd. 4

Hildburghausen (1861)

Var. 676 f-9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10136032-5

Copyright

Das Copyright für alle Webdokumente, insbesondere für Bilder, liegt bei der Bayerischen Staatsbibliothek. Eine Folgeverwertung von Webdokumenten ist nur mit Zustimmung der Bayerischen Staatsbibliothek bzw. des Autors möglich. Externe Links auf die Angebote sind ausdrücklich erwünscht. Eine unautorisierte Übernahme ganzer Seiten oder ganzer Beiträge oder Beitragsteile ist dagegen nicht zulässig. Für nicht-kommerzielle Ausbildungszwecke können einzelne Materialien kopiert werden, solange eindeutig die Urheberschaft der Autoren bzw. der Bayerischen Staatsbibliothek kenntlich gemacht wird.

Eine Verwertung von urheberrechtlich geschützten Beiträgen und Abbildungen der auf den Servern der Bayerischen Staatsbibliothek befindlichen Daten, insbesondere durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung der Bayerischen Staatsbibliothek unzulässig und strafbar, soweit sich aus dem Urheberrechtsgesetz nichts anderes ergibt. Insbesondere ist eine Einspeicherung oder Verarbeitung in Datensystemen ohne Zustimmung der Bayerischen Staatsbibliothek unzulässig.

The Bayerische Staatsbibliothek (BSB) owns the copyright for all web documents, in particular for all images. Any further use of the web documents is subject to the approval of the Bayerische Staatsbibliothek and/or the author. External links to the offer of the BSB are expressly welcome. However, it is illegal to copy whole pages or complete articles or parts of articles without prior authorisation. Some individual materials may be copied for non-commercial educational purposes, provided that the authorship of the author(s) or of the Bayerische Staatsbibliothek is indicated unambiguously.

Unless provided otherwise by the copyright law, it is illegal and may be prosecuted as a punishable offence to use copyrighted articles and representations of the data stored on the servers of the Bayerische Staatsbibliothek, in particular by copying or disseminating them, without the prior written approval of the Bayerische Staatsbibliothek. It is in particular illegal to store or process any data in data systems without the approval of the Bayerische Staatsbibliothek.

10136032

Meyer's Universum

NEUNTER BAND.

INDISCHER TEMPEL ZU KUNKHUL

OCTAV AUSGABE.

HILDBURGHAUSEN

Verlag des Bibliographischen Instituts.

10136032

Meyer's Universum.

Ein Volksbuch,

enthaltend

Abbildung und Beschreibung

des

Sehenswerthesten und Merkwürdigsten

in

Natur und Kunst.

Octavausgabe.

Neunter Band.

Neue Folge, vierter Band.

Gal 2374

Hildburghausen.

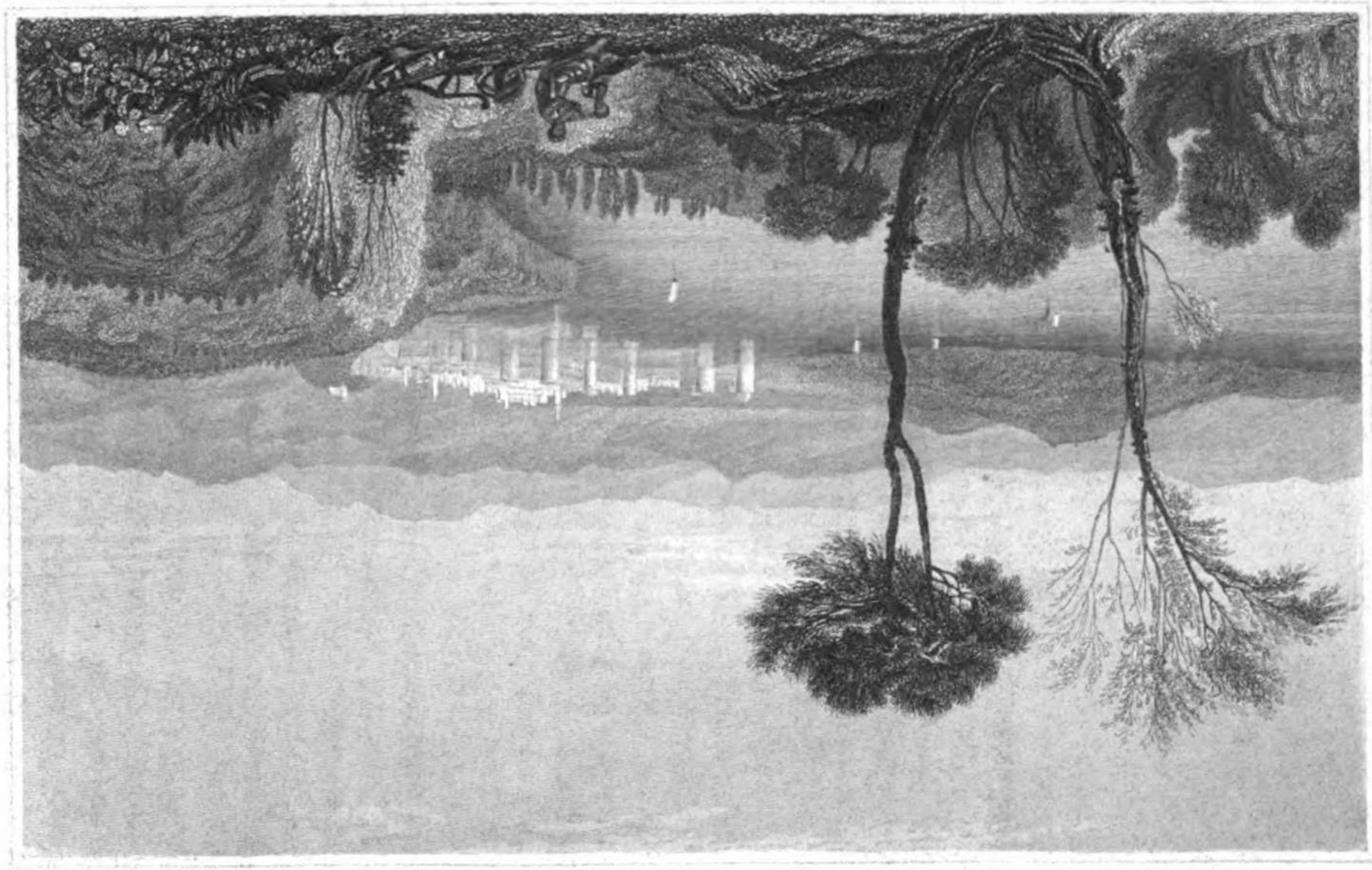
Stich, Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.

1861.

10136032

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

10136032



MELODRAME.

Aus d. Kunstwerk d. Malerey. Berlin. im Verlage.

Eigenthum d. Verlegers.

10136032

10136032

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Negroponte.

Negroponte ist das Euböa der Alten. Sie ist die größte Insel des griechischen Archipel (76 Quadratmeilen groß) und von der Ostküste Livadiens durch eine Meerenge getrennt, deren Breite bei der Hauptstadt Negroponte (dem ehemaligen Chalcis) so gering ist, daß eine Brücke, welche am vorderen Theil zum Durchlassen der Schiffe aufgezogen werden kann, die Insel mit dem festen Lande verbindet. — Euböa wird seiner ganzen Länge nach von einer hohen Bergkette durchzogen, welche Hochwald bedeckt. Herrliche, üppige, wohlbewässerte Thalgründe sind überall, und der Boden bringt fast ohne Bestellung Getreide, Wein und Oel in Ueberfluß hervor. Das Klima ist mild und gesund. Aber der vielhundertjährige Druck des Despotismus hat Alles vernichtet, und was die Natur mit freigebiger Hand darbietet, — das zu genießen fehlen die Menschen. Erpressungen aller Art (die Grausamkeit der türkischen Befehlshaber auf Egripos war sprüchwörtlich geworden in ganz Hellas!) hatten bis zur Zeit des griechischen Unabhängigkeitskampfes das Volk gänzlich erschöpft. Die Insel war fast verödet; die meisten Dörfer lagen verlassen da, viele Städte in Trümmer, Kirchen und Klöster verfielen. Häuser, Straßen und Landwege waren menschenleer, Felder und Gärten blieben unbestellt, unerschwingliche Abgaben, Erpressungen und Raub aller Art, Krieg und Pest hatten die Einwohner zu Grunde gerichtet, weggescheucht, oder aufgerieben. Die Bevölkerung, welche in klassischer Zeit über eine halbe Million betrug, war auf 45,000 geschmolzen.

In dieser Noth, wo auf Erden kein Helfer war, erschien dem Eilande, wie ein Engel vom Himmel, eine andere Johanna d'Arc. — Ein schönes Mädchen, Namens Modena Maurogenia, erhob die Fahne der Freiheit und rief begeisterungsvoll die Euböer zum Kampfe für Unabhängigkeit. Maurogenia war der letzte Sprößling des Euböischen Fürstengeschlechts; ihren Vater, Dragoman der Pforte, ließ der Sultan erwürgen; das Mädchen, für des Mörders Harem bestimmt, floh auf die kleine Insel Mikone, wo sie, vom Erlöse geretteter Kleinodien, für die Sache ihres Vaterlandes 2 Schiffe ausrüstete, in denen sie dem Volke von Euböa das Panner und die Waffen der Freiheit zuführte. Die Heldenmüthige versprach ihre Hand als Preis dem tapfersten Streiter gegen die Türken. 72 Ortschaften standen an

einem Tage in Waffen auf. — Viele Türken wurden erschlagen, die übrigen zogen sich in die festen Städte Negroponte und Karisto zurück, von wo aus, durch die türkische Flotte verproviantirt und öfter verstärkt, sie in häufigen Ueberfällen das Land verheerten. — Vergeblich versuchten die Hellenen in mehrmaligen Stürmen die Eroberung der starken Vesten. Sie blieben in den Händen der Türken, bis die Insel, in Folge der Traktate, dem griechischen Königreiche abgetreten wurde. König Otto hat dem Menschenmangel und der daraus entstandenen Verödung der Insel durch Einwanderung abzuhelfen gedacht; doch bis jetzt haben diese Versuche nur geringe Erfolge gehabt; denn man berechnet die Einwohnerzahl gegenwärtig auf kaum 60,000. Davon kommen etwa 9000 auf die Hauptstadt Negroponte, deren Fernsicht unser Stahlstich veranschaulicht. Im Alterthume reich und blühend und von den Venetianern zur Zeit ihrer Herrschaft über Griechenland in eine Festung umgeschaffen, ist diese Stadt in ihrem Innern jetzt ein Bild des Verfalls und des Schmutzes. Bei wenig Gewerbe und geringem Küstenhandel steht sie überdieß im Rufe, ungesund zu sein, und nur ihre strategische Wichtigkeit kann sie vor gänzlicher Verödung bewahren.

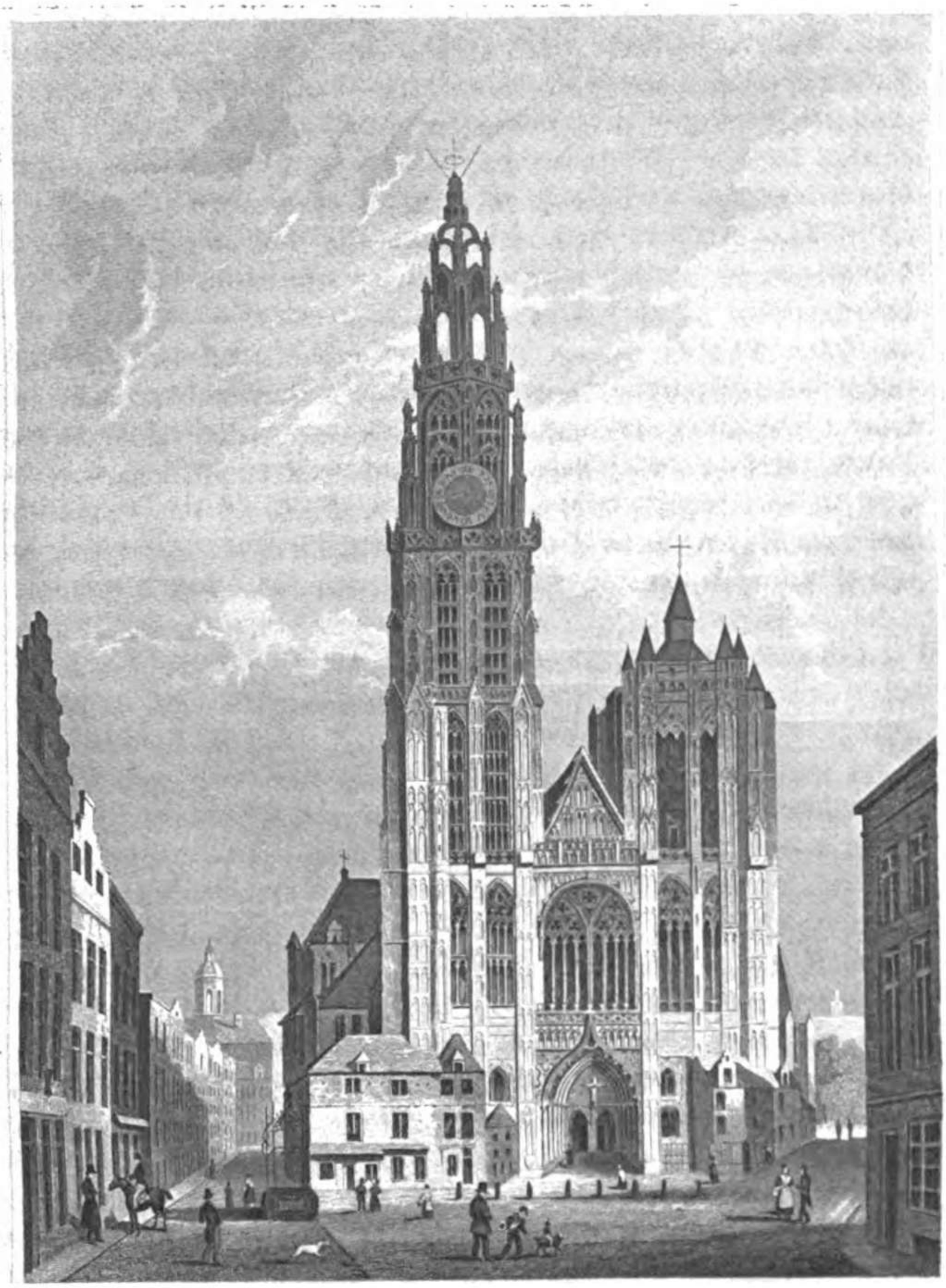
Antwerpen.

Wir befinden uns auf dem Deck eines Schelde-Dampfers in zweistündiger Entfernung von der Hauptstadt Flanderns.

Schon bei der Insel Walcheren erreicht der seewärts nach Antwerpen Reisende den Strom, an dessen südlichem Thore Vließingens stundenlange Festungswerke mürrisch Wache halten, dräuend, nicht schützend. Von da bis etwa 8 Meilen aufwärts gleicht das 2 bis 3 Stunden weite Gewässer einem sich tief in's Land hineinstreckenden Arm des Meers, und erst unterhalb des Forts Lillo nimmt es die eigentliche Stromgestalt an. Auf jener breitern Strecke ist man von der Landschaft selbst wenig gewahr geworden; nur dann und wann ragte eine Thurmspitze, wie ein Obelisk, einsam über die hohen Dämme empor, welche die Gestade umpanzern. Erst weiter aufwärts wird der Dammgurt niedriger, und mit Verwunderung schweift das Auge von dem hohen Verdeck über das weite Tiefland. Tausendjähriger Fleiß hat es, sonst unfruchtbare Sanddünen oder Sümpfe, wie wir sie noch an den Hannöverisch-Oldenburgischen Mooren und Haiden sehen, in einen

10136032

10136032



KATHEDRALE in ANTWERPEN.

Aus der Kunstanst. d. Bibliogr. Institu Hildbh

Eigentum d. Verlegers

endlosen Park umgeschaffen, — einen Park freilich ohne Fels, Berg und Wald, aber voll der üppigsten Grasgründe und fruchtbarer Felder, durchzogen von unzähligen Kanälen und Deichen, auf welchen, umgeben von Baumgruppen, oder neben theils klaren, theils schilfreichen Seen, Landsitze, Windmühlen, Weiler und Dörfer winken, die, mit den grasenden stattlichen Heerden, die Staffage malerischer, wechselvoller Landschaftsbilder ausmachen. Je näher Antwerpen, je reger wird das Leben auf dem Strome selbst, und je sorgfältiger die Kultur, je dichter wird auch die Bevölkerung der immer näher zusammenrückenden Ufer. Schneller und immer schneller fliegen dann die Städte, Flecken, Schlösser und Landsitze vorüber! Schanzen und Forts — wie unheimliche Hüter eines großen Schatzes, oder wie die Vorposten eines Heers, — werden in rascher Aufeinanderfolge sichtbar; so, zuerst Fort Lillo, dann Lieftenshoek, und einander gegenüber die alten Werke von Fort Philipp und Maria. — Endlich, mitten in der reichen, bunten Landschaft, tief im Hintergrund des Wasserspiegels, tritt die stolze Münsterpyramide Antwerpens sichtbar hervor. Wie ein Kandelaber steigt sie in die Wolken. Nach und nach gucken der Thürme immer mehr heraus, dann die Citadelle mit ihren Riesenwerken, und endlich der Mastenwald, hinter dem sich die 12,000 Häuser der Stadt in Rauch und Nebel verstecken. —

Es blüheten schon in uralter Zeit in Antwerpen Gewerbe und Handel, und in den Kreuzzügen wurde die Stadt mit dem steinreichen Brügge und dem glänzenden Gent die Perle Niederlands geheißen. Besonders war Antwerpens Verkehr mit den Normannen groß, und dort die Hauptniederlage der Produkte der baltischen Länder. Doch erst mit dem Sinken Venedigs stieg es zu der Handelsgröße empor, von der nur das heutige London einen würdigen Begriff zu geben vermag. Während Spanien selbst durch Auswanderung nach Amerika sich entvölkerte und an der Kolonisirung des reichen Welttheils sich entkräftete, beutete Antwerpen durch seinen Handel die Schätze der neuen Welt aus, und das Gold Peru's und Meriko's häufte sich da und in andern Städten Hollands und Flanderns zu jenem kolossalen Reichthum an, der diesen kleinen Ländern später die Kraft gab, den Kampf auf Leben und Tod mit dem größten Weltreiche nicht nur zu wagen, sondern auch siegreich zu bestehen.

Unter dem Schutze der alle Meere beherrschenden spanischen Flagge, begünstigt durch die wichtigsten Privilegien und im Genusse einer fast republikanischen Freiheit, versammelte Antwerpen im sechzehnten Jahrhundert die unternehmendsten Kaufleute der Erde in seinen Mauern. Der jährliche hiesige Waarenumsatz wurde in der Regierungszeit Karls V. auf 500 Millionen Gulden geschätzt. Oefters lagen 3000 Schiffe zugleich im Hafen, und es war nichts Ungewöhnliches, daß die Fahrzeuge 3 bis 4 Wochen lang harren mußten, ehe sie nur an die Kayen zum Entlöschen gelangen konnten. Die Venetianer, von denen, nach dem veränderten Gang des Welthandels, sich viele hier ansiedelten, gestanden selbst, daß Antwerpens Handel zu dieser

Zeit weit größer war, als der ihrer Vaterstadt zu ihrer blühendsten Periode. Ueber 200,000 Einwohner drängten sich auf den Raum, der jetzt mit 90,000 dicht bevölkert erscheint. Sprüchwörtlich war Antwerpner Reichthum durch die ganze Welt, und dieser Reichthum wußte nicht blos zu genießen, auch Kunst und Wissenschaft erblüheten herrlicher unter seinen Fittigen, als die in Egoismus versunkene Neuzeit begreifen kann.

So großer Flor hätte viele Jahrhunderte lang dauern und sich fortentwickeln können, hätte es mehr bedurft, als eines Despoten Faust, um das, was unter dem Zusammenwirken der günstigsten Verhältnisse aufgebaut worden und was so viele Fürsten gepflegt hatten mit sorgsamer Hand, wieder zu zertrümmern. Auf Karl V. folgte ein Philipp II. Vergeblich hatte ihm Karl, Angesichts der flamändischen Nation, das Gelübde aufgelegt, mit Weisheit und Güte zu regieren und das Werk des Gedeihens zu erhalten; ein Philipp, bei dem Blutgerüste, Möncherei, Inquisition, Unwissenheit und Aberglauben als die Grundpfeiler galten, auf dem allein sich der Bau der Fürstengewalt würdig erheben müsse, konnte ein Volk weder lieben noch achten, das, seiner Kraft sich bewußt, Anerkennung und Schutz seiner Rechte und Freiheiten von seinem Herrscher als Etwas forderte, was nicht als Gnade empfangen sein will, sondern als Etwas, was nicht verweigert werden kann. Das nannte Philipp Uebermuth, und er sandte ein Heer von Söldnern, Pfaffen und knechtischen Beamten in's Land, auf daß sie der Flamänder stolzen Sinn zur Demuth beugen, und der Nation blinde Fügsamkeit in seinen Willen lehren sollten. Es ward ein System aufgerichtet der raffinirtesten Plackerei und Bedrückung, aufgehoben ward die garantirte Gewissensfreiheit, Ketzergerichte eingesetzt und auf jede Beschwerde mit Hohn und Verachtung erwidert. Als endlich die Last zur Unerträglichkeit sich steigerte, da ergriffen die Flamänder das letzte, heilige Rettungsmittel der Völker gegen Tyrannen — die Waffen. So begann jener Kampf des kleinen Niederlands gegen das spanische Weltreich, der den größten Dichter der Neuzeit als würdigen Beschreiber gefunden hat. Ueber ein halbes Jahrhundert hat dieser Kampf gedauert, in dem ein kleines Handels- und Gewerbsvolk gegen den mächtigsten Monarchen der Erde, zum Erstaunen der Zeitgenossen, zur ewigen Lehre für die Nachwelt und für alle Völker auf immer ein herzerhebendes, begeisterndes Beispiel, endlich seine Freiheit und Unabhängigkeit errungen. Vergebens bluteten auf Alba's, des spanischen Feldherrn und Statthalters, Befehl an 18,000 flamändische Bürger unter dem Beile des Henkers; vergebens erschöpfte Philipp alle Mittel der Macht: Versprechung, Bestechung, Verfolgung, Lüge und die Schrecken der Grausamkeit; vergebens sandte er Heer auf Heer und Flotte auf Flotte: Fruchtlos waren des Despoten Anstrengungen gegen den eisernen Heldensinn, und Freiheit und Unabhängigkeit waren dessen Lohn und dessen Triumph.

Freilich nicht ohne furchtbare Opfer. Die offenen Provinzen wurden nach mancher verlorenen Schlacht von den spanischen Völkern durchzogen, Verheerung war in ihrem Geleite, und Handel, Gewerbe, Künste flohen vor ihren Schritten. Den höchsten Preis hatte Antwerpen zu zahlen; es wurde belagert (1585), fiel nach einer heldenmüthigen Vertheidigung, und der größte Theil seiner Kaufleute flüchtete mit ihren Geschäften in das durch seine Lage geschütztere Amsterdam. Und als im Westphälischen Frieden die Schelde für die Niederlande geschlossen wurde, da stürzte das kaum wiedererstandene Gebäude seines Handelsflors gänzlich zusammen.

Seit dieser Zeit bis Anfang des jetzigen Jahrhunderts blieb Antwerpen mit schwachen Wechseln ein Platz ohne Bedeutung, und die Volksmenge sank allmählig bis auf 40,000 herab. Erst Napoleon, dessen Scharfblick die herrliche Lage Antwerpens für den Welthandel erkannte, faßte und verfolgte den Riesengedanken, aus Antwerpen für sein Kontinentalreich ein zweites London zu machen und stattete es von neuem mit den Bedingungen aus, die es ihm ermöglichten, allmählig wieder zu erlangen die Größe vergangener Zeiten. Napoleon hat auf die Reinigung der versandeten und unzugänglich gemachten Schelde, auf die Ausgrabung der Bassins und Docks, auf die Erbauung des Arsenals ꝛc. ꝛc. über 60 Millionen Franken verwendet, und wenn er auch nicht vermögend gewesen ist, selbst seinen Plan auszuführen, so wird doch Antwerpen, das die Früchte seiner Aussaat erntet, ihn immer als seinen größten Wohlthäter zu preisen haben. So Vieles und so Großes, als durch Napoleon für Antwerpen geschehen ist, wäre nie geschehen, am allerwenigsten unter der holländischen Herrschaft, unter welche es, nach dem Sturze des französischen Kaiserreichs, 1815 gelangt war.

Der allgemeine Frieden gab Antwerpen den vollen Gebrauch seiner Kräfte, und schon 1815 klarirten wieder fast 4400 Schiffe in den anderthalb Jahrhunderte lang verödet gewesenen Hafen ein. Fort und fort nahm Antwerpens Verkehr zu. Er hatte schon den von Amsterdam und Rotterdam, seiner alten Rivalen, überflügelt und sich wieder zum Weltmarkte vom ersten Range gehoben, als die Abtrennung Belgiens von Holland sein Gedeihen von neuem erschütterte. Antwerpen, nun ein belgischer Hafen, sah sich plötzlich ausgeschlossen von der Theilnahme an den großartigen Geschäften mit den holländischen Kolonien, und die Holländer, im Besitz der Citadelle und der Scheldemündungen, häuften Drangsal auf Drangsal, und Verluste auf Verluste auf die lange schutzlos gelassene Stadt. Von ihnen wurde das Entrepot in Brand geschossen und es verzehrten die Flammen für viele Millionen Güter. Endlich befreite die denkwürdige Belagerung und Eroberung der Citadelle (1831) durch ein französisches Heer Antwerpen und seinen Strom von den holländischen Drängern, und Belgiens sich riesenhaft entwickelnde Industrie, in Verbindung mit den Vortheilen, die ein das ganze Land überspannendes Eisenbahnnetz, dessen Hauptstrang in Antwerpen endigt, dem Handel gibt, ersetzte reichlich,

was es durch die Ausschließung vom holländischen Kolonialhandel verloren hatte.

Nach diesem geschichtlichen Ueberblick werfen wir einen in die Stadt selbst. — Den ersten Eindruck, den wir da empfangen, ist das Leben auf Straßen und Plätzen. Ueberall ist Thätigkeit, überall Auf- und Abladen der Waaren, Hin- und Hertragen der Ballen und Geldsäcke; überall eilende Kommis und dichte Schaaren von Arbeitern. Alles scheint auf der Flucht, um die entschwindende Zeit zu haschen. Aber auch das architektonische Bild der Stadt selbst ist gar reich und mannichfaltig. Im älteren Stadtkern, der noch den Typus der großen altflandrischen Zeit bewahrt, stehen in breiten, heitern Straßen wohlerhaltene Giebelhäuser, tüchtigen und wohlhabigen Ansehens; theils im ältern Style mit einfachen Streifen, theils reicher mit Heiligenbildern, oder mit mythologischen und allegorischen Gestalten verziert; nicht selten wechselnd mit alt-gothischen Kirchen, oder vormaligen, in Wohnungen umgebauten Klöstern, oder größeren öffentlichen Gebäuden. Bei dieser Alterthümlichkeit (welche sich hier weit großartiger, als in den deutschen mittelalterlichen Städten, z. B. Aachen, Frankfurt, Nürnberg, Augsburg ꝛc., äußert) ist nirgends Verfall, nirgends Vernachlässigung oder Mangel zu sehen; das Alte ist so wohl erhalten, wie das Neueste, und seine sorgfältige, liebevolle Pflege thut Augen und Herzen wohl. Nichts Winkeliges, Kleinliches, Beengendes auch! Geräumige Straßen wechseln mit geräumigen Marktplätzen und hie und da läuft eine Reihe alter Rüstern neben breiten, klaren Kanälen hin. Das Ganze ist ein heiteres, fröhliches Bild, das an die alten, großen Städte Oberitaliens erinnert. An diesen Kern schließen sich die neuen Straßen und Plätze an, mit modernen Prachtwohnungen, wo der Reichthum sich häuslich eingerichtet, oder weitläufige Fabrikgebäude mit dampfenden Schornsteinen dahinter und im Innern dröhnende, stöhnende Dampfmaschinen. Ueberall aber glänzen elegante Kaufläden, die Magazine der tausendfachen Bedürfnisse der Bequemlichkeit und des Luxus.

Unter den Gebäuden der Stadt zieht uns des Doms dunkle kolossale Masse am meisten an, als weltberühmtes Meisterstück altdeutscher Kirchenbaukunst und durch die Kunstschätze, mit welchen die bilderfrohe Frömmigkeit früherer Tage sein Inneres schmückte. Er ist ein Werk des 13. Jahrhunderts, und sein Bau erforderte 88 Jahre. Der 440 Pariser Fuß hohe Thurm ist jetzt der höchste in Europa. Die Malereien machen diese Kirche zu einem Museum, und kaum minder kostbar als die Gemälde sind die Meisterstücke der Holzskulptur an Kanzeln, Betpulten, Chorstühlen ꝛc. ꝛc., von welcher fast alle Antwerpner Kirchen mehr oder weniger Vortreffliches aufweisen. Unter den Domgemälden ist das herrlichste die Kreuzabnahme von Rubens, des Meisters Hauptwerk, das aber leider schnell seinem Untergange zueilt. Rubens selbst ruht, umgeben von andern seiner Werke in der Jakobskirche, und sein Haus (in der Rubens-

10136032

10136032

VIA MALA

Aus d.Kunstanst.d.Bibliogr.Institut in Hildb.

Eigenthum d. Verl.

10136032

straße) wird von der begeisterten Ehrfurcht erhalten, die dem großen Künstler erst vor wenigen Jahren ein schönes Denkmal errichtet hat. — St. Paul (bei den Dominikanern), St. Andreas, die Augustinerkirche, so wie die Kirche des heil. Antonius von Padua enthalten alle kostbare Werke der flämischen Schule: namentlich viele von Rubens, viele von Van Dyk, Jordaens, Teniers, Franz Floris; auch einige kostbare Bilder der alt-niederländischen, oder van Eyckschen Schule. — Des hiesigen Museums Bilderschatz hat Weltruf. Nur allein 11 Rubens und 6 van Dyks bewahrt es; außerdem die schönsten Werke von Franz Floris, Matsis u. a. — Noch zieht im älteren Stadttheile ein gewaltiges finsteres Gebäude die Aufmerksamkeit jedes Fremden auf sich: der Palast der Hansa, (die Ostrelins), mit seinen massiven Hallen, ein Stück aus Antwerpens großer Vorzeit. Sodann das Rathhaus, weniger kolossal zwar, als die Brüsseler und Genter, aber im heitern gothischen Style; endlich die Börse, das erste Gebäude dieser Art im nördlichen Europa, und das Prototyp aller übrigen. Sie ist im 16. Jahrhundert gebaut worden, in der Zeit, als Antwerpen der Mittelpunkt des Welthandels war. Damals versammelten sich 6000 Kaufleute täglich in ihren Säulengängen und man hörte da alle Idiome und Sprachen der Erde.

Die Viamala in Graubündten.

Eine Rheinreise! Nicht die am alt, groß und breit gewordenen Strome, nicht von Mainz nach Köln, der Modetour aller Flitterwöchner, Ferienzügler, Engländer und Harfenmädchen höherer Ordnung, sondern ein Gang mit dem Kinde von da an, wo es das Laufen gelernt hat.

Der Rhein kommt aus dem Paradiese. Wer das nicht glaubt, frage die Bündtner des Rheinwaldthals. Die einsame Stätte zwischen wilden Urgebirgstrümmern, wo, mit Moos und Flechten ärmlich geschmückt, die Wiege steht, in welcher die Adula, deren Eiszackenkrone 10,000 Fuß hoch in den Wolken glänzt, den Säugling nährt, ist in der kurzen Zeit des höchsten Sommers von italienischen Hirten bewohnt, deren Aeußeres die Bündtner verleitete, das erste Bettchen des Rheins im Paradiese zu sehen. — Im Dorfe Splügen betritt man die erste Rheinbrücke. Stahlblau springen die Wellen des Bachs über das dunkle Gestein. Frische Wiesgründe drängen sich an ihm hinan, schlanke Tannen rauschen mit ihm um die Wette,

und neckische Felsblöcke und Baumstämme, die den Kleinen im Laufe aufhalten oder gar fangen wollen, erregen seinen ersten Zorn. Derweil wächst der Bub zusehends. Und es freut sich Alles darüber, denn die Felsen recken sich immer höher übereinander empor, um ihn zu sehen, die Lärchen und Tannen umstehen fast wälderweise seinen Weg, Berge und Hügel stecken über ihn wonneblickend die Köpfe zusammen, und die ragenden Gletscher schauen theilnehmend dazwischen herab zu dem Knaben, zu dessen Ernährung und angemessener Erziehung auch sie ihre Beisteuer geben.

Wenn wir die erste Ruine der Ritterburgen des Rheins, bei der alten Schamser-Straße am hohen Kalkberg, nicht mehr sehen, so sind wir bald an der Stelle, wo die schöne Straße, von kühner Menschenhand gebaut, sich vom Rheine trennen muß, so gefährlich wird sein Gang. Die Natur bereitet uns durch eine mächtige Felsenpforte auf die Schauer vor, die hier zu erleben sind. Gleich hinter derselben öffnet sich die Schlucht der Roffler, deren wildeste Partie auch die „innere Viamala" genannt wird. Im Zickzack abwärts windet das graue Gestein mit immer tiefer und schroffer abstürzenden Wänden und immer trotziger aufgestemmten Zacken und Brocken den Weg für den jungen Riesen. Es wird ihm zu enge, er brüllt vor Wuth und schlägt um sich und schnappt nach Luft, daß der Schaum aufspritzt an seine Kerkermauern. Aber vergeblich. Er muß sich fügen. Wo er am schlimmsten zu toben beginnt, führt uns die Straße ab von ihm. Man hört nur noch sein Grollen, immer tiefer herauf, während wir selbst nur wenig abwärts steigen. Plötzlich donnert er wieder vor uns. Eine mächtige Brücke überspannt ihn in Einem Bogen, und hier begrüßen wir den ersten großen Rheinfall. Er hat's gewagt, und je tiefer der Sprung, desto höher ist fortan seine Lust, und die Rofflen sorgen dafür, daß er sie wacker büßen kann. Jetzt senkt sich auch die Straße oft steil in die Tiefe, und links verläßt uns das Donnern des Rheins nie. Ueber hundert furchtbare Stufen führt sein Weg in den Abgrund, immer mächtiger stürmt er einher, verstärkt durch frische Genossen, und immer herrlicher glänzen ihm Aug' und Kleid. Bald sehen wir ihn dahin jagen auf glattem Gestein, im smaragdenen Gewande, verziert mit blüthenweißen Spitzen, bald rafft er sich zum Sprunge auf und stürzt, blinkend im stählernen Panzer und schaumbedeckt, von Fels zu Fels, bald ruht er aus im tiefen stillen Grunde, und in seinem Auge spiegeln sich die freudig nickenden Tannen, die grünen Hügel, die schwarzen Felsen und die sonnigen Häupter der Berge. Dazu klingt prächtig das „gutten Tack!" der rothbäckigen Gesichter! Wie urkräftig und kerngesund steht und geht da Alles! Und wie stolz und fest tritt der Fuß auf und wandelt der ganze Mensch dahin auf dem Boden der Freiheit!

Die überraschenden, bezaubernden, entzückenden Gebirgsbilder erhalten auf dieser Wanderung Aug' und Seele so in fortwährender Aufregung, daß es unmöglich ist, das Einzelne hier nur namentlich aufzuführen, geschweige zu schildern.

An einem der schönsten Punkte verlassen wir die Rofflenschlucht. Die Straße führt in vielen Windungen abwärts durch einen lustigen Wald, dann auf hoher Brücke über den Averser-Rhein, der, vom Gebirg herabstürmend, sich mit in die Rofflen stürzt, und endlich rechts in weitem Bogen an dem lieblichen Alpendorf und der Ruine Bärenburg vorüber hinab in das heitere, vom nun doppelt starken Rhein in breitem Bette durchströmte dörfer- und burgenreiche Schamserthal. Wir eilen durch die schönen Orte Andeer und Zillis, deren Bewohner dem Sprachstamme der Romanen angehören („Bon' dies!" lautet der Gruß der Leute) und gelangen nun zur eigentlichen Viamala.

Zwischen dem Müttnerhorn und dem Piz Beverin (8400 Fuß hoch) geht, wie durch Erdbeben gesprengt, ein Felsenspalt, oft nur einige Klaftern breit, aber von 6—800 Fuß Tiefe, durch welchen der Rhein seinen Weg aus dem Schamser- in das Domleschger-Thal fand und dem schon die Römer den Namen (via mala, schlimmer Weg) gaben. Durch diesen Spalt kriecht eine Fahrstraße! Hoch am Fels windet sie sich hin, so daß der Rhein oft 4—500 Fuß tief unter ihr in einem Bette wüthet, welches auf große Strecken ewige Finsterniß umfängt. Dreimal mußten den furchtbaren Abgrund Brücken mit Einem Bogen überspringen, da diesseitst dem Vordringen der Straße jede Möglichkeit abgeschnitten war. Hunderte von Arbeitern fanden bei diesem Bau ihren Tod. — Der Strom hat in seiner grauenvollen Tiefe das Gestein so ausgehöhlt, sich so tief hineingefressen, daß sein immer donnernder Gang an einzelnen Wegstellen nicht einmal zu hören ist. Da, wo er auf kurze Strecken dem Auge sichtbar wird, erscheint er, wie seine Arbeit und seine Umgebung es bedingt, bald unheimlich dunkelgrün, bald stahlgrau und bald ganz zu Schaum und Gischt zerpeitscht. Und will auf diesem Pfade des Grauens der Blick aus dem schwindelnden Schlunde sich zum blauen Himmel erheben, so sieht er zu seiner Rechten und Linken die Felsenwände senkrecht, ja überhängend noch Hunderte von Fußen emporstarren, die ihm vom Himmel nur einen schmalen Streifen, aber damit gerade genug schauen lassen, um die Sehnsucht nach einem freien Ausblick erst recht lebendig zu machen. Ungefähr 500 Schritte hinter der letzten dieser Brücken erweitert sich die Schlucht ein wenig und wir kommen an einigen Häusern des Dorfs Rongella vorüber. Hier sehen wir den Rhein endlich wieder. „Flüchtig und heulend stürzt er hervor, als flöhe er vor den Schrecken dieser Einöde entsetzt davon, um in dem reizenden Thale von Thusis auszuruhen." Die Straße windet sich von da links an der Felswand steil hinan, eilt durch eine Gallerie, welche in einer Höhe von 300 Fuß über dem Rhein durch den senkrechten Felsenvorsprung gehauen werden mußte, und nähert sich, endlich den tröstlichen Blick auf das lachende Thusis gewährend, den beiden Riesenwächtern des verlorenen Lochs. So heißt dieser letzte Theil der Schlucht von Rongella an. Die

10136032

10136032

10136032

0136032

10136032

Pflaster des mit alterthümlichen Brunnen und hohen Giebelgeländen dekorirten Marktplatzes werden die Pferde umgespannt. Die Reisenden schlendern gern den steil ansteigenden Weg durch die Stadt und hinter dem Schloß zu Fuße hinauf, während die Pferde langsam nachkeuchen. Sie gelangen in einer langen Rampe auf den Platz, den unser Zeichner einnahm, und erfreuen sich bei diesem Rundgang eines sich fortwährend verändernden Anblickes des von jeder Seite malerisch gruppirten Aufbaues von Elbogen.

Die verfallene Burg, welche in den vielerlei dynastischen und konfessionellen Kämpfen, an denen Böhmens Geschichte so reich ist, eine Rolle spielte und durch ihre von Natur und Kunst außergewöhnlich befestigte Lage vorzugsweise zu schwerem Kriegsleiden ausersehen war, wurde in neuerer Zeit zu einem Kriminalgefängniß hergerichtet, wobei schonungslos mit den Alterthümern umgegangen wurde. Aus der ehemaligen gothischen Kapelle, deren Rippenkreuze noch mit dem Wappen der Schlick, des berühmten und heute noch blühenden, seit 1409 auf Elbogen seßhaft gewesenen Grafengeschlechts, prangen, hat man eine Küche für den Kerkermeister gemacht, und Ketten rasseln jetzt in den Räumen, die sonst von ritterlichen Spielen ertönten und dem Klang der kreisenden Silberbecher.

Die Karthause bei Pavia.

Eine Meile nördlich von Pavia, der alten Hauptstadt der lombardischen Könige, erhebt sich eines der größten Prachtgebäude Italiens: Kirche und Kloster der weltberühmten Karthause des Herzogs von Mailand, Johann Galeazzo Visconti.

Die Entstehungsgeschichte dieses Klosters gleicht der so vieler andern ähnlichen Stiftungen: es galt für ein schweres Verbrechen, die Kirche durch ein reiches Geschenk zu versöhnen. Das Verbrechen war schwerer Mord, die „fromme" Stiftung geschah, der Verbrecher ruhte in geweihter Erde, und die Geistlichkeit betete über seinem pomphaften Grabmonument. Das ist tausend Male da gewesen. Die Geistlichkeit preist solche Werke und ihre Gründer, die Kunst verherrlicht, die Poesie verewigt sie, bis die Geschichte den Griffel der Gerechtigkeit in die strenger prüfende Hand nimmt, Prunk und Wortgepräng der Schmeichelei ausstreicht und ihren Urtheilsspruch in einfacher Schrift darunter setzt: „Ein Werk der Lüge, der Heuchelei und der Eitelkeit."

Johann Galeazzo, der schlechte Sohn seines unwürdigen Vaters, Galeazzo's II., — eines der vielen Visconti's, welche vom 11. bis 15. Jahrhundert über das Mailändische herrschten und durch Raub- und Faktionskriege wie durch häusliche Schandthaten die Ehre Italiens befleckten und Glück, Würde und Freiheit des Volks mit Füßen traten, — Johann Galeazzo hatte einen Oheim, Barnabo, vor dessen Nachstellungen schon sein Vater sich von Mailand nach Pavia zurückgezogen hatte und dessen Macht er auch fürchtete. Diesen einen, nach Art der Visconti's finstern, ungestümen und grausamen Mann (— er bestrafte Wilddiebe nicht nur, sondern auch jede „Beleidigung" seiner Jagdhunde standrechtlich mit dem Tode!) — galt es, aus der Welt zu schaffen. Johann war mit diesem Entschluß, seitdem er 1378 zur Regierung gekommen war, vertraut; dennoch vermählte er sich 1380, nach dem Tode seiner ersten Gattin, mit der Tochter seines Opfers. Zuerst versuchte er es mit Vergiftung. Die Versuche mißlangen. Da steckte Galeazzo die Larve der Freundschaft auf und lud seinen Oheim und Schwiegervater ein zu einer Lustfahrt auf dem Lago Maggiore. Der alte Sünder ging in die Falle des jungen. Er wurde mit zweien seiner Söhne festgenommen, auf Befehl des Neffen und Schwiegersohnes in's Gefängniß geworfen und hier 1388, und dießmal wirksam, vergiftet. Der fürstlichen Greuelthat setzte das Mittel, die Wuth des Volks vom Mörder abzulenken und die Masse für sich zu gewinnen, die Krone auf. Johann hetzte das Volk zur Ermordung der Beamten seines Onkels und gab die Schätze und Schlösser desselben der Plünderung Preis.

Auf diesem blutbeschmutzten Grund erstand der Plan des Kirchenbau's, den die Nachwelt als ein Wunderwerk der Frömmigkeit verehrt hat. „Zur Sühne seiner Schuld und Erlösung seiner Seele" — so berichten die italienischen Chronisten — legte Johann Galeazzo 1396 den ersten Stein. Dieß geschah mit dem höchsten Gepränge im Beisein der Bischöfe von Pavia, Novara, Feltre und Vicenza, sowie der ganzen übrigen Geistlichkeit seiner Herrschaften, und Millionen wurden nun aus dem Volke gepreßt, um den Bau zu fördern. Die Pfaffen aber lohnten den Fürsten mit dem Nimbus der Heiligkeit, und um derselben sich noch würdiger zu beweisen, veranstaltete Johann jährlich große Wallfahrten zu dem Schreine der heil. Jungfrau.

Das Gebäude selbst, nach Bauart, Größe, Einrichtung und Ausschmückung, verdient die Bewunderung, die ihm stets zu Theil wurde. In drei Jahren war der Bau so weit vollendet, daß ein Prior mit vier und zwanzig Mönchen seinen Einzug halten konnte. Ungeheure Privat- und Staatsgüter, die der Gründer für Klostergut erklärte, erhoben die Karthause sogleich zu einer der reichsten Abteien Italiens. In seinem letzten Willen verordnete der Stifter, daß von dem Klostereinkommen jährlich ein bestimmter Theil zur Verschönerung und Erweiterung der Gebäude verwendet werden müsse. Dieß und die Schenkungen, welche dem Kloster fortwährend zu Theil wurden, boten hinreichende Mittel, um die Karthause

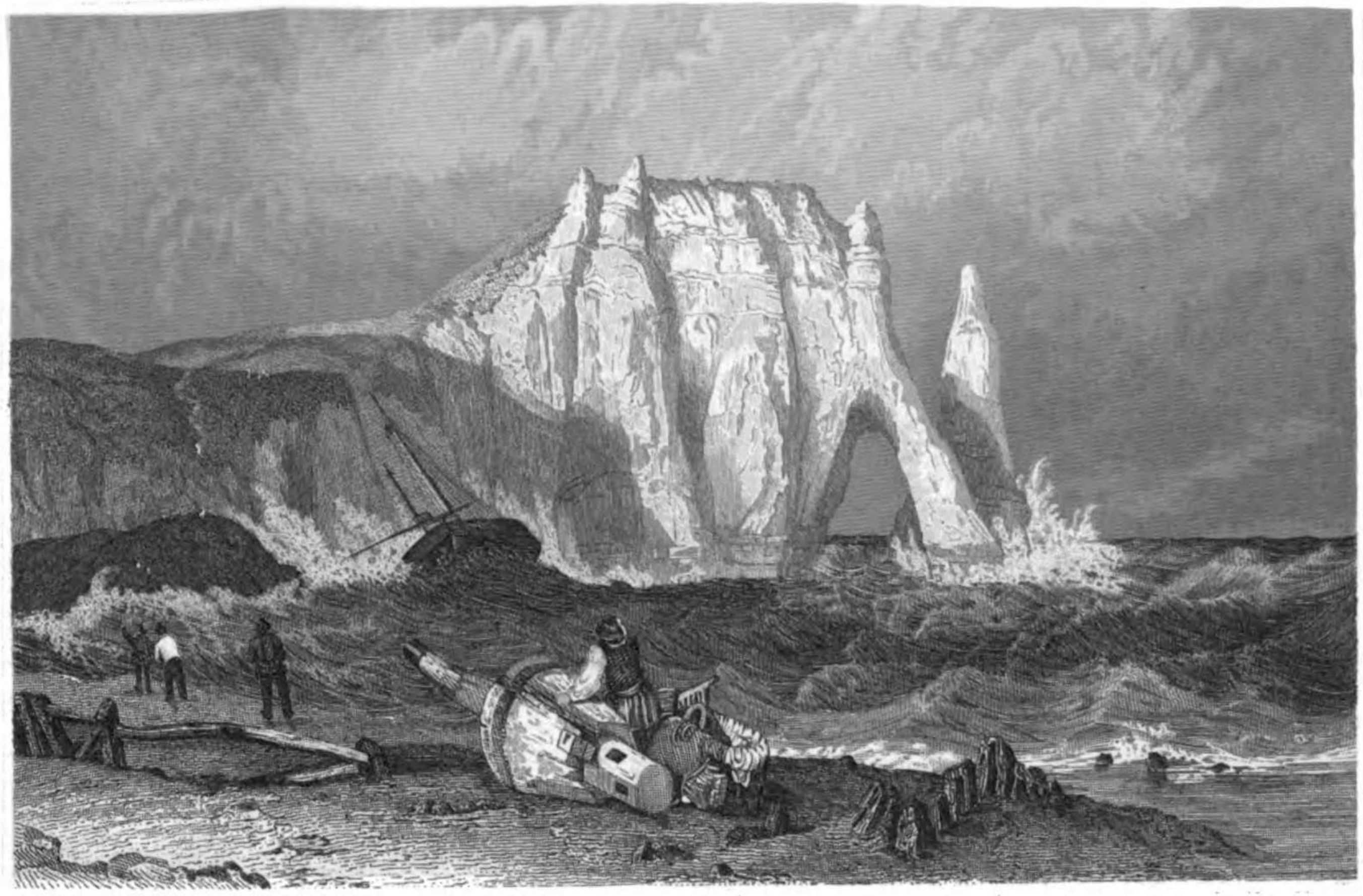
zu einem Sammelplatz der Kunsttalente zu machen, die mit Begeisterung an der Ausschmückung des Wunderbau's arbeiteten. Luino, Giacomo della Porta, Procaccino, Sacchi, Guercino und andere Meister waren vier Jahrhunderte hindurch, vom 15. bis zum 18., zu diesem Zwecke in Thätigkeit, und doch glauben wir bei'm Beschauen aller dieser Werke kaum, daß es in diesem Zeitraum möglich war, so Vieles zu vollenden. Die ganze Karthause ist ein Kunstmuseum und der Werth desselben wahrhaft unschätzbar. Skulpturen, Schnitzereien, Bildwerke, Arbeiten in Gold, Erz, Elfenbein, Ebenholz und in kostbaren Steinen, Mosaiken, Oel- und Freskogemälden, welche alle Räume füllen und den Kapellen und Chören, Sakristeien und Altären, Monumenten und Mausoleen die höchste Pracht geben, sind nicht zu zählen. Kein Reich hätte jetzt die Mittel, eine solche Sammlung zu erwerben. Sogar die Räume für niedrige Zwecke sind mit Basreliefs, Malereien und Statuen von den größten Meistern ausgeschmückt. Den höchsten Glanz entfaltet jedoch, inmitten dieser stummen und überwältigenden Herrlichkeit, des Stifters Grabmal. Die Mönche begannen den Bau desselben hundert Jahre nach Johanns Tod, und zugleich nicht ohne die Absicht, den Sforza's, den Nachfolgern des verherrlichten Johann Galeazzo, damit einen Wink zu geben, daß sie in dessen Fußtapfen treten möchten. Das Prachtwerk, von Pellegrini begonnen, ward von Giacomo della Porta im Jahre 1562 vollendet. Die Arabesken und kostbaren Ornamente sind von Christofero Romano. Das Ganze besteht aus dem schönsten parischen Marmor.

Das Kloster wimmelte von Insassen, als Kaiser Joseph II. den Thron bestieg. Mit so vielen anderen üppigen Schlemm- und Betpaläsen traf auch die Karthause das Schicksal, ihrer bisherigen Bestimmung entzogen zu werden. Der große Kaiser trieb die Mönche hinaus und in die Thätigkeit des Lebens zurück und stellte vier Priester zur Besorgung des Gottesdienstes an Sonn- und Festtagen, so wie einen Sakristan zur Beaufsichtigung und Erhaltung der Gebäude und Kunstschätze des Klosters an. Einige der Gemälde wanderten aus den überfüllten Räumen später nach Wien und Paris; alle andern sind da geblieben, und noch heute bewahren die Gebäude die Kunst, die Pracht und den Reichthum vergangener Tage.

10136032

10136032

10136032



DIE FELSEN VON ETRETAT

oder

das Neptuns-Thor an der Normännischen Küste

Constant. d. Indust. Inst. in Hildsh.

Arenthum d. Verleger

10136032

10136032

10136032

10136032

10136032

Die Halle der Repräsentanten zu Washington.

(1852.)

In der alten Welt wogt der Meinungskampf um Principien. Die Vertheidiger der Volksrechte stehen beständig den Vertheidigern des sogenannten göttlichen Rechts, die Grundsätze der Selbstregierung jenen der fürstlichen Alleinherrschaft, die Wortführer einer aus freier Wahl hervorgegangenen Exekutive jenen der erblichen Familiengewalt gegenüber. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika hingegen ist der Principienstreit längst beendigt. Monarchie und Legitimität, Gottesgnadenthum und fürstliche Unverletzlichkeit finden dort längst keinen Vertheidiger mehr. Jedermann steht auf dem Boden der unbedingten Volkssouveränetät; seit 1789 anerkennen alle Parteien ohne Ausnahme den Volkswillen als die einzige berechtigte Quelle aller und jeder Staatsgewalt.

Gerade diese unbestrittene und vollkommene Volksfreiheit macht die große Republik zur Arena für das Parteiwesen. Da ebbet's und fluthet's, da braust's und stürmt's ohne Unterlaß; aber die Stürme sind nicht zerstörend, sie verwüsten und plündern nicht das Land, sie tränken die Straßen der Städte nicht mit Bürgerblut, sie bevölkern nicht die Kassematten und Galgen. Statt der Guillotine stellt man in Amerika die Stimmurne auf; statt der Standgerichte die Wahlausschüsse, und wird einer Partei von der andern der Hals abgeschlagen, so hören die Exekutirten darum nicht auf, sich des physischen und politischen Lebens zu erfreuen. In der heißesten Wahlschlacht fließt kein Tropfen Bürgerblut, und der Besiegte räumt das Feld mit fliegenden Fahnen; er wartet zu, bis die Reihe zum Siegen wieder an ihn komme, denn er weiß, jede neue Wahl gibt dem Ueberwundenen neue Chancen. Keine Partei kann aber im bürgerfreien Staate durch ein anderes Mittel auf einen Triumph rechnen, als dadurch, daß sie die Gegner überstimmt, und darum wird ihre Thätigkeit beständig darauf gerichtet sein, so viele Stimmen als möglich zu sammeln und zu werben. Die Gesetze gestatten dieß durch die unbeschränkte Uebung des Vereinsrechts, das Jeder nach seinem Belieben benutzt; denn in der Union weiß man nichts von politischer Abhängigkeit. Jeder folgt unbefangen seiner Ueberzeugung, macht dafür Propaganda und stützt sich dabei auf die Partei, welche sie ausdrückt. Ein Amerikaner ohne politische Partei ist gar nicht zu denken. Jeder hat eine und folgt ihrer Fahne.

Daher jenes Schauspiel politischer Rührigkeit und Theilnahme, welches man in Ländern, wo man die Unterthanen zur politischen Apathie erzogen hat, kaum fassen kann. Mit Erstaunen sieht man die Zeichen dieser Rührigkeit über das ganze Reich verbreitet. Ob wir nach den Staaten Neu-Englands schauen, oder nach den jungen Territorien am Felsengebirge, ob nach New-York oder nach St. Francisco, ob nach Philadelphia oder nach Oregoncity, überall treten die Erscheinungen des Parteilebens gleich stark hervor. Wo die Holzart im Urwald an der Indianergrenze eben erst einige Stellen zur Niederlassung gerodet hat — da hören wir auch schon von Wahlversammlungen, da vernehmen wir die Stimmen der Agitatoren und Parteiführer, da sehen wir jede Meinung beschäftigt und thätig, sich zu organisiren, Anhänger zu werben und sich zu verbreiten.

Man sollte glauben, daß bei dieser freien, ungehinderten, allseitigen Meinungsthätigkeit das Parteiwesen in der Union in Atome zersplittern und in Trümmern auseinander gehen müßte. — Aber gerade das Gegentheil ist Thatsache. Wie in einer ungeheuren Maschine, deren tausend umgehende Räder, Kurbeln und Getriebe in wenige einfache Manipulationen und Arbeitszwecke zusammenfallen, so einigen sich die in allen Farben schillernden Meinungen durch den streng und kunstreich gegliederten Organismus in zwei große Heerlager, welche das gesammte Volk der Freistaaten aufnehmen, wie der Vater der Ströme seine tausend und aber tausend Quellen, Bäche und Flüsse in seinem Bette aufnimmt. Die Fahne der Demokraten weht über dem einen; die der Whigs über dem andern. Einig über die leitenden Principien bildet jede dieser Parteien im entscheidenden Kampfe gegen einander einen fest und enggeschlossenen Phalanx, in dem Einer für Alle und Alle für Einen stehen. Sobald jedoch die gemeinschaftliche Gefahr überwunden und die Schlacht geschlagen ist, dann tritt jede der zahlreichen Meinungs-Fraktionen, aus denen beide Heere zusammengesetzt sind, wieder in ihr Recht der selbständigen Verfechtung partikularer Ansichten ein, und in dem Augenblick beginnt in allen Winkeln des Landes wieder das alte Spiel des kleinen Kriegs: jenes Reiben und Ringen, das die Kraft des öffentlichen Geistes übt und stählt. Da treten die Kollektivtitel — Whigs und Demokraten — vor den Namen der Parteischattirungen wieder in den Schatten, man hört wieder von Barnburners, Freesoilers, Locofocos, Nativisten, Abolitionisten, Secessors, Old-Hunkers ꝛc. ꝛc., die in ihren Organen und Versammlungen so heftig mit einander fehden, als wollten sie sich die Ohren vom Kopfe reißen. — Wer mit der Parteigliederung unbekannt ist, dem erscheint dieses Treiben ein Chaos — und erst dann wird er Ordnung und Organismus gewahr, sobald es sich um einen den Staat, oder die ganze Union angehenden Gegenstand handelt, etwa um eine Gouverneurs- oder Abgeordnetenwahl, oder um die eines Kongreßmitglieds, oder um eine Parteimanifestation zu Maßregeln, welche für das ganze Land Bedeutung haben. Dann vergißt jede Fraktion sofort den eigenen Streit,

oder sie vertagt ihn, schaart sich, wie ein wohldressirtes Heer, unter das gemeinschaftliche Banner und sucht in der Uebung der strengsten Mannszucht ihre Ehre. —

Die Kraft der Parteien ruht in Amerika nicht, wie in der alten Welt, in bevorzugten Ständen, die gegen die rohe Masse des Volks eine kleine Minorität bilden. Der Einfluß der wenigen Beamten, der Kapitalisten, der größern Arbeitsgeber und Fabrikanten zählt nichts gegen die Masse unabhängiger, wenig bemittelter Bürger, deren Stimmgebung in der durch's ganze Volk verbreiteten politischen Intelligenz die rechte Gewähr ihrer Selbständigkeit und ihres Werthes empfängt. Das Volk der Union ist in seiner ungeheuren Mehrzahl ein ackerbauendes Volk und wird es, so lange jeder Taglöhner für den an seinem Wochenlohn ersparten $1^1/_4$ Dollar einen Acre des besten Bodens als Eigenthum erwerben kann, auch bleiben. Jeder Tag- und Fabrikarbeiter wird gemeiniglich in ein Paar Jahren zum unabhängigen Landwirth, und von 100 Einwanderern werden es ohnedieß 80 oder 90 sogleich. Die Zahl der Landwirthe muß also in viel größerer Proportion beständig fortwachsen als die Zahl der andern Stände, folglich in gleichem Verhältniß der politische Einfluß jener. Der amerikanische Landwirth ist sich dieses Verhältnisses vollkommen inne. Er fühlt seine Vollmächtigkeit — er ist sich bewußt, daß in seiner Gesammtheit der Schwerpunkt des Volkslebens ruht — und mit gerechtem Stolze empfindet er den Ruhm und das Gedeihen der großen Republik als Etwas, das ihm eigen angehört und zu dessen Förderung und Erhaltung er beständig beizutragen verpflichtet ist. Daher nimmt er an allen öffentlichen Angelegenheiten lebendiges Interesse. Ganz der Gegensatz von unserm Bauer, der in der Regel von nichts angeregt wird, was außerhalb seines Stalls und seiner Flur vorgeht, sofern es nur seinen Beutel unberührt läßt, und der durch seine Selbstsucht, Trägheit, Unwissenheit, Indolenz, Leichtgläubigkeit und Unterwürfigkeit der Absolutie die Pfade ebnet, oder von jedem Volksbetrüger sich zum blinden Werkzeuge mißbrauchen läßt, ist der amerikanische Landwirth (der Farmer) mit Leib und Seele Politiker. Er findet den Begriff seiner bürgerlichen Ehre darin, sich um die öffentlichen Angelegenheiten seines nähern und weitern Vaterlandes zu bekümmern, alle darauf Bezug habenden bürgerlichen Pflichten auf das Eifrigste und Gewissenhafteste zu erfüllen und zu dem Zwecke und zur Schärfung seines politischen Verstandes und Urtheils, sich in jeder zugänglichen Weise zu unterrichten. Sobald der Amerikaner sich auf seiner Farm eingerichtet und für die ersten Bedürfnisse des physischen Lebens gesorgt hat, abonnirt er auf eine, seine politische Meinung vertretende, Zeitung, bestellt wohl auch eine zweite von entgegengesetzter Richtung, um sich über die Bestrebungen feindlicher Parteien zu orientiren, und er würde sich für einen schlechten Bürger halten, wenn er sich um alle Verhältnisse seiner Township (seiner Gemeinde) nicht eben so eifrig bekümmerte, als um seine eigenen Angelegenheiten. Er fehlt bei keiner Gemeindever-

sammlung, wählt die Ausschußmitglieder für das Schulwesen, für Straßen- und Brückenbau; er wählt die Friedensrichter und andere Beamte; und mit den Funktionen und Pflichten eines jeden macht er sich um so gewisser und eifriger vertraut, da er beständig zu gewärtigen hat, selbst einen oder mehre Posten des mitbürgerlichen Vertrauens bekleiden zu müssen: denn alle werden durch freie Wahl, ohne Mitwissen, geschweige Bevormundung von Regierungsbehörden, besetzt, und ihre Annahme und befriedigende Verwaltung ist Ehrensache für jeden Gewählten. Indem er seinen Pflichten als Wähler und Votanten, der Gemeinde gegenüber, sich nicht entziehen mag und darf, wird er ganz von selbst ein Gemeindepolitiker. Auf diesem beschränkten Standpunkte kann er indeß nicht lange verharren; denn die Gemeinde ist ein Theil eines Bezirks (der County) und er kann nicht umhin, als ein Mann, dem das Gemeindewohl am Herzen liegt, auch von seinen die Gemeinde angehenden Bezirksangelegenheiten Notiz zu machen. Er nimmt also an den Bezirkswahlen Theil und, wollte er lässig werden, so würde der Eifer seiner Freunde und Nachbarn ihn schon vor Erkaltung schützen. In den meisten Staaten haben die Bezirksbeamten gewisse legislative Befugnisse; so hat z. B. im Staate New-York jeder Bezirk seine Volkstribunen als Ueberwachungsausschuß (Board of Supervisors), und diese Körperschaft bildet ein Parlament im Kleinen, das zu gewissen Zeiten in dem Hauptort der County zusammentritt und die auf Finanzen, Kirche, Schulwesen, öffentliche Anlagen, Gefängnißwesen, Sanitätsverhältnisse bezüglichen Vorkommnisse ordnet. Dergleichen Aemter werden der großen Mehrzahl nach stets mit verständigen Landwirthen besetzt. Der Bezirk (die County) steht aber auch mit dem Staate in inniger Wechselbeziehung; folglich wird der Landwirth, sobald er ein Bezirksamt begleitet, auch zum Staatspolitiker und er kommt in häufige Berührung mit Männern, welche in seinem Staate eine hervorragende Stellung haben. Dem Strudel der höhern Politik kann er sich nun nicht entziehen, wenn er auch wollte: — und hat er Geist und Charakter, so wird er emporsteigen, er mag darnach streben oder nicht. Im Staate spielt der Bankier, der Kaufmann, der Fabrikherr, der Mann des großen Vermögens in einem Ehrenamte, oder als Repräsentant häufig eine Rolle; demungeachtet überwiegt die Zahl der Landwirthe auch da, und nur die Advokaten (der geachtetste Stand in den Vereinigten Staaten), üben zuweilen großen Einfluß. Hat sich nun, in naturgemäßer Entwickelung, der ländliche Politiker allmählig in allen Verhältnissen seines Staats gründlich zurecht gefunden, so wird er sich gewöhnlich mit dieser Sphäre begnügen. Der Mann von Talent, Wissen und Ehrgeiz aber, der nach dem höchsten Wirkungskreise verlangt, welchen die Republik der Mitbewerbung aller Bürger offen hält, ein solcher bleibt nicht auf der Repräsentantenbank seines Staats, oder in einem Regierungssessel desselben sitzen: er versucht es vielmehr, den kapitolinischen Hügel der Union selbst zu ersteigen. — Es war ein langer Weg dahin; denn durchmachen

mußte er vom einfachen Gemeindewähler an alle Phasen des Bürgerdienstes, er mußte alle Staffeln ersteigen im Vertrauen seiner Mitbürger und der persönlichen Geltung, er mußte durch eine lange Reihe von ausgezeichneten Diensten, dem Gemeinwesen geleistet, sich der höchsten Auszeichnung würdig machen — gleichsam wie der gemeine Soldat von der Pike an durch eine Reihe von Thaten des Muths oder der Tapferkeit sich die Epauletten erwirbt. Erst als Aspirant zum Volksvertreter in der Kongreßhalle zu Washington wird er der Nation bekannt. Man mag ihn in Ohio, New-York, oder in Massachusetts für einen großen Mann halten; in der Union nimmt man erst Notiz von ihm dann, wenn sein Name bei der Wahl der Kongreßdeputirten auf der Kandidatenliste steht; es wäre denn, er stehe seinem Staate als Gouverneur vor, oder er habe sich in irgend einer großen nationalen Angelegenheit in einer Weise hervorgethan, welche der allgemeinsten Beachtung nicht entgehen konnte.

So erklärt es sich, warum fast nur Männer reiferen Alters die Schwelle der Repräsentantenhalle des Kapitols überschreiten; denn der Weg dahin ist kein Weg der fürstlichen Gnade, oder der Empfehlung der Regierung, oder des Wahlprivilegiums, wie in die Ständekammern der Monarchie; es ist ein langer, saurer Weg der Arbeit und persönlichen Opfer, auf dem das Haar wohl ergrauen mag. Es ist auch kein Weg für Leute, die, wie in manchen Ständekammern, Opposition machen gegen die Regierung, nur um recht bald in die Regierung, oder an die vollgestopfte Raufe zu kommen; auch nicht für Leute, die heute Ja und morgen Nein sagen in derselben Frage, je nachdem der Wind geht, und welche die Fahne ihrer Partei wechseln wie ein Kleid; es ist auch kein Weg für Menschen, die die Interessen des Landes verrathen für Gunst oder Gold, und am allerwenigsten für jene Leute ohne Charakter, deren Odem weder kalt noch warm bläst, und die, indifferent für Alles, was nicht ihren Eigenvortheil berührt, stimmen, ohne sich jemals Rechenschaft über ihre Voten abzufordern. Jenes Gewürm aber, das stets der Staatsgewalt unter die Füße kriecht, und jene Marionetten, die nicken oder schütteln, je nachdem die unsichtbare höhere Hand die Fäden zieht, diese Pest so mancher Ständeversammlungen, können in der Kongreßhalle des Kapitols so wenig zu finden sein, als die Clays und Adams, die Jeffersons und Franklins im Repräsentantensaale Soulouque's oder Napoleons III. —

Eiserne Charakterfestigkeit und unerschütterliche, hart- und langgeprüfte Ueberzeugungstreue sind zur Kandidatur für das Repräsentantenhaus der Union unerläßliche Eigenschaften, ohne welche es gar nicht möglich ist für einen Mann, und wäre er reicher als Krösus und glorioser als Cäsar, nur vorgeschlagen zu werden. Streng mit der freigewählten Partei zu gehen, und unter keinem Verhältniß von ihr zu weichen, gilt als das Unerläßliche eines ehrenhaften republikanischen Charakters. Darum ist der Amerikaner als Parteimann zuverlässig; und daß er es ganz sei, wird bei

jeder Kandidatur zum Kongreß unbedingt vorausgesetzt. Ein Mann, der seine Parteifahne verläßt, ist allemal und für alle Zeiten ein verlorener Mann. Er würde, und hätte er übrigens die glänzendsten Eigenschaften des Staatsmanns und die größten Verdienste des Bürgers, nie wieder auf einer Kandidatenliste erscheinen, — er wäre unfähig der Ehre, auch nur Dorffriedensrichter zu werden.

Hat nun der Ehrgeizige und Patriot, wie man zu sagen pflegt, „den Sprung auf die Platform gewagt" — d. h. ist er von seiner Partei zum Repräsentanten seines Staats im Kongreß vorgeschlagen und öffentlich auf die Kandidatenliste gestellt, dann hat er „das läuternde Höllenfeuer" zu bestehen — d. h. er wird die öffentliche Zielscheibe der Geschosse der Gegenpartei, die um jeden Preis seine Erniedrigung in der Meinung und in der Wähler Achtung erstrebt, um ihn aus dem Wege zu räumen und dagegen ihrem eigenen Kandidaten den Sieg in der Wahlschlacht zu bereiten. Da ist keine Tugend zu rein und keine Charaktergröße zu erhaben für die Pfeile, mit denen die Verleumdung die Edelsten und Besten zu verwunden trachtet. Man deckt schonungslos die innersten Falten des Privatlebens auf, die Lüge legt ihre Basiliskeneier hinein, es bleibt an dem Ehrenmann kein gutes Haar — und von den Rednerbühnen strömt eine Fluth von Injurien und den infamsten Insinuationen über den Mann herab, den das öffentliche Vertrauen der Nation als den künftigen Gesetzgeber bezeichnet. Wenn man in der Zeit der Kongreßwahlen die Parteiblätter liest, und nicht weiß, daß all das Feuer nur gemacht wird, um den Demokraten oder Whig von der Schwelle des Hauses „zu brennen" — der sollte meinen, daß die Wähler beider Parteien sich das Wort gegeben hätten, die größten Dummköpfe, Spitzbuben und Schufte der Union in den Kongreß zu schicken, und daß es geflissentlich darauf abgesehen sei, durch solche Leute die Konstitution über den Haufen zu werfen, das Land zu verderben und eine Katastrophe herbeizuführen. — Und beobachtet man am Wahltage selbst das Branden und Strudeln der Volkswogen, hört den gewaltigen Lärm, sieht die aufgeregten Menschenmassen, Musik und Banner voran, durch die Straßen, jubelnd und Hurrah rufend, zu den Wahlurnen ziehen, so meint man, es werde nun los und drunter und drüber gehen. Aber nach einigen Stunden haben die Straßen wieder das gewöhnliche Ansehen; die Flaggen sind eingezogen, das Leben trägt sein Alltagskleid — die Abstimmung ist vorüber und damit die Sache abgethan. Die Verleumdung schweigt. Die Perfidie hat keine Stimme mehr. Weder am Sieger, noch am Ueberwundenen, sei er Demokrat oder Whig, haftet von all dem Schmutz, mit dem er im Getümmel der Wahlschlacht bedeckt worden war, ein Fleckchen. — Ebenso, nur in 30fach größerem Maßstabe, stellt sich die Scenerie einer Präsidentenwahl dar. Wählten dort, für das Kongreßmitglied, Hunderttausende eines Staats, so ziehen hier die Millionen der Union an einem Tage zu den Stimmurnen, nicht gehütet von Gensdarmen und Sicher-

heitsbeamten, sondern als Bürger, die de jure den Akt ihrer Souveränetät mit turbulenter Freiheit üben. Jede County schaart dann ihre Wähler unter dem Demokraten- oder dem Whigbanner, und so zieht jede Schaar zur Wahlbude und gibt ihre Stimme ab. Bei dieser Organisation wird der unermeßliche Strom der Wählerschaft in eine Menge kleine Kanäle abgeleitet, und die wählerische Agitation hat nirgends mit zu großen, leicht zur Unordnung aufzuregenden Massen zu thun. Hustings unter freiem Himmel, wie in England, wo die Volksredner Tage lang vor zahllosen Menschenmassen haranguiren, gibt's in den Vereinigten Staaten nicht. Die vorbereitenden Wahlversammlungen werden in verschlossenen Räumen abgehalten. Große Säle, deren es zu solchen Zwecken in allen Distrikten gibt, dienen den Kandidaturverhandlungen zur Stätte. So wird schon lange vor der eigentlichen Wahl Alles vorbereitet, die Parteien haben ihre Kräfte gemessen, haben sich über ihren Kandidaten verständigt, und am Wahltage selbst hat der Wähler nichts weiter zu thun, als dem festlichen Aufzuge seiner Partei sich anzuschließen und in die Urne seine Stimme niederzulegen.

Bei den Kongreß- und Präsidentenwahlen sind allemal nur zwei Banner und Parteien sichtbar: Whigs und Demokraten. Es verschwinden bei dieser Gelegenheit alle politischen Schattirungen, sammt den Namen, die sie bezeichnen. Es ordnet sich dann das scheinbare Chaos des amerikanischen Parteiwesens; es wird Organisation, System, Methode kenntlich. Die Parteien formiren sich zu den beiden Phalangen — Whigs und Demokraten — lokale Abneigungen und alle partikularen Bestrebungen schweigen; es wird klar, wie alle Parteien in den großen nationalen Fragen ihre Pfahlwurzeln haben, wie jeder Zweig seinen Saft vom Stamm erhält, dem er angehört. Was man in Europa zuweilen von südlichen und nördlichen, von östlichen und westlichen Parteien fabelt, ist Wahn. Es gibt keine geographischen Trennungslinien, keine nördliche oder südliche Politik. Es gibt Freihändler, Freesoilers, Schutzzöllner, Noninterventionspolitiker ꝛc. in allen Theilen der Union; es gibt im Norden sogar viele Männer, die keine Gegner der Negersklaverei sind. Die feste Burg der Sklaverei ist aber allerdings im Süden, wie die Abolutionisten ihre Stärke im sklavenfreien Norden haben; Freunde und Gegner der Einen wie der Andern sind jedoch überall, und mit den großen Parteinamen Whig oder Demokrat stehen sie nicht in nothwendiger Beziehung.

Diese beiden Hauptparteien, welche in allen Fragen von nationaler Bedeutung allein den Ausschlag geben, haben vielmehr nur in der Unionsverfassung Ursprung und Halt, und eben deshalb ist Jeder in den Vereinigten Staaten entweder Whig oder Demokrat. Das Maß der Souveränetät, welche jedem Einzelstaate, der Gesammtheit des Bundes gegenüber, zuzurechnen sei, das war der ursprüngliche Streitpunkt, der die beiden Parteien schuf, und das nährt sie bis auf den heutigen Tag. — Die Whigs sind so

gute Republikaner, wie die Demokraten — beide stehen fest auf dem Boden der demokratischen Verfassung und der bürgerlichen Freiheit, und beide wollen niemals etwas Anderes. Aber die Whigs betrachten sich als Träger des konservativen Princips in dem Verfassungswerke — sie wollen keine Schwäche der Föderalgewalt zu Gunsten der Souveränetät der Einzelstaaten, sie streben beständig einer weitern Decentralisation entgegen, weil sie sie für die Dauer der Union und ihre Machtstellung nach Innen und Außen Gefahr bringend halten. Die Demokraten ihrerseits suchen beständig den Einzelstaaten ein größeres Maß von Selbständigkeit und Willensfreiheit zu vindiciren. Sie fühlen sich beengter in den Banden der Föderalverfassung, als sie glauben, daß es gut sei. Sie vereinigen das feurigste Yankeeblut unter ihrem Banner, das die ganze Welt der Republik erobern möchte und die Freiheit in Handel und Gewerben, in Schifffahrt und andern nationalen Beziehungen unverkümmert obenan gestellt wissen will. In der Demokratie sind alle Männer des „Go a head“ vereinigt: des „Immer zu! Immer drauf!“ Die Whigs hingegen vertreten vorzugsweise das Kapital, die Interessen des großen Erwerbs, der heimischen Fabrikation, der Eisenbahnen, der Kanäle, der Banken und eine vorsichtige, kluge, auf Erhaltung des Friedens gerichtete Politik nach Außen. Sie treten, möchte man sagen, vornehmer, diplomatischer auf, als jene, und fügen sich den im internationalen Verkehr hergebrachten Formen williger. Die demokratische Partei hingegen hat in dieser Beziehung ein viel rauheres Gepräge. Sie macht sich wenig Skrupel in der Politik, verfolgt ihr Ziel auf kürzestem Wege, stellt, ohne Heuchelei und ohne Verlarvung, das amerikanische als das eigene Interesse stets keck in den Vorgrund und kümmert sich wenig oder nichts um das Urtheil und die Ansichten der übrigen Welt. Sie ist sich der Machtstellung ihrer Nation vollbewußt und vom Vorgefühl durchdrungen, sie sei zur Erlösung der übrigen Welt von Alleinherrschaft und Absolutie, wenn nicht zur Weltherrschaft berufen. Dieß macht sie stolz, ruhmredig, herausfordernd; sie setzt sich hinweg über die konventionellen Schranken der Sitte und der Höflichkeit, ja, sie findet viele Formen der europäischen Gesellschaft ungenießbar oder lächerlich. Freier, offener, großmüthiger, weitherziger als der Whig, gilt dem Demokraten die Demokratie selbst als das Höchste, als das dem Staate, wie dem Bürger, Ersprießlichste; er macht mit Eifer und Hingebung Propaganda für seine Partei und ihre Grundsätze nicht weniger um ihrer selbst, als um seines Vortheils willen. Ja, er würde den Demokraten selbst dem Amerikaner voraussstellen, wenn er sich beide nicht als Eins dächte; jedenfalls stellt er den Gentleman beiden nach. Unter der Fahne der Demokratie schaaren sich viele der größten Talente, die feurigsten, fähigsten Köpfe, die reichsten, edelsten Geister; aber auch die rohesten der Volkselemente und der ganze Janhagel der Union. Ihr gehören all die Abenteurer und Tollköpfe, welche durch Dünn und Dick gehen, ohne viel nach Recht und Gesetz zu fragen; in ihrem

Schooße werden die Pläne geboren für Krieg und Eroberung auf eigene Faust; dort brüten die Geister die Wiedergeburt des Flibustierwesens aus, um fremde Länder mit tollkühnen Freischaaren zu ergattern; dort rathet die permanente Verschwörung bei hellem Tage, welche das Feuer des Aufstandes schürt überall, wo sie Brennstoff aufgehäuft, Unterdrückung und Knechtschaft findet. — Aber beide Parteien — Demokraten und Whigs, — sind patriotisch durch und durch; und so verschieden auch ihr äußeres Wesen sich kund gebe in vielen Dingen, — so stehen doch beide unabänderlich und unerschütterlich auf demselben Boden: der Unionsverfassung. Ueber wirklich fundamentale Dinge ist zwischen ihnen kein Streit, keine abweichende Meinung berührt das Leben des Gesammtstaats, — die Verfassung gilt der einen, wie der andern Partei als ein heiliges, unantastbares Gut, und wo immer in der Hitze des Streits die eine aus dem rechten Geleise weichen will, wird sie von der allmächtigen öffentlichen Meinung alsbald in dasselbe zurückgeführt. Es ist gleichsam ein Dogma in dem politischen Glauben aller Amerikaner ohne Unterschied, daß die Unionsverfassung die Mutter und Quelle ihrer beispiellosen Wohlfahrt, ihres Wachsthums, ihrer Größe und Macht sei, durch welche sie die Völker und Fürsten der alten Welt mit Erstaunen, Hoffnung und Furcht erfüllen. Wenn alle Parteien in tödtlichem Hader unter einander befangen scheinen, vereinigt sich der Ruf: „The constitution for ever!“ unfehlbar wieder.

Und nun schüttele den Staub von deinen Füßen und lasse es dir gefallen, daß ich dich in das Kapitol, in die Halle der Repräsentanten führe, wo zwar kein Thronsessel, aber ein Altar der Freiheit steht, an dem die Weisen und Helden, ein Washington, Franklin, Jefferson und Madison als Oberpriester dienten.

Die Repräsentantenhalle befindet sich im südlichen Flügel des Kapitols. Es ist ein halbkreisförmiger Saal mit gewölbter Decke, der sein Licht durch eine Reihe hoher Bogenfenster empfängt. Im Fond des Halbzirkels befinden sich die Bänke der Volksboten. Sie sind gegen die Tribüne des Sprechers (des Präsidenten) gerichtet, vor der eine Tafel steht, an welcher die Sekretäre sitzen. Hinter der Tribüne und zur Seite derselben, getragen von Säulen korinthischer Ordnung, ist die Gallerie der Zuhörer.

Wir steigen die Freitreppe am östlichen Portiko hinan. Noch hat die Sitzungsstunde nicht geschlagen. Wir haben Zeit, die Aussicht von der Platform zu genießen. Zu unsern Füßen ist der Kapitolplatz (Capitol-Square) mit seinen großen Gebäuden, und aus dessen Mitte läuft in schnurgerader Richtung die prächtige Kapitolstraße 2 Meilen lang fort, während nach rechts und links, fächerförmig, andere Straßen ausgehen. Die prächtigsten derselben sind die Avenuen von Pennsylvanien und Maryland, welche, bei einer Breite von 150 Fuß und einer Länge von mehren Meilen, mit den schönsten Anlagen in Paris, Berlin und Petersburg wetteifern können. Der Potomac, welcher seine Wogen seeartig ausbreitet, bespült die

Stadt in Oſt und Süd, und jenſeits der ſpiegelnden Fluth findet das Auge einige mit Landhäuſern und Gartenanlagen bedeckte Hügel als Ruhepunkte, nordwärts aber umrahmen die blauen Gebirge von Blue-Ridge die Viſta. Breite Kanäle durchziehen die Stadt und tragen Boote und Schiffe. Die Eiſenbahn von Baltimore mündet auf der Pennſylvania-Avenue unweit des Kapitols, und fünfzehn Telegraphendrähte, die nach allen Richtungen fortgehen, ſind beſtändig in Bereitſchaft oder in Thätigkeit, um an das Ohr des Volks jedes bedeutende Wort zu tragen, welches aus dem Munde ſeiner Boten geht. Das ungeheure Gebiet der Freiſtaaten hat im Kapitol den föderaliſtiſchen Mittelpunkt. Hier iſt der Hauptſitz des Geſammtlebens.

Die Zeit der Sitzung kommt heran und die Scene wird belebter. Es ſind meiſtens ältere Herren, in gewöhnlicher anſpruchsloſer Kleidung, welche die Freitreppe des öſtlichen Portals hinaufſteigen und durch die Pforte, welche zur großen Rotunde führt, in's Innere treten. Die meiſten kommen zu Fuß, andere in Fiakern, manche auch in einſpännigen Cabs, die ſie ſelbſt führen. Man ſieht keine Karoſſen mit buntfarbigen Wappenſchildern und goldgeſtickten Jägern und Lakaien; keine Orden und Sterne; keine Neugierige; keine Sicherheitsbeamten, die auf jede Bewegung der Gaffer und Begafften achten; keine Wachen an den Pforten; keine Gensdarmen auf dem Platze; keine Uniform in der ganzen Umgebung. So anſpruchslos und einfach, ſo alltäglich, ruhig, und ſtill iſt's vor dem Kapitol, wie auf den Straßen des ſtillen Waſhingtons. Das Bürgerthum der großen Republik iſt keine Phraſe; es trägt das Bürgerkleid überall und kennt kein anderes.

Wir folgen einem Abgeordneten durch die Rotunde, in welcher die Statuen der großen Männer der Union von ihren Piedeſtalen herab ernſt und mahnend auf die Vorübergehenden ſchauen, und treten durch eine Flügelthür in den Korridor, an deſſen Ende eine Treppe iſt, die zur Gallerie führt. Die Gallerie iſt die Glanzpartie des Hauſes. Die geſchmackvolle Anordnung, die geräumigen und bequemen Sitze laſſen den Eintretenden ſogleich erkennen, daß das Publikum hier für Etwas mehr gelte, als die Zuhörerſchaft einer deutſchen Ständekammer. Die Gallerie iſt gewiſſermaßen die Loge des Souveräns — des Volks.

Die Anordnung im unteren Raume des Saals, wo die Repräſentanten verſammelt ſind, iſt ſo zweckmäßig wie einfach. Die Sitze ſind von braunem Holz, gepolſtert, alles Schmucks bar. Der Fußboden iſt mit Teppichen belegt. Gleichwohl wird uns dieſe Rotunde ehrwürdiger erſcheinen, als die Thronſäle der mächtigſten Herrſcher und Könige; denn hier lenkt die feſte Bürgerhand die Geſchicke eines Reichs, welches die Anwartſchaft zur Weltherrſchaft in ſich trägt, einer Herrſchaft, die keine andere iſt, als die Herrſchaft der bürgerlichen Freiheit.

Die Bänke haben ſich allmählig gefüllt. — Der Sprecher des Hauſes beſteigt die Eſtrade und läßt ſich auf ſeinem Seſſel nieder. Es iſt ein

frischer Greis; milder Ernst sieht aus seinen blauen Augen und um die vom Nachdenken gefurchte Stirn spielen dünne weiße Locken. Seine grobknochige Rechte hält ein Papier. Er erhebt sich. Schweigen herrscht in der Versammlung. Die Sitzung ist eröffnet.

Eine Frage der äußern Politik steht auf der Tagesordnung des Kongresses. Der Präsident nennt einen Namen. Am Ende einer der vorderen Bänke richtet sich ein Mann auf — er scheint ein rüstiger Sechziger zu sein, — eine breitgeschulterte, stämmige, kräftige Figur mit gutmüthigem Ausdruck, einen Zug feiner Satyre um die Winkel des vollen Mundes. Es ist General Caß, als Patriot wie als Redner gleich geehrt. Er spricht gegen die Uebergriffe der Engländer auf der Musquitoküste und schließt seine Philippica mit dem energischen Rath, ein Paar Fregatten abzusenden und sie hinaus zu werfen. „Was hat die Regierung dieser Republik gethan, zur Wahrung ihres Grundsatzes, keine neue Niederlassung der Europäer auf unserm Kontinent zu dulden? Sie antworte!“ Sie läßt sich's nicht zweimal sagen. Von der Bank gegenüber erhebt sich ein schlichter ältlicher Mann, dem Ansehen nach ein Farmer. Arbeit, Sorge und Jahre haben sein Gesicht in Falten gelegt; aber unter seinen buschigen, dicken Brauen blitzen ein Paar Augen, welche Schärfe des Verstandes und Leidenschaft zugleich verrathen. Humor und Spott liegen um seinen breiten Mund, und die hochgewölbte Stirn kennzeichnet den fertigen Denker und den umfassenden Geist. Webster ist's, der Minister des Auswärtigen. Er rechtfertigt die Handelsweise der Regierung in einer glänzenden Rede aus dem Stegreife; er äußert sich über die internationalen Verhältnisse mit einer Freimüthigkeit und Offenheit, vor welcher die Diplomaten der alten Schule erblassen würden. — Ihm folgt ein Greis, eine hagere, ernste Gestalt, um deren Haupt ein Paar spärliche, weiße, glatt herabgekämmte Haarlocken wehen. Das ist Henry Clay, der Mann des Südens, der Nestor der großen Staatsmänner der Republik, der Freund Washingtons und Jeffersons. Der große Kentuckyer ist unstreitig das erste Rednertalent; aber mehr als das hat ihn in der Achtung seines Volks und der Zeitgenossen seine politische Weisheit, sein Patriotismus und seine seltene Uneigennützigkeit gehoben. Die Kandidatur der Präsidentenwürde lehnte Clay allemal ab. Es ist etwas Ehrfurchterweckendes in seiner Erscheinung. So müssen die strengen, großartigen Gestalten des republikanischen Roms gewesen sein, die ruhig den Feind und den Tod auf ihren Sitzen erwarteten*). — Wer ist aber der lebhafte Rundkopf dort mit dem struppigen Haar und dem Knebelbart à la Haynau, der jetzt aufsteht? Scott, der Held von Buena-Vista ist's, das erste militärische Talent der

---

*) Webster und Clay sind seitdem beide geschieden, und noch trauert das Volk um die großen Bürger.

Union. Scott war bei der letzten Präsidentenwahl der Kandidat der Whig-Partei, welche, nach langem Schwanken zwischen ihm und Webster, fast alle Stimmen auf Scott vereinigte. —

Es sind der Männer noch viele im Kapitol des westlichen Roms, welche der Amerikaner mit Stolz seine Repräsentanten nennt; aber was nützte es, wenn ich sie euch alle zu zeigen wüßte! Nicht die einzelnen Menschen sind's, die unser tiefes Interesse erregen; das Große ist's, die Gesammtheit, wie es die aufgehende Sonne, nicht der einzelne Lichtstrahl ist, was uns entzückt.

Wer ist's, der sich der Bewunderung wird enthalten können, wenn er unbefangen vor diesem Staatsbau steht, wo die Ebenbürtigkeit unter allen seinen Bürgern waltet, wo aller Unterschied der Stände aufgehört hat, wo alles Vorrecht dem Verdienste gewichen ist, wo die Selbstregierung der Gemeinde Wahrheit ist und ein Fundament der Selbstregierung für den ganzen Staat? — Wer kann sich des Beifalls enthalten bei Betrachtung eines Staatsgebäudes, das der Instinkt der Freiheit und Vernunft aufgeführt hat mit einer Einfachheit und Folgerichtigkeit, die nicht vollkommener gedacht werden kann? eines Staatsgebäudes, sage ich, wo keine Spur zu finden ist von einem besondern Recht und Privilegium, wo kein einheitlicher Bundesstaat durch Centralisation die Freiheit würgt, sondern ein Staatenbund besteht, in welchem das Streben jedes Einzelstaats, seine Souveränetät neben der Obergewalt der Föderation zu wahren, die Waffen der Freiheit beständig übt, und wo jeder einzelne Mensch im Staate die möglichste eigene Unabhängigkeit fest behauptet? — wer kann, sage ich, ohne die lebhafteste Theilnahme diese große Republik betrachten, die, ächtbürgerlicher Natur, nicht aufgebaut scheint nur für ein Land und ein Volk, sondern für die ganze Welt?

„Und dieses ganz neue Gemälde eines vorher nie dagewesenen Staats liegt seit 70 Jahren aufgerollt vor den Augen Aller . . . . . Der Individualismus, das charakteristische Kennzeichen der neuen Zeit und der protestantischen Menschheit, hat hier seine größten Rechte errungen. Im Gegensatz zu den Republiken der klassischen Welt, ist hier der Staat mehr für das Individuum da, als dieses für den Staat. Die staatliche Ordnung ist in Dienste der persönlichen Freiheit getreten. Die größten Gebiete, auf denen sich die menschlichen Ansprüche mit den staatlichen immer noch streiten, wie die Kirche, sind hier dem Staate gänzlich entzogen. . . . Was aber das Wunderbarste ist, — dieser neue Staat (der auf Sand gebaut schien) hat mit den erstaunenswerthesten Erfolgen des Glücks und der Macht alle andern plötzlich überholt und der Zweifler gespottet. Die Volksherrschaft und Selbstregierung haben sich auf einem unermeßlichen Raume vereinbar gezeigt mit Ordnung und Gedeihen, Beweglichkeit der Verfassung mit Anhänglichkeit an bewährten Bestimmungen, die freieste Religionsübung mit Religiosität, die Abwesenheit der Militärmacht mit

kriegerischem Geiste, der ungeheure Anwuchs einer zusammengewürfelten Bevölkerung mit Vaterlandsliebe, die in der Freiheit wurzelt, die Verwaltung und Regierung durch Vertreter und Diener, die von den Armen aus den Armen gewählt sind, mit Ordnung und Sparsamkeit im Staatshaushalt. Dieß Gedeihen, in Verbindung mit der Einfachheit der Regierung, welche dem schlichtesten Verstande klar ist, hat diesen Staat und diese Verfassung zu dem Vorbilde gemacht, wohin die durchschnittliche Einsicht, die Unzufriedenheit und der Freisinn in allen Nationen streben; seine 1776 erklärten Rechte sind das Glaubensbekenntniß des Liberalismus der ganzen Welt geworden." (Gervinus.)

Ich kann diesen Aufsatz nicht schicklicher endigen, als mit dem Schluß der Abschiedsbotschaft, welche der Präsident Fillmore an den Kongreß am 6. December v. J. richtete. — „Wir erfreuen uns" — sagt er — „der Segnungen einer freien Regierung, und kein Mann, der ein amerikanisches Herz im Busen trägt, würde seine Freude verhehlen, wenn diese Segnungen auf alle andere Völker ausgedehnt würden. Wo irgend der Unterdrückte mit seinem Bedränger kämpft, da ist allemal unsere innigste Theilnahme dem erstern gewiß und wir wünschen ihm auf's Lebhafteste den Sieg. Wenn wir demungeachtet, vom Anbeginn unserer Republik bis auf den heutigen Tag, uns grundsätzlich von aller Einmischung in die innern Angelegenheiten anderer Völker fern gehalten haben, so ist die Folge davon gewesen, daß unser Land seine friedliche Bahn zu Gedeihen und Wohlfahrt ohne Beispiel fortwandelte, während Europa in verheerende Kriege und in alle Leiden, bald des Despotismus, bald der Anarchie, verwickelt war. Jetzt, wo uns Europa, vermöge der Dampfschifffahrt, bis auf wenige Tagereisen nahe gerückt ist, müssen wir nothwendig seinen Bewegungen größere Aufmerksamkeit schenken; aber so wenig wie der Rath weise sein würde, daß wir in Brüderschaft mit Potentaten treten sollen, welche seit Menschenaltern das Blut und das Geld ihrer Unterthanen vergeudet haben, um das sogenannte „Gleichgewicht der Macht" aufrecht zu halten, so wenig wäre es verträglich mit dem Grundsatz der internationalen Gerechtigkeit und staatsmännischer Weisheit, unsern Arm zu erheben in der Absicht, die Monarchien in Europa umzustürzen und an ihrer Statt republikanische Staatseinrichtungen einzuführen. Möge uns Frankreichs Beispiel als eine Warnung dienen! Nicht Revolutionen allein, am wenigsten aber solche, welche fremde Waffen unterstützen, führen die Völker zur Freiheit. Erinnern wir uns, daß unsere eigenen freien Staatseinrichtungen, welche uns so glücklich machen, auch nicht bloß Kinder unserer Revolution sind. Sie hatten — mögen wir dieß nie vergessen! — ihre Wurzel in den Freibriefen, bei denen die englischen Kolonien in der Selbstregierung erwuchsen, und unsere Revolution befreiete uns nur von dem ausländischen Königthum, als dessen Regierung unsern freien Einrichtungen nicht mehr entsprach. Bis die europäischen Völker für die Selbstregierung

geschult sind, muß, glaube ich, wie bisher, so auch jede künftige Anstrengung, dieselbe durch blutige Revolutionen zu erringen, mißlingen. Wenn die Freiheit nicht nach ihren Rechten und Pflichten von den Völkern klar und deutlich erkannt ist und der gesetzlichen Regelung, übereinstimmend mit den Volksbegriffen, entbehrt, schlägt sie in Anarchie um, der allemal die scheußlichste Despotie nachfolgt. Unsere eigene politische Aufgabe bleibt es daher, uns selber weise zu leiten, und beständig solch ein Beispiel nationaler Gerechtigkeit, allgemeiner Wohlfahrt und wahren Ruhms zu geben, daß andere Nationen daran die Segnungen der Selbstregierung, die Macht und Kraftentwickelung, welche eine solche ermöglicht und das unvergleichliche Gedeihen eines wahrhaft freien Volkslebens erkennen und den langen Weg voll Mühe und Selbsterziehung nicht scheuen, der uns dahin geführt hat."

„Die Union durchlebt jetzt eine Periode des Fortschritts, wie er in der Weltgeschichte ohne Beispiel ist. In dem abgelaufenen halben Jahrhundert hat sich die Anzahl unserer Staaten nahezu verdoppelt, die Volksmenge sich vervierfacht, das Nationalvermögen ist um weit über das Zehnfache vergrößert und unsere Grenze vom Mississippi bis zum Stillen Ocean gerückt. Unser Gebiet, an natürlichen Schätzen so unermeßlich reich, und mit allen Mitteln für den Erwerb und für den Komfort des Lebens gesegnet, ist mit einem Netz von 17,000 Meilen Eisenbahnen durchzogen und wird von 4000 Meilen Kanälen durchfurcht, 2500 Dampfschiffe bedecken unsere Ströme, unsere Seen, alle Meere; unsere Segelflotte ist an Zahl und Trächtigkeit die erste der Welt geworden. Die erfinderische Begabung in unserm Lande ist auf's Höchste gespannt, und die zahlreichen Gesuche um Patente für wichtige Entdeckungen und Verbesserungen in allen Gebieten der angewandten Wissenschaften zeichnen das große Volk vor allen andern aus. Der Genius eines Amerikaners hat es den Menschen ermöglicht, gegen Wind und Wellen zu steuern, der Geist eines andern hat für die Mittheilung der Gedanken den Raum vernichtet. Das ganze Land ist voll der kühnsten Unternehmungen, gegen welche die Wunder der alten Welt ganz verschwinden. Unsere Schulen gewähren die Fülle des Unterrichts dem ganzen Volke, welches in der Intelligenz Aller den stärksten Hort der Freiheit sieht, unsere Betriebsamkeit häuft den Luxus und die Bequemlichkeiten des Lebens zusammen, und unser Reichthum, das Produkt unsers rastlosen Fleißes gibt die Mittel her, es zu verschönern und zu veredeln."

„All dieß überschwängliche Wohlergehen verdanken wir allerdings zum Theil unserer eigenthümlichen Lage, unserm fruchtbaren Boden, unserer verhältnißmäßig noch dünnen Bevölkerung. Aber das Meiste kommt — das wissen wir Alle, — doch auf Rechnung der volksthümlichen Staatseinrichtungen, unter denen wir leben, auf Rechnung der wohlfeilen, scharf kontrollirten Selbstregierung, die nichts vergeuden kann von dem Vermö-

E.Metzeroth sculps

DAS STADTHAUS IN PARIS

10136032

10136032

gen des Volks zu läppischen, unnützen, oder volksfeindlichen Zwecken; es kommt auf Rechnung des Umstandes, daß Jeder seine Fähigkeiten zu ehrlichem Erwerb und Fortkommen ganz ungehindert gebrauchen kann, daß Jedermann seine Freiheit, sein Eigenthum, seine Person, der Staatsgewalt gegenüber, gesetzlich und vollkommen sicher gestellt weiß, und Jedermann der Ueberzeugung voll ist, daß seine Regierung, die er selbst gemacht hat, überall gleichen Schritt mit den Wünschen, Interessen und Fortschritten des Volks hält und halten — muß. Und so mögen Sie mir, nahe dem Tage, wo ich die Macht und Gewalt, die das Volk mir als dem ersten Magistrat dieser großen Republik zuerkannt hat, in die Hände zurückgebe, aus denen ich sie empfangen, und ich wiederkehre in den Kreis des Bürgers und meines stillen Hauses, — es erlauben, daß ich Ihnen zu der beneidenswerthen Lage unseres geliebten Vaterlandes Glück wünsche. Mit der ganzen Welt leben wir in Frieden. Die Welt achtet unsere Rechte. Unsere hohe Stellung im Kreise der Völker wird uns willig zugestanden. Ja — wir dürfen es wohl ohne Ueberhebung sagen — die Summe der Wohlfahrt, die wir genießen, ist schwerlich jemals einer andern Nation zu Theil geworden. Und es ist nicht das Geringste, daß wir hinzusetzen dürfen: — nicht bloß die Bürger dieses Staats erfreuen sich dessen; sondern auch die Menschheit: — denn geöffnet sind die Pforten unseres Reichs allen Bedrängten und Verfolgten dieser Erde als eine unantastbare Zuflucht, und dem Wanderer aus der alten Welt, deren Menschenströme sich von Jahr zu Jahr mit immer höher schwellenden Fluthen in die neue ergießen, zeigen sie sich als die Schwelle einer neuen, besseren, glücklicheren Heimath."

Das Pariser Rathhaus.

(1847.)

Paris ist das aufgeschlagene Buch der neuern Geschichte. Man liest es, indem man durch seine Straßen wandelt, und der Name jedes Platzes, jedes Marktes, jeder Brücke, jedes Palastes wird zur Ueberschrift eines inhaltschweren Kapitels. Wie in Paris das Leben selbst keinem ruhigen Strome, oder stillen See, gleicht, sondern einem Wasserfalle, der mit betäubendem Geräusch von Stufe zu Stufe stürzt: — so verliert auch der Strom der Geschichte, sobald er die Ringmauern von Paris berührt, die ruhige Bewegung, er thürmt und kräuselt seine Wogen und bildet bald Strudel, bald Katarakte.

Am wildesten tosen sie im Centrum der ungeheuern Stadt, welches die Tuilerien, das Louvre, das Rathhaus, das Palais Royal, den Justizpalast und die Kaien von dem Pontneuf bis zum Palast des gesetzgebenden Körpers begreift. Es umfaßt zugleich den ältesten Theil von Paris: die Cité, wo schon Julius Cäsar Geschichte machte. Sie ist sehr unregelmäßig gebaut, voll enger, dunkler Gassen und schmaler Durchgänge und die Bevölkerung ist unglaublich dicht; auf allen Straßen drängen sich die Wagen und Menschen; denn hier, im Mittelpunkt der Stadt, kreuzen sich und berühren sich die Verbindungen aller Quartiere.

Alle Centralanstalten des Reichs sind um den Mittelpunkt von Paris versammelt: Hof, Kammern, Börse, Bank, Akademie, Ministerien, Gerichtshöfe, Münze; die großen Hospitäler und die Verwaltung der Stadt selbst. Letztere ist ausgedehnter und verzweigter als die manches Königreichs; denn Paris hat ein Budget von 55 Millionen Franken, also größer als das Budget Bayerns.

Der Sitz der Verwaltung ist das hôtel de ville, das Rathhaus, ein alter, stattlicher Bau noch aus Franz des Ersten Zeit. Es steht am Greveplatz, der auf zwei andern Seiten mit Gebäuden umschlossen ist, seine vierte aber frei der Seine zukehrt.

Auf diesem Platze wimmelt eine Welt von Ereignissen, und jeder Pflasterstein erzählt von einer großen oder schaudervollen Begebenheit. Die furchtbarsten Erinnerungen der Revolution drängen sich an dieser ihrer Richtstätte zusammen. Die entsetzlichsten Thaten, die größten Katastrophen, die größten Umwälzungen, die größte Hingebung, die ärgste Schuld, die vollendetste Bosheit, das schauderhafteste Verbrechen, — alle Tugenden und alle Niederträchtigkeiten sind abwechselnd über diese Bühne gegangen. Wenn du auf dem Greveplatz stehst, stehst du gleichsam im Mittelpunkte der neuern Geschichte; du siehst weltbewegende Begebenheiten über dir, um dich, unter dir, alle treibend, oder getrieben, alle brütend und mit Fortwirkung ohne Ende.

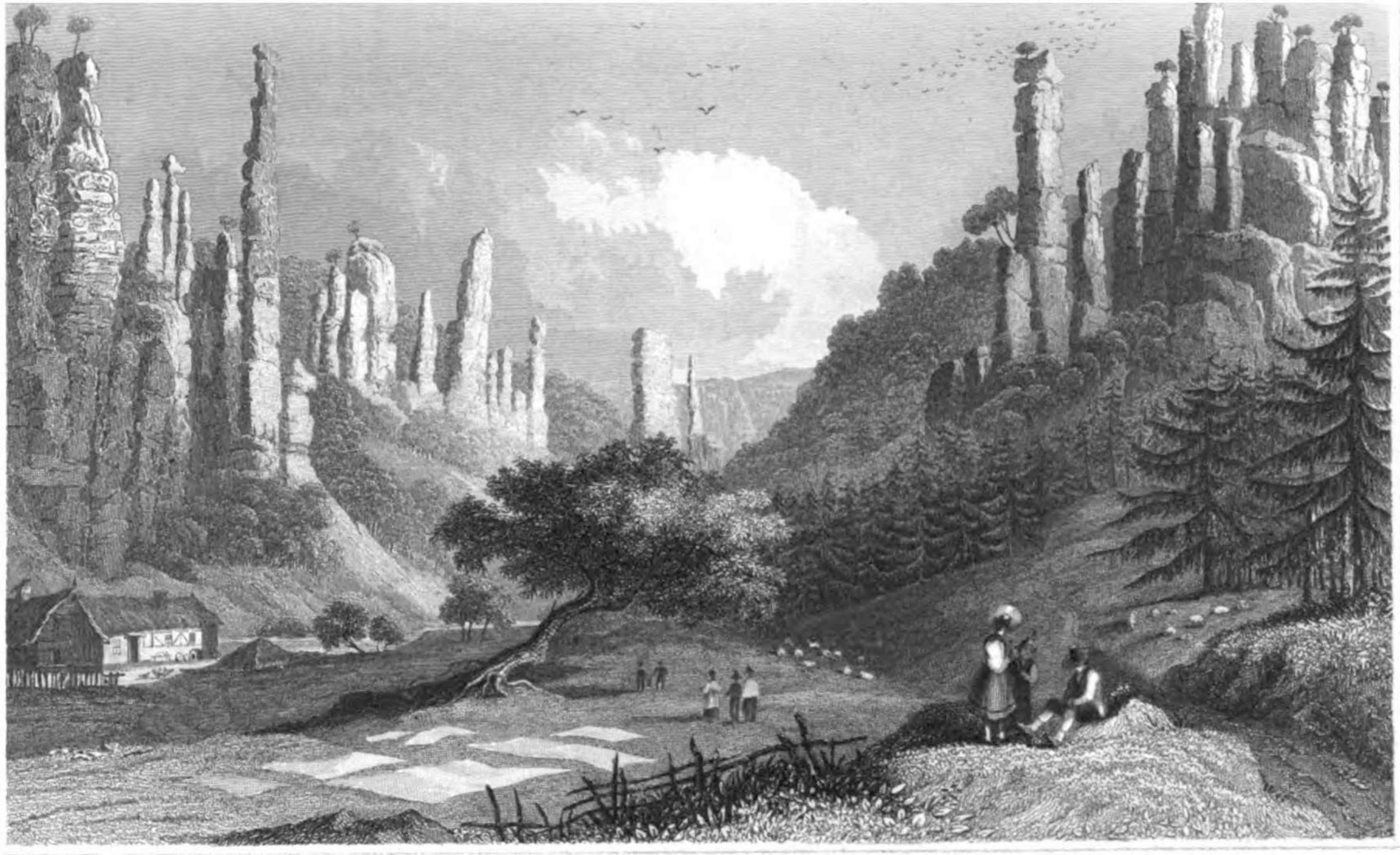
Das Pariser Rathhaus steht hier ganz an seinem Platze, denn welche Scenen haben seine Säle gesehen, welche Begeisterung und Aufopferung für das Herrlichste und Edelste auf Erden, und welche Auftritte kannibalischer Mordlust, teuflischer Intrike und superlativer Thorheit! An jenem Mittelfenster wurde Ludwig XVI., nachdem ihn der Pöbel von Versailles geholt hatte, dem Volke vorgestellt als neuer Kustos der jungen Freiheit, und an demselben Orte präsentirte Lafayette den Ludwig Philipp als — die beste Republik! Hier hatte die Revolution ihr Hauptquartier viele Jahre. Hier saß sie zu Gericht und stürzte ihr blutiges Beil auf Schuldige und Unschuldige herab; hier machte sie ihre Verwandlungen, hier wurde sie geschändet und verrathen, hier verkauft und verhandelt; hier hat man die Freiheit als Sklavin dem Kaiserthum überantwortet, das Kaiserthum der Restauration geopfert und diese der zweiten Revolution. Wenn man die Gesetzgebung in die Narrenhäuser verlegte, Aergeres könnte nicht

zu Tage kommen, als aus diesem Hause hervorging. 1793 beschloß die Stadtgemeinde, die Pariser Zuckerbäcker sollten bei Todesstrafe ihre Süßigkeiten ohne Zucker backen; denn Zuckergebackenes mache aristokratische Gesinnung; ein anderes Dekret des Gemeinderaths erklärte alle Personen für des Royalismus verdächtig, welche bei den Speisewirthen nur die Kruste vom Brode äßen, und die Krume liegen ließen; ein anderes Dekret in demselben Jahre beschuldigte des Aristokratismus alle Haarkräusler, welche das Haar der Guillotinirten kaufen würden, um Perücken daraus zu machen, und wer von einem Hingerichteten Haare auf seinem Kopfe trüge, der solle selbst zur Guillotine. In Folge dieser und ähnlicher Gesetze wurden noch an demselben Tage 7090 Personen eingezogen. Am 21. Floreal des nämlichen Jahres wurde beschlossen, ein Ehrenprotokoll darüber aufzunehmen, daß man 1687 Franzosen guillotinirt habe; und in dem nämlichen Jahre wurde der Beschluß gefaßt, die große Nation solle ein höchstes Wesen anerkennen! Hier wurden den Robespierres, den Marats und andern Männern des Schreckens Bürgerkronen votirt, hier hatten alle Häupter der Revolution nach einander ihre Stützen; aus diesen Sälen gingen sie hervor, und in diesen Sälen wurden sie verlassen und geopfert. Hier gab die gute Stadt Paris Napoleon, nachdem er die Freiheit erwürgt hatte, die glänzendsten Feste; hier legte sie sich ihm demüthig zu Füßen und goß die Schale der Vergötterung über ihn aus, und hier wurde von der nämlichen guten Stadt Paris seine Absetzung 1814 mit Jubel empfangen. Hier hat man die fremden Eroberer begrüßt, hier für Ludwig XVIII. die Beinamen: Ersehnter und Vielgeliebter — votirt, kurz nachher Ehrenpforten und Adressen der Unterwürfigkeit und Treue für den Kaiser, als er von Elba wiederkam, und ehe noch die Tinte des Protokolls darüber trocken war, da ward, nach der Waterlooschlacht, Napoleons abermalige Absetzung vorgeschlagen. Hier machte man Ehrenadressen an Karl X., hier stieß man die ältern Bourbons vom Throne, und hier ward Ludwig Philipp auf den Thron erhoben.

So ist Paris, so ist Frankreich; — aber über den Erscheinungen steht die ewige Weisheit und lenkt mit Gerechtigkeit und Liebe. Sie, die auf dem Schneehügel des Grabes neues Leben weckt, knüpft auch die Faktoren der Weltgeschichte, so nichtig und verwerflich sie einzeln sein mögen, in einen Strauß zusammen, der die Menschheit schmücken und verschönern kann, so wie er schädliche Nebel zusammen schaart, oder schwarze Feuerwolken, wenn er seine Erde mit befruchtendem Regen erquicken will. Darum sollen wir, geschieht auch Arges vor unsern Augen, nicht verzagen, sondern Vertrauen behalten zu Dem, der die Gestirne in ihre Bahnen weist, und nur selbst vom Streit für das Rechte und Gute nicht lassen, wenn auch das Schlechte zuweilen siegt und das Unrecht vorübergehende Triumphe feiert.

10136032

10136032



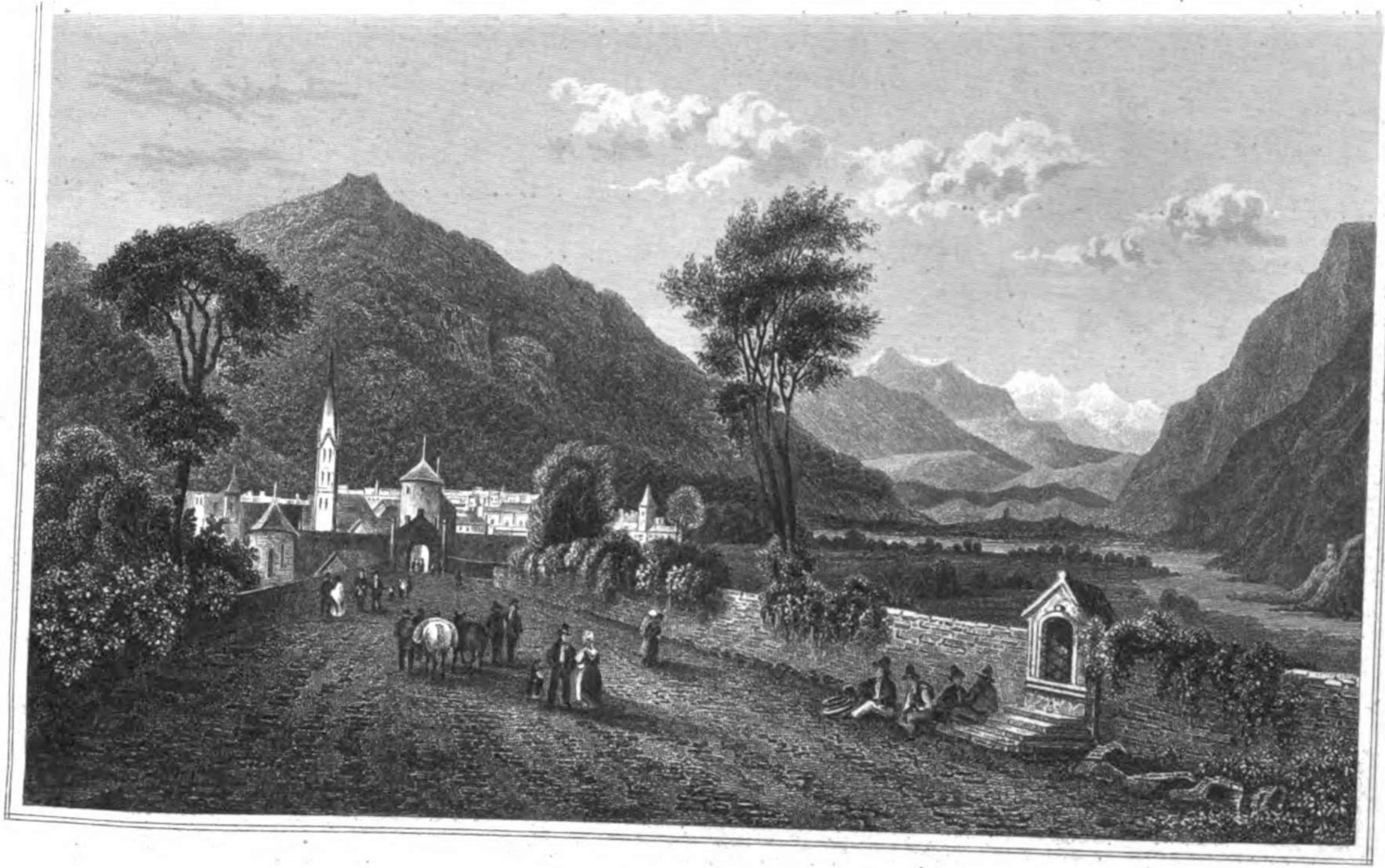
DER BIELER GRUND

in der Sächsischen Schweiz

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Eigentum d. Verlegers

10136032



CHUR

Aus d Kunstanst. d. Bibliogr. Institut in Hildburghausen

Eigenthum d Verlegers

10136032

Oder ist der Ausdruck zu hart für die Erscheinung, die von der Geschichte uns vorgeführt wird und noch in der Gegenwart ihren breiten Boden hat, die Erscheinung, daß auf dem weiten Raume manches Volkslebens nur Oasen von Freiheit, Bildung und ihrem Glück zu erkennen sind und alles Dazwischenliegende diese Oasen nur umgibt, um sie desto beneidenswerther zu machen? Hat noch Niemand ein Land gefunden, in welchem er Tage lang nur seufzend arbeitende Menschen sah, denen der Schweiß aller Anstrengung weiter nichts abwarf, als die nothdürftige Erhaltung des thierischen Theils ihres Menschenlebens? Gibt es wirklich keine Länder mehr, wo Menschen, Geschöpfe Gottes wie wir, sogar zum eisernen Vieh gezählt werden können? Freilich stehen, seitdem das Christenthum die Begriffe von Gottheit und Menschheit veredelt und den großen, die ganze neuere Civilisation beherrschenden Gedanken der Gleichheit und Gleichwürdigkeit aller Menschen vor dem höchsten Wesen ausgesprochen hat, Sklavenstaaten, ob kaiserliche oder demokratische, auf der tiefsten Stufe sittlicher Kultur und sind Gegenstände der Klage, Mahnung und Verachtung aller Menschenfreunde; — aber nicht minder groß sind die Wüsten, wo, ohne leibliche Sklaverei, dem Geiste des Volks die Bildung vorenthalten wird, die allein den Menschen aus dem Thierstand erhebt und ihn fähig macht, die Gaben des Fleißes und der Natur in Freiheit zu genießen, menschlich glücklich zu sein! Ueberall, wo nur Einzelne dieses Glücks theilhaftig sind auf Kosten Vieler, ist noch Völkerwüste, unwürdig der Religion, durch welche Europa Weltbeherrscherin geworden ist, und von höchster Gefahr für diese Religion selbst und die gesammte Civilisation. Das Schlimmste ist aber, daß es nur solche Völkerwüsten sind, von denen der Mensch sich rühmen kann, daß in ihnen die Sonne nicht untergeht, und sie sind reich an Allem, was nur immer Land- und Wasserwüsten schrecklich macht: an tausend Mühseligkeiten für die Karawanen des Fortschritts, an unvergleichlichen Gefahren und Kämpfen für den Mann, den der Drang zur Beglückung verwahrloster Völker unter ihre Sonne treibt, und reich endlich an hohnlachenden Paradiesen für warm- und kaltblütige Ungeheuer.

Um so freudiger begrüßen wir ein Fleckchen der alten Erde, in dem freilich die Sonne jeden Tag auf- und untergeht, ja, das sie mit einem Blick überschaut, aber der thut ihr wohl! Das ist ein Ländchen, wo, umgekehrt von der Wüstenregel, auf Kosten Einzelner Viele glücklich geworden sind. Und schön ist das Ländchen! Ich habe es mit den leuchtenden Augen beseligenden Hochgefühls durchschritten und kann dir was davon erzählen.

Wie gekrönte Herren hat auch das Ländchen zwei Titel, einen kleinen und einen großen; mit jenem heißt es einfach „Graubündten", mit diesem aber: „Republik der drei Bünde im hohen Rhätien." Das strahlt stolz wie Alpenglühen! Und stolz zu sein haben die Männer von

Bündten zwei und ein halbes Recht: ein ganzes auf ihr Land, ein ganzes auf ihre Geschichte, und ein halbes auf ihre Verfassung.

Es ist ein Land voll Pracht und Wunder der Natur. Als ob die Schöpfung hier ihren Centralalpenschmuckkasten aufgestellt hätte, bietet Graubündten alle Herrlichkeiten, Schrecknisse und alle Anmuth der gesammten Schweiz innerhalb seines Granitrahmens, der höchstens 140 Geviertmeilen umschließt. Wer aus der Höhe, aus der Vogelperspektive einen Blick hinabthun könnte, der sähe auf ein wahrhaftes Netz von Gebirgen und Thälern und könnte seine Freude haben am Zählen der Gletscher. Gegen 2500, in ihrer Verkettung wohl kaum noch ganz erforscht, bilden dort die unerschöpflichen Wasserbehälter für Europa's größte und schönste Ströme. Hunderte von köstlichen Bächen, klar und stürmisch wie die gesundeste Jugend, brechen durch furchtbare Felsschluchten sich ihren Weg, oder hüpfen und rieseln zwischen den lieblichsten Matten hin oder schlängeln und wälzen sich durch reizende Thäler, wo bald die Aehren der besten Frucht wogen, bald Kastanienwälder deinen Pfad beschatten, bald Weinlaub die Hügel und Füße der hohen Berge schmückt. Hier heißt es richtig: Herz, was magst du? Alle Klimate von der milden mittleren bis zur kältesten Zone ziehen ihre Luftstreifen vom tiefsten Thale bis zum höchsten Eishorn. Du kannst dir im höchsten Sommer die untröstliche Temperatur von Spitzbergen ersteigen. — Eine Ordnung und Eintheilung in dieses Chaos, wie es den solcher Großartigkeit gegenüber gar schwachen Sinnen des Menschen erscheint, bringen die Hauptthäler, welche drei großen Strömen dienstbar sind: dem Rhein, der Donau und dem Po. Den Rhein (Hinterrhein) haben wir schon begrüßt am Ende unserer Splügenfahrt (Bd. VIII., S. 114 ff.); wir haben ihn weiter begleitet vom Postdorfe Splügen durch die Viamala bis nach Reichenau (Bd. IX., S. 9). Hier braust vom Gotthardt her der Vorderrhein herzu, der den Mittelrhein (eigentlich Rhein de Medels) bereits aufgenommen hat, und der ganze Rhein ist fertig und strömt nun im schönen breiten und immer belebteren Thale dem Calanda entlang in südöstlicher Richtung bis in die Nähe von Chur, von wo er, die rein nördliche Richtung einschlagend, seinem Bodensee zueilt. Zur Donau stürmt durch das Engadin der Inn, der für sie die Wasser der höchsten Gletscher und Alpenseen des Landes sammelt, und jenseits des Septimer, Splügen und Bernhardin stürzen alle Bäche der Adda und dem Ticino zu, deren Gewässer, im Po vereint, durch Europa's blühendsten Garten der Adria entgegenfließen.

Ein Land von solcher Beschaffenheit kann nicht stark bevölkert sein und muß in seiner Bevölkerung ganz besondere Eigenthümlichkeiten zur Geltung bringen. Die Natur hat ihre Gaben nirgends auf so kleinem Raum ungleicher ausgetheilt. Es kämen recht gut dort Rhein- und Lappländer in geringer Entfernung neben einander fort. Während in Ober-Engadin der eisige Winter neun Monate dauert und oft im Hochsommer Schnee fällt,

die Viehzucht der einzige Nahrungszweig ist und die Armuth die junge Kraft der Gebirgler in die Fremde treibt, sitzt in anderen Thälern die Wohlhabenheit in lachenden Fluren und freut sich bei'm eigenen Wein. Wen aber nicht eigener Boden nährt, den nährt der Durchzug, mit welchem Verkehr und Reiselust die Straßen beleben. So sind Aecker und Weinhügel, Straße und Saumweg, Alme und Wald, Bach, Fluß und See die vorzüglichsten Nahrungsquellen. Der Reichthum unter der Erde lockt keine Hände herbei, das Fabrikproletariat ist dem Lande noch fremd, die Freiheit geht noch ungetrübt durch alle Thäler und wohnt noch glücklich bei der Armuth auf den Bergen, deren Zwingburgen alle gebrochen sind.

Es ist nicht immer so gewesen; die Männer im Lande mußten die Freiheit sich hart erkämpfen. — Wir wollen nicht mit den Gelehrten streiten, wer die ersten Bewohner dieser Bergwelt waren. Gehen wir gleich dahin, wo das Licht der Geschichte uns leuchtet. Da sehen wir drei durch Sprache, Sitte und Berge getrennte Völker sich in die Thäler des Landes theilen: Deutsche, Romanen und Italiener, alle drei wiederum geschieden in ebenso viel selbständige Gemeindewesen, als die trennende Bergnatur auf den Höhen, an den Abhängen und in den Thälern und Schluchten nur immer Raum zu abgeschlossenen Niederlassungen vorräthig hatte. Diese von der Natur gebotene Abgeschlossenheit ward der Grundzug im Charakter des ganzen Volks vom hohen Rhätien. Jede Gemeinde regierte sich selbst, machte sich Gesetze, die unaufgeschrieben, von Mund zu Mund forterbten, und kümmerte sich um die nächsten Nachbarn so viel und so wenig, als um die Welt draußen, der man nicht bedurfte und vor welcher Jahrhunderte lang Unwegsamkeit der beste Schutz war und die Gletschermauern sie verbargen. Auch die Zertrümmerer des Römerreichs schonten den wunderlichen Staatsbau und ließen ihn in Allem so, wie sie ihn fanden. Aus diesen glücklichen Urzuständen wurde das Volk gerissen, nicht durch das Christenthum, sondern durch die habgierigen Pfaffen, und nicht durch das Königthum, sondern durch den herrschgierigen Adel. Was man dem Volke zur Erhebung und zum Schutz errichtet hatte, Betzellen und Kapellen, Wachthürme und Burgen, das ward in ungerechten Händen zum Mittel der Unterdrückung, Aussaugung und vollständigen Knechtung desselben. Als die Frankenkönige ihres Reiches Grenzen um das hohe Rhätien zogen, erstand Kloster um Kloster, jedes reich ausgestattet mit Hab und Gut der umwohnenden Gemeinden, die Landschaften wurden als Lehen an Feldoberste und Hauptleute vertheilt, und die Wehren und Warten verwandelten sich in Zwingburgen. Hochalemannien hieß damals das Land, nach seinem Obervoigt, dem Herzog von Alemannien. Als das Reich zerfiel, wurden auch hier die Diener zu Herren, und reichsfreie Grafen und Ritter beherrschten mit der Geistlichkeit Hand in Hand ein Volk, das nur noch aus Leibeigenen, Zinsbaren und Freigelassenen bestand. Die Freien im beherrschten Lande waren zu zählen. Nur die Gemeinden der höchsten unzu-

gänglichsten Bergthäler waren entweder unentdeckt geblieben oder, als zu unbequem für den Arm der Tyrannei gelegen, vergessen worden; und diese bewahrten die Kunde von der alten Freiheit und Unabhängigkeit des ganzen hohen Rhätien treu wie eine heilige Legende.

Wie allenthalben, wo das Recht gestorben ist, war auch hier das Gewissen einzelner Machthaber der einzige Schirm des armen Volks; solcher Guten fanden sich immer, aber wenige. Die Mehrzahl der Ritter und Pfaffen scheuete sich nicht vor den bösesten Thaten. Obwohl es nun damals weder mißliebige Zeitschriften gab, noch die Stimme von Freiheitspredigern erschallen konnte, so kam es doch zur Revolution. Das Volk ertrug alle Pein des Leibes und der Seele, so lange sie erträglich war. Als aber der Herr von Fardün dem Landmann Johann Chaldar, den er mit den Seinen am Mittagstische traf, aus dem Hohne des Uebermuths in die Schüssel spie, wer würde da nicht den Unmenschen gepackt, seinen Kopf in das besudelte Gefäß getaucht und die Zornworte gerufen haben: „Nun friß, was du gewürzet hast!“ Chaldar that es, und das Zeichen zum Aufruhr war gegeben. Der Kampf war kurz, denn das starke, muthige Volk war einig. Die Feuer, die aus den erstürmten Burgen aufloderten, erschreckten die Uebelthäter und ermuthigten die Edlen zu guten Thaten. An der Letzteren Spitze stellte sich der fromme Bischof Hartmann von Chur. Er, der lange im Stillen über die Greuelthaten der Ritter getrauert, begrüßte den endlich erwachten freien Sinn des Volks mit Jubel. Aus freiem Antriebe führte er in seinem Gebiete die Republik ein und schloß ein Schutz- und Trutzbündniß mit seinen Bauern gegen den Adel. Die dankbaren Männer nannten dem Bischof zu Ehren diese freie Vereinigung den Gotteshausbund. Die Feuer loderten weiter, die Flamme leuchtete auch dem Oberland. Die Bauern stifteten dort heimlich einen zweiten Bund, und auch dort ward die Pflugschar zum Schwert. Da trat der Abt von Disentis versöhnend zwischen die Reihen, bewog die Grafen und Barone, den ungleichen Kampf mit dem stärkeren Volke aufzugeben und, zur Wahrung der gegenseitigen Rechte, mit den Gemeinden einen Bund zu schließen. Dieß geschah zu Truns unter einem Ahornbaum, der noch heute steht als ein Denkmal dieses Grauen Bundes, so genannt, weil er mit den Grafen (Graven, Grauen) geschlossen ward. Dieser Bund gab dem ganzen Lande den Namen Graubündten. Ein Theil der heutigen Gemeinden desselben stand damals unter den Toggenburgern. Nach dem Tode des letzten Grafen (1436) begann ein Erbkrieg, dem sich jene Gemeinden klug und einfach dadurch entzogen, daß sie sich für Freie erklärten und einen dritten Bund stifteten, den später sogenannten Zehngerichtenbund. So hatten Muth und Einigkeit in der kurzen Frist von 1396 bis 1436 ein aller Menschenrechte beraubtes Volk zu einem freien erhoben, und so sind auf Kosten Weniger einmal Viele glücklich geworden. Gleichwohl war der Volkssieg, in Folge des Bundes mit den Grafen und Freiherren, nur ein

halber; der Adel selbst sorgte dafür, daß er ein ganzer wurde. Im Jahre 1450 stifteten gegen die Bauernbündnisse die Ritter des Landes einen schwarzen Bund. Da begann der Vernichtungskampf, der mit der Zerstörung aller Burgen und Warten des hohen Rhätiens endete. Das Volk aber fühlte, daß ihm eine größere Einigung Noth thue, und so traten im Jahre 1471 zu Vazerol die drei selbständigen Bünde der Bauern zusammen= zu dem ewigen Bund von Graubündten.

Wir stehen damit allerdings noch lange nicht bei der Gegenwart; wie allenthalben, wo ein Volksleben auf seinem Entwickelungsgang mit Aristokratie und Hierarchie zu kämpfen hat, spann auch in Graubündten sich Streit an Streit und klirrten die Waffen bald mitten im Lande, bald jenseits der Grenzen. Der Selbständigkeitstrotz der Bauern hielt selbst den Entwickelungstrieb aus dem rohen Gemeindeleben zur staatlichen Ausbildung lange nieder, und erst 1820 gelang es der Partei der Patrioten, eine neue Verfassung in's Leben zu rufen, die hinsichtlich der Gerichtsorganisation im Jahr 1850 durch die rastlosen Bestrebungen des Reformvereins wesentliche Verbesserungen erfuhr. Der Kanton wurde dadurch, statt der früheren 26 Hochgerichte und Gerichte, in 14 Bezirke eingetheilt, an die Stelle der Hochgerichte und Gerichte traten Kreisgerichte, und statt des frühern kleinen Raths, der aus drei Mitgliedern (einem aus jedem der drei Bünde) bestand und die vollziehende Gewalt bildete, wurde eine Regierung mit ausgedehnteren und bestimmter begrenzten Befugnissen an die Spitze der Republik gestellt. Haben wir in diesem kleinen Ländchen den schönsten gothischen Aufbau demokratischer Staatsform vor uns, sehen wir, wie jede Gemeinde sich selbst regiert, jeder Bund seine eigenen Rechte wahrt und endlich die höchste frei gewählte Spitze in der Vereinigung der drei Bünde zur Republik im hohen Rhätien aufragt, erkennen wir, wie in der Natur des Graubündtnerlandes die gesammte Schweiz, so auch im Volksleben die Eidgenossenschaft hier im Kleinen wieder, freuen wir uns der aus diesem Unabhängigkeitsstolz erwachsenen kernhaften Charaktere, die in den gesunden, starken Leibern sitzen und aus den selbst im weiblichen Geschlecht ausgeprägten Gesichtern hervorblicken, so überkommt uns dagegen wieder nur zu oft das Gefühl der halben Befriedigung zwischen diesen Bergen. Nur Freiheit und Bildung schafft ein ganzes Menschenglück. Wie weit die Völker mit Bildung ohne Freiheit vorwärts gelangen, kann der Leser jeden Tag selber beobachten; daß aber Freiheit ohne Bildung eben so schlimm ist, dafür zeugt gar Manches in diesem sonst so beneidenswerthen Lande. Die Schuld daran trug die Verfassung, und deshalb gestattete ich oben den Graubündtnern nur ein halbes Recht zum Stolz auf dieselbe. Die Gemeindesouveränetät geht hier zu weit, und zwar deshalb zum Schaden des Ganzen, weil jeder einzelnen Dummheit Thür und Thor aufgethan ist. Nur Bildung macht wahrhaft frei; der Unwissende ist, mitten in seiner Freiheit, der Knecht jeder List. Aristokratie und Hierarchie sind thatsächlich

in Graubündten niedergekämpft, die Gewalt Roms ist männlich, muthvoll und glücklich zurückgeschlagen, aber der schlaue Pfaffe herrscht doch, und der kluge Holzhändler und der italienische Viehhändler verderben so viel am Land und Volk, ziehen beiden so viel Saft und Kraft aus, als weiland der Junker. Und dieß Alles ist die strafende Folge der Vernachlässigung der Volksschulen. Die souveräne Gemeinde muß nicht auf gute Lehrer und fleißigen Schulbesuch halten, sie braucht's nicht, sie will's nicht und thut's auch nicht, und sie folgt in ihrem Bauerntrotze darin genau dem, was der katholische Klerus mit Gewalt durchsetzen würde, wenn er sie hätte. Die Gemeindesouveränetät hilft ihm aber noch bequemer zu seinem volks- und freiheitsfeindlichen Ziel. Alles, was von der Regierung ausgeht, ist vortrefflich, ihre Anordnungen und Unternehmungen bezeugen einen großen, überblickenden Geist, dafür reden am lautesten die Steine, die ungeheueren Straßenbauten in den Alpen, Werke, mit welchen die kleine Republik sich stolz neben ihren mächtigen Nachbar stellen kann. Die Regierung hat jedoch ihren besten Halt in der gebildeten Jugend, im Reformverein, und nur durch diese wird der geistige Zusammenhang Graubündtens, dieses Bundesstaats, mit dem Staatenbunde der Eidgenossenschaft vermittelt. Aber vorwärts geht es an der Hand der Freiheit. Trotz des hartnäckigsten Widerstandes eines ultramontanen Klerus sind dem Schulwesen nachhaltige Verbesserungen zu Theil geworden und zwar zunächst durch Gründung eines aus Reformirten und Katholiken gebildeten gemeinschaftlichen Erziehungsraths, durch Errichtung einer für beide Konfessionen bestimmten Kantonsschule und endlich durch Hebung des früher vom Bauerndünkel oft auf's Unwürdigste hinabgedrückten Schullehrerstandes. Hoffen wir, daß die Dampfkraft, die in kurzer Zeit auf ihren eisernen Straßen vom Bodensee bis nach Graubündtens Hauptstadt und weiter in's Alpenreich dahin stürmen wird, auch dem geistigen Fortschritt des edlen Bündtnervolks einen neuen, unaufhaltsamen Zug verleihe!

Gegenwärtig schätzt man die Gesammtbevölkerung Graubündtens auf 90,000, von denen ungefähr 52,000 der reformirten, die übrigen der katholischen Kirche angehören; der Sprache und Nationalität nach gehören 42,000 zu den Romanen, 36,000 zu den Deutschen und 12,000 zu den Italienern. Graubündten ist demnach auch in dieser Beziehung das verjüngte Spiegelbild der dreisprachigen Eidgenossenschaft.

Zu Chur wanderte ich am Abend eines Herbstsonntags ein, die beste Zeit, um eine Stadt lieb zu gewinnen. Noch steht das Bild vor meinen Augen und belebt mir den hübschen Stahlstich, der es so treu und lieblich wiedergibt. Ich kam vom Südwesten her, dem Hintergrunde unseres Bildchens. Zur Linken sah ich Feldsberg, das Dorf, welchem der einsturzdrohende Calanda zu europäischer Berühmtheit verhalf. Je näher der Stadt, je breiter wird das Thal zwischen dem Calanda und dem Rhein, dem hier von Chur her die Plessur zustürzt, und den Churwalder Bergen.

Reihen und Gruppen freundlicher, heiterer Menschen wandelten vor den Thoren, die Buben jagten sich im Feld und die Mädchen tanzten auf dem Rasen, Musik erscholl im Freien und Gesang von den Höhen. Da hat man es leicht, mit warmem Herzen anzukommen bei Herrn Arnold zum Steinbock in der Vorstadt, die man freundlich nennen kann. Sobald man jedoch Graben und Mauern der Innerstadt erblickt, erwartet man nichts modern Helles und Angenehmes in den Straßen, und man wird nicht überrascht. Alles hübsch krumm und düster, zusammengedrückt und unsauber zu finden. Es ist eben eine alte Stadt, die ihre jüngeren Glieder vor den Thoren ausstreckt. Früher nahmen die hier das Rheinthal beherrschende Stätte drei Castra ein: Marsoila, Spinoila und Ymburg. Um letzteres, an dessen Stelle jetzt das Rathhaus steht, gruppirten sich die Bürgerhäuser, aus welchen die Stadt entstand. Die Römer nannten sie Curia. Zur deutschen Kaiserzeit bis 1498 war sie freie Reichsstadt. Die Reformation wurde 1526 hier eingeführt und erregte den Zorn des Bischofs in so hohem Grade, daß er sich mit dem Abt von St. Lucien und mehren weltlichen Herren heimlich verband, um die reformirte Bevölkerung Churs zu vertilgen. Der arge Plan ward jedoch verrathen und der Abt zum Tode verurtheilt und enthauptet. Oesterreicher und Franzosen trugen oft, namentlich während des dreißigjährigen und des letzten französischen Kriegs, ihre Waffen durch das Thal und vor und in die Stadt. Seitdem hat der Friede seine Werkstatt hier aufgeschlagen und mit seinem Gedeihen die rüstigen Bewohner gesegnet, deren Zahl sich auf 6000 belaufen mag. Chur ist als Hauptort des Bündtner Kantons Sitz der Behörden und höheren Bildungsanstalten. Die Domkirche, mit der Residenz des Bischofs im höheren (östlichen) Theile der Stadt gelegen und mit eigenen Ringmauern und Thoren versehen, stammt aus dem achten Jahrhundert. In diesem Stadttheil, dem bischöflichen Hofe, liegen ferner mehre Domherrnkurien, ein Kapuzinerhospiz, das bischöfliche Seminar und das ehemalige Prämonstratenserkloster St. Lucien, das zur Kantonschule veredelt worden ist. In dem tieferliegenden Stadttheil ist das weltliche Regiment, die reformirte Kirche und der Gewerbfleiß vorherrschend. Dort sehen wir die drei protestantischen Kirchen, das Regierungsgebäude, das Rathhaus mit der Stadtbibliothek, die Stadtschule u. s. w. Zur Belebung der Stadt trägt besonders der blühende Transitohandel zwischen Italien und Deutschland bei, für den der Kanton ungeheure Summen aufwendet, die durch die großen Alpenstraßen über den Splügen und Bernhardin in Anspruch genommen werden, und denen nun die Eisenbahn noch zur Seite tritt. Die Industrie beschränkt sich auf Baumwollenweberei und Zinkblech- und Messingfabrikation. Außer den kleinen bürgerlichen Gewerben beschäftigen Landbau und Viehzucht viele Hände. Einen eigenthümlichen Erwerbszweig lernte ich andern Tags auf meinem Wege nach Meyenfeld kennen: den Schmuggelhandel, der mit Salz von Graubündten nach Tyrol getrieben wird. Ein

Vertrag verpflichtet nämlich die österreichische Regierung, dem Kanton Graubündten jährlich eine bestimmte und bedeutende Menge Salz zu einem Preise zu liefern, der bei weitem billiger ist, als in Oesterreich selbst. Deshalb kommen nun die armen Tyroler über die hohen Alpen herüber, um auf den furchtbarsten und halsbrechendsten Gemsjägerpfaden mit äußerster Lebensgefahr die österreichischen Salzsäcke in ihr Land zurückzutragen. Mit einem dieser armen Lastträger ging ich bis jenseits Zizers. Als er seine bittere Klage über das traurige Stück Brod, das auf diesem Wege verdient werde, ausgesprochen, schloß er mit ächt tyrolerischem vertrauensvollem Kopfnicken und dem Seufzer: „Ja, wenn das der Kaiser wüßt'!"

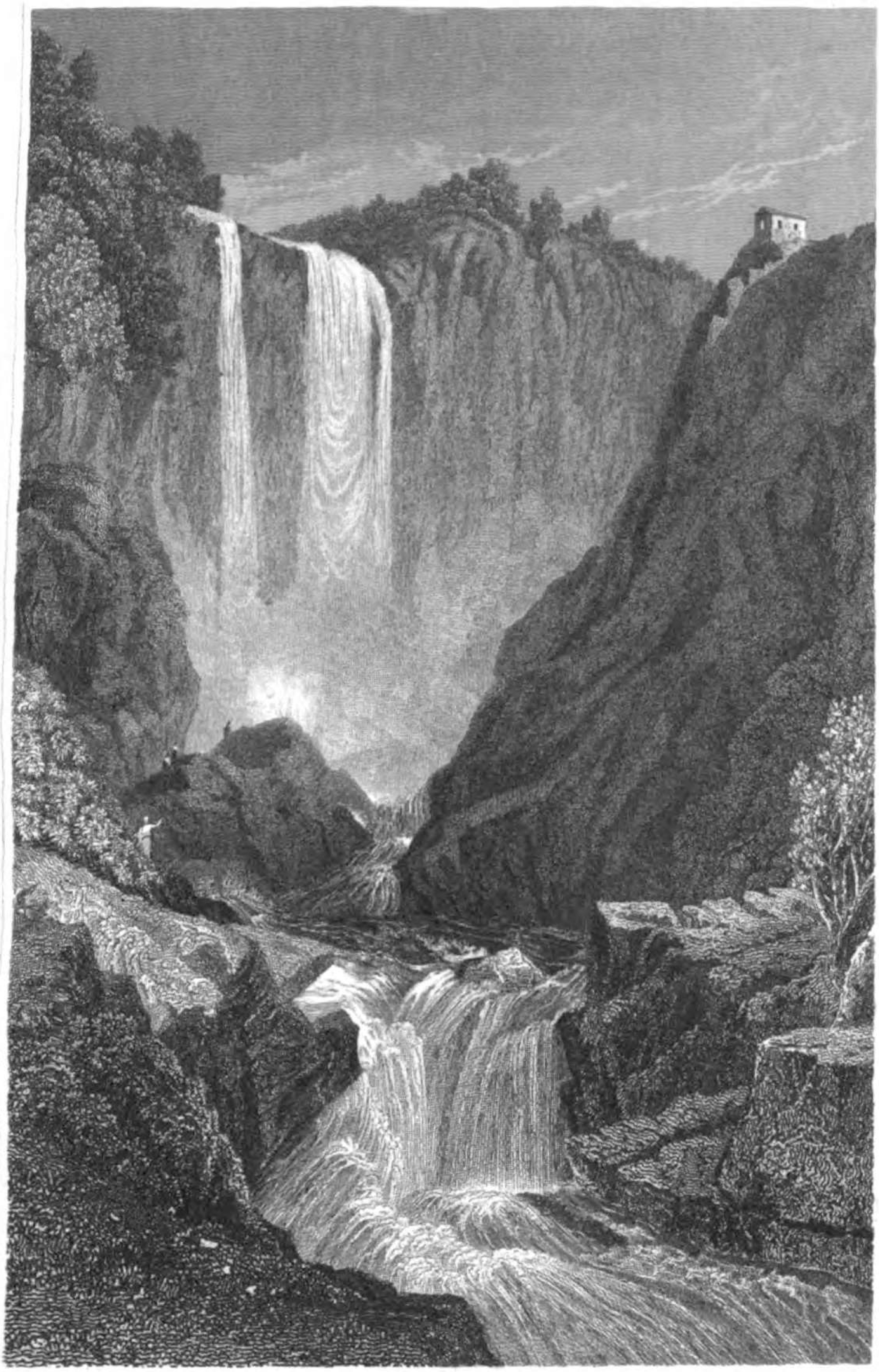
Der Fall des Velino bei Terni.

Terni ist das Interamna der Römer. Es ward erbaut unter Numa Pompilius, und erhielt Berühmtheit als Geburtsort des großen Geschichtschreibers Tacitus und der Imperatoren Tacitus und Florian. Von seiner einstigen Größe sind noch vorhandene Trümmer Zeugen; man unterscheidet die eines Theaters und mehrer Tempel. Es liegt 4 Stunden von Rom, an der großen Straße, welche von der Hauptstadt über die Apenninen nach dem Norden und Osten Italiens führt. Die Zahl der Einwohner zur klassischen Zeit war über 50,000; jetzt wird sie 7000 nicht übersteigen.

Die Gegend von Terni, in der Mitte der Apenninen, ist von großer Schönheit. Hohe Berge, die mit prächtigen Eichenwaldungen bedeckt sind, werden bald durch schauerliche, dunkle Felsschluchten, bald durch lachende Thäler getrennt, in denen frische, grünende Auen und fette Triften, hohe, mit Rebengewinden verbundene Olivenhaine, reiche Obstgärten, und an den südlichen, geschützten Wänden duftende Orangen- und Citronenwäldchen abwechseln. Ströme rauschen von den Bergen und Felsen herab und bilden Wasserfälle, welche das Wilde und Phantastische zu dem Freundlichen und Gemüthlichen der Landschaft gesellen.

Das Merkwürdigste der Gegend und zugleich eine der größten Sehenswürdigkeiten in Italien ist der vier Meilen von Terni entfernte Fall des Velino, der zweite an Größe unter den Wasserfällen Europa's. Die

10136032



FALL DES VELINO

bei Terni in Italien

d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

10136032

Bewohner des Landes nennen ihn la Caduta della Marmora. Er ist kein Werk der Natur, sondern ein Werk von Menschenhand, und eines von den wenigen, glücklichen Beispielen, welche beweisen, daß der schwache Sterbliche zuweilen Etwas hervorzubringen vermag, was den grandiosesten Schöpfungen der Natur gleichkommt. Die Veranlassung dazu war folgende. Das fruchtbare Thal von Rieti litt alljährlich durch die Ueberschwemmungen des Velino so viel, daß die Einwohner am Ende verarmten. Kostbare und starke Dämme erforderten von Jahr zu Jahr größere Ausgaben, um den Strom in seinen Banden zu halten; am Ende wurde es den Bewohnern zu schwer, solche ferner zu erschwingen: die Schutzwehren verfielen. Da brach sie (unter der Konsulschaft des Curius Dentatus), der von Wolkenbrüchen furchtbar angeschwollene Strom, nieder, überfluthete das Thal, zerstörte die Wohnungen und begrub viele Menschen in den Wellen. Zehn Monate stand das Wasser und bedrohte die Fluren mit bleibender Versumpfung. In dieser Noth wendeten sich die Bewohner der Gegend an den römischen Staat um Hülfe. Er half, und steuerte großmüthig zu dem, den Römern der Altzeit würdigen Unternehmen, dem unbändigen Strome quer über das Plateau des Marmorgebirgs ein neues Bette zu graben und ihn in die tiefe Schlucht hinabzustürzen, aus welcher er sich in die Nera ergießt. — Die Einwohner von Interamna glaubten sich bei diesem Unternehmen in ihren Rechten gekränkt, und noch zur Zeit des Cicero führten sie deshalb einen Proceß gegen Rieti vor dem römischen Senat; doch ohne Erfolg.

Im Laufe von zwei Jahrtausenden hatte das künstliche Bette durch Felsblöcke und Schlamm bedeutende Veränderungen erfahren, und die Ueberschwemmungen des Velino im Rücken des Falls begannen von neuem. Papst Pius der Sechste ließ das Strombette wieder aufräumen. Dem Uebel wurde dadurch gesteuert.

Der Weg von Terni bis zum Wasserfall ist in die Felsen gehauen und an vielen Stellen sehr beschwerlich. Lange windet sich der Pfad an der steilen Felswand eines engen Thales hin, in dessen Tiefe der mächtige Strom schäumt. Am Ende des Thals erheben sich die senkrechten Wände der Marmorfelsen, 300 bis 400 Fuß hoch. Dürftiges Gesträuch grünt in ihren Spalten, und hie und da schmücken blühende Schlinggewächse festlich ihre rauhen Seiten. In der Mitte der Felsenzinne aber ist ein weit ausgebrochenes Thor, und durch dieses stürzt sich der breite und gewaltige Velino donnernd hinab.

Der Sturz des Stromes ist noch viermal so hoch als die Kaskade des Anio bei Tivoli, und unendlich gewaltiger als diese, auch viel höher als die des Rheins bei Schaffhausen. Aber mächtiger durch seine Fülle, schäumender, wasserstäubender und donnernder stürzt sich der Rhein, dessen Fall unbestritten der herrlichste unsers Welttheils bleibt.

Die Straßen über den Mont Cenis und Mont Genevre

nach Italien.

Es liegt in der Natur des Kleinen und Gemeinen, daß es alles Große und Außerordentliche, zu dem es sich nicht erheben kann, zu sich herabzuziehen sucht. Bis zum Höchsten, was die Menschheit ehrt und die Geschichte kennt, hat die Schlange der Verleumdung sich kriechend und schleichend hinaufgewunden, um es mit ihrem Gifte zu bespritzen. Für die Wahrheit dieses Satzes Zeugen aus allen Zeiten aufzurufen, wäre ein Leichtes. Hier sei nur Einer genannt: — Napoleon. —

Als dieser Herkules der Neuzeit das wilde Roß der Revolution bestiegen und von ihm herab der erstaunten Welt die Kommandoworte zudonnerte, welche so viele Jahre lang ihren Gang leiteten und dem Strome der Geschichte sein Bett anwiesen: wie sank da Alles um ihn, vom Fürsten bis zum Bettler, in den Staub und ehrte ihn wie einen Gott! Und als er, Unerreichbares zu erklimmen trachtend, herabgestürzt wurde von Gotteshand — wie hat man ihn dann behandelt! Aber so ist und so war er immer, der gemeine, schlechte Haufen in Lumpen und in Purpur! Er kennt keinen andern Götzen, als den Erfolg. Nach solchem betet er an, oder ruft Kreuzige! — Nicht so der edlere Mensch. Dieser richtet seine Mitmenschen nach ihrem Streben und nach den von ihnen dabei angewendeten Mitteln; er wägt ihre Thaten auf der Wage der Tugend und des Rechts und spricht darnach sein Urtheil. Vor einem solchen Richter erscheint Napoleon groß im Beginn, klein und verwerflich im Glück, ein Heros im Unglück. Aber über den höllischen Irrthum, welcher Napoleon seinen Messiasberuf für die Völker verkennen ließ, weint er bittere Thränen, und die Trauer darüber begleitet ihn bis in's Grab.

Napoleons Geist ist der Erde entrückt. Bald ein halbes Jahrhundert heulen Sturm und Wogen um sein einsames und leeres Felsgrab, doch tausend Denkmäler zeugen von seinem Leben uns wie den fernsten Geschlechtern. Zu dem dauerndsten unter allen gehören seine Alpenstraßen,

10136032

C Reiss del

B Metzeroth sc.

BERGFESTUNG LESSEILLON UND DIE CENIS-STRASSE

in den Savoy'schen Alpen.

Eigenthum d Verleger

10136032

durch welche er Frankreich, die Schweiz, Savoyen und Italien verknüpfte, indem er die festesten und höchsten Scheidewände niederriß, welche die Natur, Völker und Reiche trennend, aufgerichtet hat. Nächst der Simplonstraße ist die, welche über den Mont Cenis führt, die bewundertste, die herrlichste. Sie geht von Chambery, Savoyens Hauptstadt, über Langlebourg nach Susa und Italien, durch einen wilden, an pittoresken Naturscenen reichen Strich der Alpen. Der Nacken des Mont Cenis ist ihr Hochpunkt; derselbe liegt 5900 Fuß über dem Meere, nicht fern von der Grenze des ewigen Eises. Früher war der Alpenübergang von dieser Seite lebensgefährlich und nur in der günstigsten Jahreszeit möglich; über die steilsten Strecken mußte sich der Reisende auf Tragsesseln fortschaffen lassen, oder sich dem Rücken des kletternden Maulthiers anvertrauen: — jetzt befahren die größten Lastwagen den prachtvollen Heerweg und steigen auf und ab mit wenig Beschwerde, oft auf langen Mauerterrassen an den schauerlichen Abgründen hin, oft durch ausgehöhlte dunkle Gänge und Gallerien, oft auf kühn gesprengten Brücken und Viadukten.

Nähert man sich auf der Route von Chambery nach Turin dem Mont Cenis jenseits der kleinen Stadt St. Michel, so windet sich der Weg durch ein langes, schmales Defilé, dessen Tiefe die reißende, den Gletschern des Mont Iseran entströmende Arc durchbraust. Hinter dem Dorfe Moduna klettert die Straße im Zickzack an der Bergwand hinan und erhebt sich endlich hoch über die schwarze Schlucht. Auf dieser Stelle bietet sich eine prachtvolle Vista auf die Alpenwelt dar. Wie die erstarrten Wogen eines sturmbewegten Meeres erheben sich Berggipfel hinter Berggipfeln, knüpfen sich Thäler an Thäler. Die ganze Kette der savoy'schen Hochalpen — links von des Montblancs glänzendem Haupte, rechts vom Mont Genèvre begrenzt, gerade vor sich des Mont Cenis königliche Pyramide — breitet sich in einem Halbkreise von 30 Stunden Länge vor dem Wanderer aus. Das Blendende der beschneieten Alpenhörner und der sonnigen Matten wird noch gehoben durch das dunkle Grün des Tannen- und Kiefernwaldes, welcher an der Bergwand, an der die Straße hinzieht, hinaufgewachsen ist, und durch die finstere, sehr tiefe Schlucht unter ihm. Jenseits ragt Felsgebirg, und auf dessen breiten Rücken lagern sich, furchtbar und schreckend, die Werke des Forts Lesseillon mit ihren in acht Batterien terrassenförmig über einander geschichteten Feuerschlünden. Es ist auch ein Bau Napoleons und seines Riesengeistes würdig

Eine andere dieser Napoleonsstraßen, nicht minder kühnen Baues und von großartiger Scenerie, geht über Pignerol durch das Thal des Clusone und über den Rücken des Mont Genèvre.

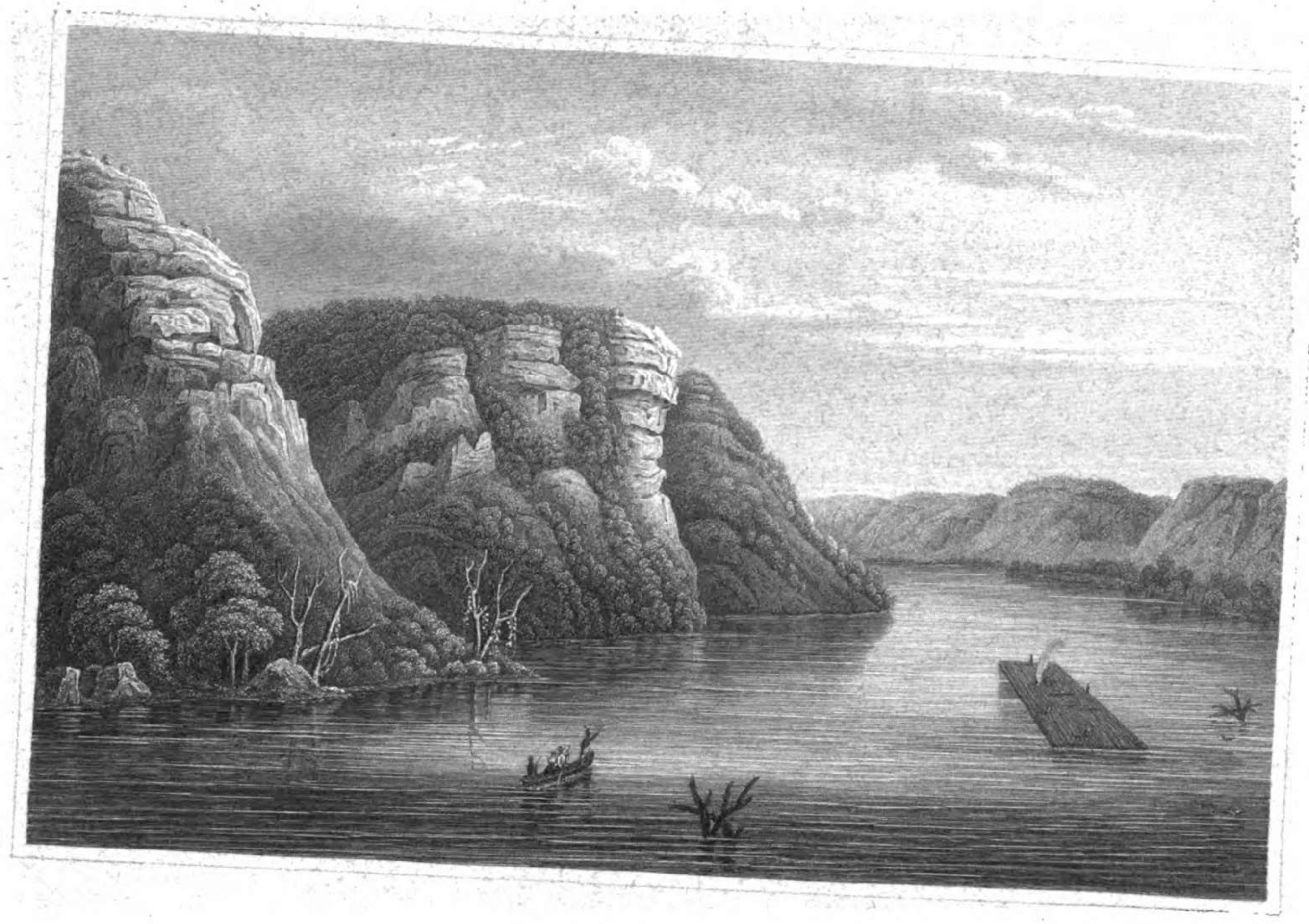
Der Eingang (von Turin her) in das Clusonethal bei Pignerol, einem kleinen, armseligen Städtchen, ist schön. Noch waltet hier der Charakter der fruchtbaren Ebene vor, in welcher das prächtige Turin sich bettet; aber allmählig engt sich das weite Thal, die Seitenwände erheben sich, sie

rücken zusammen und alpinische Züge treten in die Physiognomie der Landschaft. Die Thalwindungen versperren bald die großartige Ansicht der Meeralpen und des Monte Viso; rauhere Lüfte wehen, und die zarten Kinder der Flora von Piemont, der Granate feuriger Busch und das Mandelbäumchen, verschwinden. Während der Weg immer merklicher ansteigt, wälzt ihm zur Seite der wasserreiche Clusone mit Ungestüm sich über das mit großen Blöcken von Granit und Gneiß bestreute Bette. An mehren Stellen wird der Raum zwischen den Bergwänden zur Schlucht, und die Straße schneidet tief in die Felswände ein, welche bis zu 300 Fuß hoch senkrecht emporsteigen. Aber da, wo das Thal sich erweitert, zeigt es den schönsten Wiesengrund, und besäet ist es mit den freundlichen Wohnungen der Waldenser, welche hier ein Paar kleine Gemeinden bilden. Als Ketzer von der übrigen Bevölkerung verabscheut, leben sie, wie die Bewohner einer Oase der großen Wüste, in förmlicher Abgeschiedenheit von der übrigen Welt. Sie haben zwei Kirchen, die eine in St. Germain, die andere in Pomerat bei Perouse.

Weiter aufwärts geht der Charakter des Lieblichen wieder ganz verloren; wild erhaben ist die Landschaft; Felstrümmer, seit Jahrtausenden hinabgestürzt, bedecken ihren Boden, weithin aufgeschüttet, hinreichend zum Aufbau ganzer Berge. Ungeheuere Felsklippen von dem zerstörtesten Ansehen fassen die Schlucht ein, in deren Tiefe das zürnende Alpgewässer, brausend, nicht sichtbar, sich durch das Gestein den Weg sucht. Der einzige Ausgang aus diesem öden Winkel voll Trümmer ist der Paß von Fenestrelles, den die Straße unter überhängenden Felswänden hin mühsam erklettert. Oben steht ein steinernes Kreuz mit einer kleinen Kapelle.

Hier erwartet den Reisenden ein imponirender Anblick. Einen finstern, bodenlosen Abgrund sieht er vor sich, auf dessen äußerstem Rande die Straße ruht, und jenseits desselben erhebt sich, von kahlen, senkrechten Felsmassen umstarrt, ein Berg in Pyramidenform, auf dessen terrassenartig ausgehauenen Seiten sich, zehnfach über einander, Batterien thürmen, die ihm die ehernen Rachen entgegen strecken. Die regellosen, eckigen Umrisse der Felsnatur kontrastiren auf das Wunderlichste mit den geraden Linien der Befestigungen, welche das hehre, stille Alpenbild durchstreichen.

10136032



MAIDEN - ROCK
AM MISSISSIPPI

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

10136032

10136032

Maiden-Rock

am Mississippi.

An den Ufern des Mississippi geht eine uralte Indianersage: In dem Dorfe der Dakotahs, Wa-ba-scha, lebte ein schönes Mädchen, genannt Wee-no-nah, d. i. die „Erstgeborne". Sie war von frühester Jugend auf der Liebling ihrer Familie und der Abgott des Dorfes. Die tapferen Söhne ihres Stammes suchten durch kühne Thaten ihre Theilnahme zu gewinnen; schmucke Jäger brachten die ausgesuchteste Beute in die Hütte ihres Vaters. Ein junger Indianer, von anmuthiger Gestalt und ein geschickter Jäger erregte ihre Aufmerksamkeit. Er gab ihr Zeichen einer glühenden Liebe, fand Erwiederung und nach mehrmaligen Zusammenkünften wechselten sie die Pfänder eines Bundes, in dem sich alle ihre Hoffnungen vereinigten.

Allein Indianer-Heirathen sind weniger das Resultat persönlicher Zuneigung und der Wahl der Betheiligten, als Sache der kalten berechnenden Politik und der elterlichen Autorität. So schwach in mancher Rücksicht das Ansehen eines Häuptlings unter einem Indianerstamme sein mag, so groß ist die väterliche Gewalt in der Familie; sie wird mit so unnachsichtlicher Strenge geübt, daß ihrer Macht zu entrinnen nur selten versucht wird, noch seltener gelingt. Te-os-ca-te, „der lauernde Panther", ihr Geliebter, fand einen gefährlichen Nebenbuhler in Muck-wah, dem „Bären". Dieß war ein Häuptling, dreimal so alt als das Mädchen, von rauhen Sitten, blutdürstig, grausam und rachsüchtig von Charakter, und bereits Gatte von zwei Weibern. Der alte Bär war aber ein angesehener und tapferer Krieger. Er verdankte sein Ansehen den Heldenthaten, die er im Kampfe seines Volks gegen die Chippeways vollbracht hatte, und konnte mehr Chippeways-Skalpe aufweisen, als irgend ein Indianer seines Stammes. Dieser warb um Wee-no-nah, als um sein drittes Weib. Er beabsichtigte dadurch, daß er ihre Eltern, Brüder und ihre weitverzweigte Familie an sein Interesse knüpfte, seine eigene Stellung zu sichern und einflußreicher zu machen. Der Vater und die Brüder Wee-no-nah's begünstigten seinen Antrag, der, abgesehen von der Verbindung des Mädchens

mit dem jungen Jäger Te=os=ca=te, der Indianerin Gefühl tief verletzte und alle ihre Hoffnungen auf Glück zertrümmerte. In geziemenden Worten machte sie Einwendungen gegen diese rücksichtslose Verfügung über ihre Person, setzte allen Anträgen des Kriegers entschiedene Weigerung entgegen und bestand auf ihrem Entschluß, Te=os=ca=te zu heirathen. „Thorheit!“ erklärte der Vater, „soll man der Laune einer albernen Dirne nachgeben, die einen jungen Jäger einem großen Krieger vorzieht?“ Die Häuptlinge hielten Rath und Te=os=ca=te wurde gezwungen, das Dorf zu verlassen. Er schied mit der Hoffnung, daß seine Abwesenheit der Geliebten, auf deren Treue sein ganzes Vertrauen stand, einige Ruhe verschaffen werde.

Um die nämliche Zeit und während der Abwesenheit Te=os=ca=te's fuhr ein Trupp Indianer vom Wa=ba=scha=Dorfe den Fluß hinauf nach dem Pepin=See, um von dem blauen Thon zu holen, der an seinen Ufern gefunden wird und mit welchem die Indianer bei festlichen Gelegenheiten ihren Körper malen. Auch Wee=no=nah und ihre Sippschaft waren unter der Gesellschaft. Auf einem ebenen Platze zur Rechten des großen Felsens lagerte man. Dieß geschäh nach Verabredung mit Muck=wah, der an diesem Orte zu ihnen stoßen wollte, um bei der Gelegenheit die Hochzeitsgaben seiner Schönen darzubieten. Des Abends, nachdem sie sich zurückgezogen, trat Muck=wah in ihre Hütte, in der Hand die brennende Fackel, die, wenn der Kommende angenehm, das Mädchen auszulöschen pflegt. Allein fest in ihrem Vorsatze, und entschlossen, eher den Tod zu leiden, als die Treue gegen Te=os=ca=te zu brechen, hüllt sie das Gesicht in ihr Gewand und schreit laut Abscheu und Entrüstung. Das war zu erniedrigend für den stolzen Krieger, und von Zorn erfüllt schwur er, sie mit Gewalt sein eigen zu machen.

Von Neuem machte ihr der Vater ernste und eindringliche Vorstellungen und sprach schwere Drohungen aus, um sie zum Gehorsam zu bringen. Mutter, Brüder, die ganze Familie verbanden sich mit ihm. Da gab Wee=no=nah endlich ihre letzte Erklärung. „Ist es denn euer grausamer Wille“, sprach sie, „gut, so mag es sein! Bald aber werdet ihr keine Tochter mehr haben, die euch liebe oder fürchte, und keine Schwester, die ihr quälen könnt mit heuchlerischen Versicherungen eurer Liebe“. Die Hochzeit mit Muck=wah, dem Krieger, wurde noch auf den nämlichen Tag festgesetzt.

Während ihre Familie mit den Zurüstungen für die Hochzeit beschäftigt ist, stiehlt sich Wee=no=nah aus dem Lager und ersteigt auf schmalem Fußsteig den großen Felsen am See. Plötzlich erscheint sie auf der Spitze. Mit der Stimme der Verzweiflung redet sie zu Vater, Mutter und Brüdern auf der Ebene drunten. Sie macht ihnen Vorwürfe über ihr grausames Verfahren gegen sie und ihren Geliebten, beschuldigt sie des Trugs und der Falschheit und erklärt, sie werde nun alle ihre schmachvollen Absichten zu Schanden machen. Erschreckt stürzten Brüder und Verwandte aus dem Lager, klimmen an dem steilen Abhang empor, über dem sie steht; die Mutter

sinkt in die brechenden Knie und der Vater gelobt feierlich, ihr keinen Zwang mehr anzuthun. Der harte Krieger, Muck-wah, der Bär, bleibt allein ungerührt. Sein kalter Blick ist auf das Mädchen gerichtet; er erwartet mit grausamer Gleichgiltigkeit den entsetzlichen Sprung. Jetzt stimmt Wee-no-nah das Todtenlied an. Der Hauch der Luft trägt die Worte hinab zu ihren Verwandten, die sich abmühen, die jähe Felsenmauer zu ersteigen. Man ruft, man bittet, man weint und jammert zu ihr — umsonst. Ihr Entschluß steht fest; wie die letzten Worte des Gesanges verklungen sind und eben die Männer den Gipfel des Felsens erreicht haben und die Arme nach ihr ausstrecken — da vollbringt sie den entsetzlichen Sprung und liegt, ein verstümmelter Leichnam, zu des Vaters Füßen.

Jahre gingen hin, Jahre voller Mühen und Abenteuer für Te-os-ca-te, und die schöne Gestalt des Jünglings hatte sich verwandelt in die rauhe, verwetterte eines kräftigen Mannes. Der Verbannte kehrt heim in sein heimathliches Dorf, er erfährt das wehevolle Geschick seiner Geliebten, und nur noch ein Gedanke, die Rache, lebt fortan in der starken Seele des Indianers.

Eines Abends um jene Zeit war Wee-no-nah's Vater auf die Jagd gegangen und nicht heim gekehrt. Nach wenigen Tagen fand man seinen Körper, durchbohrt von einem Pfeil und das Bild eines lauernden Panthers auf seine nackte Brust gezeichnet. Er lag mit aufgerichtetem Haupte, der Körper wider einen Baum gelehnt; der Schädel unberührt. Daran ward's klar: der lauernde Panther hatte einen Feind gefällt.

Wenige Wochen später traf ein schwirrender Pfeil das Herz eines Bruders von Wee-no-nah, als er durch ein Gebüsch, ganz in der Nähe des Dorfes ging, und zur Bestürzung der Einwohner sah man einen fremden schwarz bemalten Krieger in der Tracht der Chippeways, aus dem Dickicht entspringen und über die Prärie davon jagen. Verfolgung war unmöglich; er war den schnellsten Läufern zu schnell. Das entsetzliche Geheimniß kam damals an den Tag. Te-os-ca-te, der Dakotah-Indianer, so erfuhr man, befand sich unter den Chippeways, er war ihr Todfeind geworden.

Nicht 4 Jahre verstrichen, als auf gleiche Weise alle Verwandte Wee-no-nahs, die ehedem gegen sie gehandelt hatten, hinweggetilgt waren. Eine unsichtbare Hand streckte sie zu Boden. Keinen fand man skalpirt — aber das Bild des lauernden Panthers kennzeichnete unausgesetzt die Leichen der Erschlagenen.

Muck-wah, nach Rache lechzend, war dem Mörder unablässig auf der Spur. Oefters waren seine „Zeichen" zu sehen, aber ihn selbst vermochte er mit aller List und Kühnheit nicht zu entdecken. Einstmals ging er mit dem letzten noch übrigen Bruder Wee-no-nah's durch ein dichtes Gehölz in der Nähe ihres Hauses. Muck-wah's stets wachsames Auge spähte lauernd umher, als der Jüngling an seiner Seite plötzlich aufschreit und zu Boden sinkt. Ein Pfeil hatte sein Herz durchbohrt, er starb augenblicklich.

Voll grenzenloser Wuth durchstreifte Muck=wah jetzt mit einigen seiner Genossen die Jagdgründe der Chippeways, seinem Feinde zu begegnen, aber ohne Erfolg. Er war lange abwesend, verfolgte die Spuren Te=os=ca=te's bis an die Gewässer des oberen Sees und von da weiter bis an den Crow=wing=River, und kehrte endlich, des erfolglosen Jagens müde, auf einem Kanoe, den Mississippi hinab, in die Heimath zurück. Auf diesem Wege war er eines Abends am Pepinsee angelangt, an dessen westlicher Küste er eine Schlucht zum Nachtlager erkor. Der Ort lag just der Stelle gegen=über, wo Wee=no=nah den Tod gefunden. Die Sonne war hinabgesunken, und Muck=wah erklomm eine Felsenwand, um die Gegend auszukundschaf=ten. Wenige Augenblicke stand er und spähete über die weite wogende Prärie: da plötzlich fühlt er sich von einem Paar nervigen Fäusten gepackt. Das Zeichen des lauernden Panthers starrt ihm in's Antlitz. „Muck=wah, kennst du die verhängnißvolle Klippe dort über dem See? Wee=no=nah's Grab? Jetzt will ich sie rächen!" — Es war Te=os=ca=te.

Sie rangen Beide — sie rangen auf Tod und Leben; aber bald war der furchtbare Zweikampf entschieden. Te=os=ca=te, der Stärkere, zog seinen Feind, der ihn fest umschlungen hielt, bis an den Rand des Felsens, mit verzweiflungsvoller Anstrengung preßte er ihn den jähen Abhang hinab. Ein vorstehender Felsblock hemmte für einen Augenblick ihren Sturz — dann folgte ein dumpfer Fall, und Beide verschwanden in den Wellen des Pepinsees.

Kein Dakotah zieht an dieser Stelle in seinem Kanoe vorüber, ohne seine Blicke zu der schwindeligen Höhe des Maiden=Rock zu werfen und dem Geiste des Felsens seine Huldigung darzubringen. Zuweilen, wenn die Schatten der Dämmerung sich um den Gipfel lagern, sieht man die schöne Gestalt Wee=no=nah's einsam droben stehen, und ihr Todtenlied trägt der Abendhauch heran zu des Indianers Ohr. —

Der Sang dieser Sage ist der einzige, der aus den verklungenen Zei=ten herüber tönt, da noch der rothe Mann sein Schlachtroß aus den gelben Fluthen des Mississippi tränkte. Die Civilisation unserer Tage mit ihrem Materialismus, ihren Dampfbooten und Eisenbahnen, ihren Zollhäusern und Börsen, ihren Zeitungen und Druckerpressen, mit ihren spekulirenden und intriguirenden, hab= und geldsüchtigen Menschen verrichtet auch da, wie überall, das Todtengräberamt an Poesie und Romantik. Vor ihr sind die Erb=Insassen des Landes von ihrer heimathlichen Stätte geflohen, der Indianergesang ist verstummt vor dem Klappern der Mühlen und dem Ras=seln der Maschinen, die Pfade, die das Elk und der Jäger gemeinsam gingen, haben sich verwandelt in Schienenwege und Heerstraßen des Handels, die Furchen der schwanken Kanoes auf dem Spiegel des Pepin werden umge=wühlt von den Schaufeln der Dampfboote, Telegraphendrähte durchweben die Luft, und wo der rothe Krieger sich an dem Feuer seines Whigwams wärmte und die Squaw an den Mocassins ihres Buhlen gerbte, wachsen

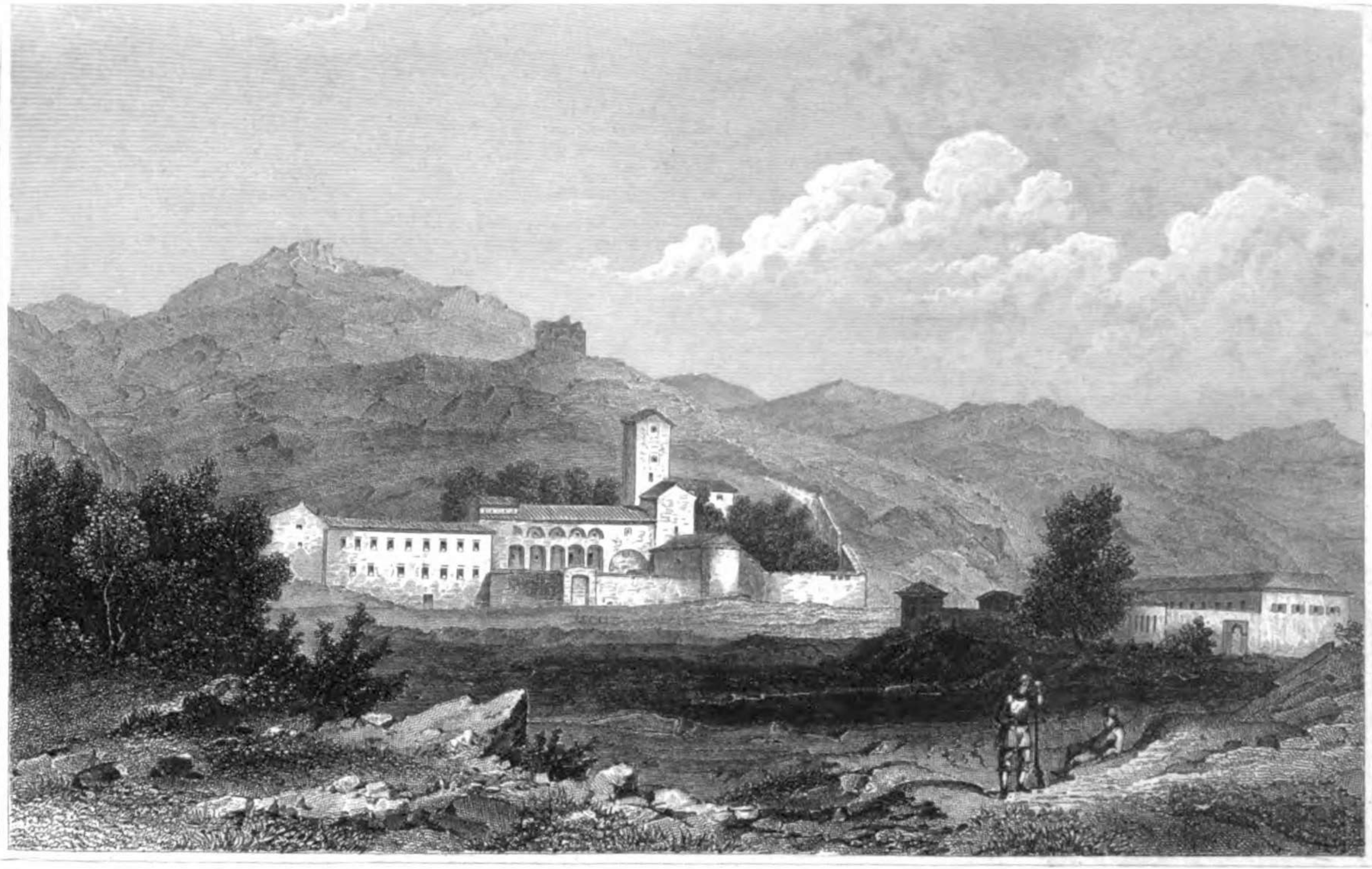
Ziegelstädte, rechnen die Männer an ihren Dollars und stu=
ien über pariser Modebildern. Der Dichter trauert über den
den Untergang eines kräftigen Geschlechts, über das Erschlaf=
n Natur, über den Verfall eines Heldenthums: der Menschen=
ünscht der Civilisation Glück, daß sie die Rohheit von jener
igt, daß sie dem Streben nach Wohlfahrt, Freiheit und Ge=
nen bricht und mit ihren milderen Formen, ihren mannich=
ssen, verfeinerten Bedürfnissen und vielseitigen Zwecken auch
ittung und Entwickelung des Menschenthums nach entfernte=
gt. Ist doch jeder Dampfbootheizer und Maschinenarbeiter,
3ler und Holzschläger des Westens, jeder Waarenballen und
Esse ein Bote und Träger neuer Ideen, die den Fortschritt
gen und mit denen sie die Wildniß besiedeln, obwohl gerade
lück nicht immer desselben Weges zieht — und Elend, Ver=
uption und Lüge ihnen im Gefolge gehen. Sind die Motive
e Gewinnsucht und barer Eigennutz und die Mittel grausam
das endliche Ziel ist gut und edel und der Opfer werth,
Propaganda der Humanität.

sserbassin des Pepin, dem fälschlich die Bezeichnung eines
n worden, ist eine weite Ausbuchtung des Mississippi, bei'm
t. Croix. Seine Ufer bilden ein Amphitheater von Felsen
r groteskesten Formen; am bekanntesten darunter und her=
urch seine schöne Lage ist der Maiden=Rock, dieses Riesen=
n Grabfeld der amerikanischen Romantik.

10136032

10136032

um Geld. Sie backen Blutkuchen in der heißen Asche, schneiden Castradina, den knoblauchduftenden Hammelschinken, und bieten Männern dar, was fertig ist. Da wird der heiße Kuchen in Branntw



CETTIGNE
(MONTENEGRO)

Aus d.Kunstanst d Bibliogr Institt in Hildbh

Eigenthum d. Verleger

0136032

gekühlt, und der silberglänzenden Scoranza zartes Fischfleisch genossen in dem Oele, das Bruder Waso aus dem Gürtel des letzten Türken nahm, dem er neulich bei dem Kampfe am See (von Skutari) den Kopf abgeschnitten. Von Zeit zu Zeit verläßt ein Mann um den andern Sitz oder Lager, um zur Abschreckung der bösen Geister in die Nacht hinaus zu feuern. So wechseln Schießen und Schmausen, Trinken und Singen, bis das Licht der Sonne an des Kindes Lager tritt und die Geister der Finsterniß gebannt hält.

Wie des Herdes Flamme steigt höher und höher der Männer Begeisterung, wenn die Lieder ertönen zum Preise der alten Helden ihres Volks. Da erzählt der graue Alich mit auflodernden Jugendfeuer, die Gusla wie ein Schwert schwingend, von dem großen Serbenreiche, von dem König Lazar und der Türkenschlacht auf dem Amselfelde *), in welcher der Serben Thron und Reich zertrümmert wurde und die Freiheit floh in die schwarzen Berge von Zeta, wie einst des Landes Name war. Da schnarrt der Dudelsack wie von selbst und das Lied erschallt von Milosch Obilich, dem Todeshelden, der allein in's Türkenlager drang und den Sultan Amurad erdolchte mitten in seinem Heere. Der Becher kreist zum Andenken der That, und die Augen blicken auf den grauen Alich. Der erzählt von dem tapferen Enkel des großen Fürsten Baoscha (Georg Balscha), dem Stephan Cernojevich, der mit dem Albanierhelden Georg Skanderbeg die Türken schlug, um von seinem Sohn, der letzten Hoffnung Montenegro's, von dem Ivan Cernojevich, der in der Höhle bei den Trümmern der Burg Obod im Grabe schläft, von Zauberern bewacht. Wenn aber der Tag der Rache kommt für Serbien und Zeta, da wird Ivan heraufkommen mit einer unsichtbaren Schaar und die Kämpfer führen von Sieg zu Sieg, bis der Serben Thron wieder steht und die Cernagora reicht vom blauen Meere bis zum grünen Lim, soweit Ivans Schwert reichte, als sein Fürstenstuhl noch zu Zabljak stand, der Türkenstadt am See von Skutari. Mit dumpfem Gemurmel beginnen die Männer der Serben größtes und schönstes Lied von der Hochzeit des Sohnes Ivan, und sie enden, in den Schmerz der Trauer versunken. Die aufgehende Sonne begrüßt finstere Augen in der Festhalle, der Geist Ivans grollt aus ihnen. Wir scheiden und wandern wieder rüstig aufwärts den starren Gipfeln der schwarzen Berge entgegen.

Der Morgen ist herrlich. Die Strahlen der Sonne erwecken Leben selbst in dem öden Gestein, das uns umgibt. Je höher wir emporklimmen, desto trotziger und zackiger ragen die Klippen über einander auf. Nur in den Spalten und Kesseln der Felsabhänge haftet ein wenig Boden für spärliche Grasstreifen und Gestrüppflächen, und nur die aschgrünen Blätter

---

*) Am 15. Juni 1389.

der Salbei überziehen breitere Wände und locken in die wüste Landschaft freundliche Bilder des Hirtenlebens.

Ueberall grüßt uns das fromme Pomagha Bogh (Helf' Gott!), dem wir landüblich mit Wasda budi (in Ewigkeit!) dienen. Wir kommen zu Menschenwohnungen und sehen nun ihren Bau im Lichte des Tages. Vier Steinwände, kaum sieben oder acht Fuß hoch, darüber ein vorspringendes Dach von Stroh oder Baumrinde, in der Frontmauer ein großes Loch für Menschen, Sonne, Luft und Rauch, in den Seitenmauern hie und da ein kleines für letztere drei allein, das ist das Ganze. Unweit von diesen Steinhütten führt der steile Pfad an einer Quelle vorüber, wo zwei Frauengestalten neben einem Maulthier rasten, beide in der bunten malerischen Tracht dieses Volks, und beide stellen Menschen dar so rein und schön und gesund, wie Gebilde frisch aus der Hand Gottes. Sie grüßen, wie der Morgen selbst, so freundlich und erhebend, meinen Führer aber empfangen sie als lieben Verwandten, unser Weg führt an ihrem Hause vorüber, wir gehen nun gemeinsam weiter.

Bald erreichen wir die erste Hochebene des nun in Riesenstaffeln des Kalksteingebirgs aufsteigenden Landes. Hier beginnt die mühselige Kultur des Steinreichs. Die Steinhütten, wie wir sie tiefer in den Thälern wie Mauerschwalbennester an den Felswänden sahen, sind hier von bebauetem Felde umgeben, aber blicke hin, wie viel Erde zwischen den Steinen der Aecker zu erforschen ist! Des Mannes Pflug ist noch der älteste in Europa, und hinter diesem und auf solchem Felde muß er bewaffnet arbeiten, wie in der Schlacht. Die lange Flinte hängt auf dem Rücken, im Gürtel Handschar und Pistolen, am Gürtel Pulver- und Kugelbeutel; so folgt er dem Pflug und bestellt eine Saat, deren Aerndte ihm so wenig sicher ist, wie sein Leben jeden Augenblick. Es ist ein hartes Leben! Und doch begegnen uns auch hier die schönen Bilder der stillglücklichen Familie. Dort sitzt vor seiner Steinhütte der bewaffnete Mann, mit dem Handschar Färbeholz entrindend, während sein Weib die geglätteten Stäbe in Bündel ordnet. Jubelnde Kinder springen umher, und ein kleiner Junge hat seine erste Heldenlust am Laden und Losfeuern einer Pistole, die er mit beiden Händchen festhält, und doch stößt sie ihn so oft zurück und fliegt von selbst auf den Boden, so oft er zu stark geladen hat. Vater und Mutter finden dieses Spiel in der Ordnung, denn der Junge muß ein Mann werden.

„Dort zur Linken hin führt uns ein Umweg zu dem höchsten Punkte der Straße nach Cattaro, von wo die Fremden gewöhnlich zu uns kommen, nicht von Budua herauf, wie wir. Wollen wir hinunterschauen?" So spricht der Führer, und wir Alle wenden uns der Richtung zu. Bald ist die Stelle erreicht. Das Auge jubelt hier und schwärmt in die Ferne. Tief unten, daß man einen Stein in die ummauerten Höfe werfen möchte, dehnt das schöne Dobrota seine Wohnungen, Gärten und Fluren aus, und zur Linken trotzen und wachen die Festungsmauern von Cattaro. „Und

doch gar oft vergeblich", lacht unser Führer, die lange Flinte wie zum Triumphe schwingend. „Wenn der arme Hirte der Berge auf der kahlen Klippe sitzt, den Muth im Herzen, die Kraft in den Gliedern und die herrlichen Waffen zur Hand, und hütet die Geiß, die mühsam die Halme aus dem Gesteine zupft, und ist so arm und hungrig, wie sie, so erblickt er da unten, wo die süßen Früchte an den Bäumen wachsen und das fette Gras so dicht auf dem weichen Boden steht, den faulen Hirten bei der großen Heerde, der liegt im schattigen Grün und ißt. Aber er trägt auch Waffen. Wer Waffen trägt, muß ein Held sein. Ein Held muß kämpfen, wie die Männer der schwarzen Berge. Sollen sie es lassen können, bisweilen zu prüfen, ob die da unten tapfer sind? Und thut's die Kampflust nicht, so thut's die Noth. Die Helden der Berge sind arm." So spricht der Führer, und die Frauen nicken ihm Beifall zu. Ich aber schweige, denn mein Auge schwimmt in Wonne. Es folgt den Krümmungen der Bocche di Cattaro von einem ihrer Spiegel zum anderen. Dort blickt als äußerster Wächter am Seethore Castelnovo herauf.

Und darüber dehnt sich in endloser Herrlichkeit das Meer der Adria aus, und wie winzige weiße Pünktchen im Blau ziehen darauf her und hin die Segel und Flaggen aller Nationen! — „Nur Cernagora hat kein Meer und ißt fremdes Salz und darbt auf seinem schwarzen Felsen, seit Ivan schläft" — so murrt der Führer, und selbst die schönen Blicke der Frauen verdunkeln sich und Alle überschattet die düstre Trauer.

Wir wandern weiter, Höhe um Höhe wird überstiegen. Da stehen wir am Rande des höchsten Gebirgskessels vom ganzen Lande, und in dessen Mitte liegt der Flecken Niegosch, die steinerne Wiege der Tschernogorzen, der unzugänglichste, älteste, volk- und geschichtereichste Ort von Montenegro. Von dem Berge Niegosch in der Herzegowina kamen hierher geflüchtete Trümmer des Serbenvolks, hier gründeten sie die neue Heimath, hier wuchs der Stamm ihrer Fürsten und Oberpriester, und hier war es, wo im Jahre 1703 ein heiliger Christabend in eine fürchterliche Mordnacht verwandelt wurde gegen alle mohammedanischen Bewohner der schwarzen Berge. Denn auf den Bergen, sagt der Führer, waren Scepter, Schwert und Kreuz in Einer Hand, seit Ivans Sohn, Georg Cernojevich, als er seines Weibes willen von der Heimath schied und zu den falschen Venetianern ging (im Jahre 1516), den Metropoliten von Cettinje zum Wladika erhob, bis auf Danilo, der wieder ein Fürst ohne Priestergewand ward und ein Weib nahm. Des großen Ivan anderer Sohn, Stanischa, war dem Glauben untreu, war in Stambul Türke geworden, und die Nachkommen seiner Anhänger traf die Rache in der Mordnacht von Niegosch.

Das Hochland um Niegosch verzweigt sich in mehre Thäler, und weil es größere und viele Heerden ernähren konnte, so hieß man es Katunska-Nahia, den Sennerei-Bezirk. Von den 100,000 Bewohnern Montene-

gro's hausen hier 24,000. Zu diesen zählen unsere beiden Begleiterinnen. Unser Führer grüßt deren Haus mit dem üblichen Schuß, der sogleich rings von allen Höhen erwidert wird. In den schwarzen Bergen knallt und kracht es schier unaufhörlich, den Feinden zum Zeichen, daß das Volk munter ist. Auch die männlichen Verwandten der Frauen entladen vor allen Dingen ihre Gewehre und eilen dann erst zum Willkomm herbei.

Wir aber können der gastlichen Einladung nicht folgen, sondern eilen unserem heutigen Bestimmungsort, Cettinje, entgegen. Unser Weg führt durch eine Felsenöde, in welcher nur der zähe bedürfnißarme Bergmensch Freudenblumen sieht, die ihn mit Heimweh fesseln. Wie oberhalb Triest auf dem unheimlichen Karstgebirg, dessen dichte Kalkstaubwolken mich noch heute in der Erinnerung drücken, sind es auch hier nur die einzelnen trichterförmigen Vertiefungen, welche etwas tragbaren Boden bewahren. Die größten derselben haben gegen drei Morgen Ausdehnung. Bebaut und bepflanzt ist aber auch jedes Plätzchen und Eckchen, dem etwas mehr als ein Grashalm entsprießen kann.

Noch im Felsenkessel von Niegosch lacht uns eine Oase entgegen. Ueppiges Grün bedeckt eine große Fläche, die von Heerden wimmelt und in deren Mitte ein Brunnen die Hirten um sich versammelt, die sich hier in sorgloser Lust tummeln. Auch hier werden die Grüße kräftig hin und her geschossen. Und nun geht es steil felsan. Oben aber haben wir eine der höchsten Höhen des Landes erreicht, und um und unter uns hebt und senkt es sich, je mehr das Auge vordringt, immer weiter und immer tiefer, wie plötzlich versteinerte Wogen eines Meers im wüthendsten Sturm. Selbst die Gewohnheit des täglichen Anblicks dieser ungeheueren Erscheinung verwischt nichts von ihrem Eindruck auf die Seelen der Bewohner. Eine Erklärung des steinernen Wunders gibt ihnen ihre scherzende Sage. Sie erzählen: Als Gott über die Erde gegangen sei, um jedem Lande seinen Antheil an Steinen hinzuwerfen, sei der große Sack, darin er sie getragen, hier zerrissen und der ganze Inhalt auf Montenegro herabgefallen. — Der schönste Blick eröffnet sich uns gegen Süden. Dort ragen am Horizont die Blätter und Zacken vom dunkeln Kranz des Albaniergebirgs, aus dessen Mitte der Spiegel des Sees von Skutari heraufglänzt.

Wir klettern an unserer Steinwoge hinab und haben bald eine andere Felswand erstiegen. Da tönt uns entsetzliches Geheul vom nächsten Hügel entgegen. Eine Frauenschaar kauert auf einer bebuschten Felskuppe im Kreise. Es sind Klageweiber, die um einen Gestorbenen öffentlich weinen. Plötzlich schweigen alle und bedecken die übergebeugten Gesichter mit den Händen. Das ist nur eine Pause der Klage. Von Neuem beginnt der heulende Trauergesang, und seine schauerlichen Töne verfolgen uns in dieser Oede, bis unser Pfad sich um einen Fels windet und wir mit einem Male erstaunt und erfreut vor dem grünen Thale von Cettinje stehen.

Das Thal, in welchem der Hauptort von Montenegro liegt, ist die größte und grasreichste Hochebene des Landes, die sich halbmondförmig zwischen Felsen und Bergen in nicht bedeutende Breite, aber in eine Länge von anderthalb Meilen ausdehnt. Hier sehen wir die ersten und einzigen Reiter des Hochlandes; sie gehören zur Leibwache des Wladika. Endlich nähern wir uns hochragenderen Gebäuden jenseits einer Gruppe von landüblichen Steinhütten. Wir gelangen zunächst auf einen großen grasbewachsenen Platz, den Markt und Volksversammlungsort. Zur Rechten sehen wir ein längliches, großes weißgetünchtes Haus hinter weitläufigen Hofmauern mit Eckthürmen. Es ist die Wohnung des Fürsten. Höher und mit der Rückseite an die Bergwand gelehnt breiten sich die Gebäude des Klosters und der Kirche aus, die ebenfalls mit Hof- und Gartenmauern umschlossen sind. Weiland herrschend über dieß Alles und nach jedem Kampf geschmückt mit Siegstrophäen und den abgeschnittenen Türkenköpfen steht noch jetzt ein alter Thurm auf der Höhe hinter dem Kloster, aber seines Schmucks und der Hälfte seiner Größe beraubt, aus deren Trümmern man die Klostermauern erbaute. Ueber ihm gipfelt sich der höhere Fels auf. (Vergleiche hier unser Bild.)

Die innere Ausstattung dieser Gebäude war ehedem so einfach, wie die äußere, bis auf die Kirche, welche vom griechischen Kultusprunk stets ihr Theil hatte. So lange der Wladika zugleich Bischof des Landes war, bildete die ganze Umgebung des Regenten ein Gemisch von Priester- und Kriegerthum mit seiner Einfachheit und Rauhheit. Gepanzert und gewaffnet durchwandelte und umschwärmte die Leibgarde (die Perianizis) Kloster und Palast, während die Senatoren, die Glieder der edelsten Familien, mit dem Wladika stets unter Einem Dache weilten. Gegenwärtig ist dieß, wie wir sehen werden, anders.

Wir stehen hier vor dem Brennpunkte der montenegrinischen Geschichte, die nur mit Blut geschrieben ist, wie mit Blut des Landes Grenzen gezogen sind und im Innern Blutrache Jahrhunderte lang das peinliche Recht vertrat. Leider dürfen wir das Buch dieser Geschichte kaum für einen Blick aufschlagen; es ist zu reich an Helden- und Greuelthaten, als daß wir in diesen Blättern auch nur eine kahle Aufzählung seines Inhalts versuchen möchten. Seine Hauptüberschrift ist: Türkenkriege. In der Geschichte derselben fehlen die Montenegriner auf keiner Seite. Hier müssen wir uns darauf beschränken, die letzten drei Wladiken in raschem Vorübergehen zu betrachten.

Von 1777 bis 1851 herrschten zwei große Männer über das Volk. Peter Petrovich Niegosch, 1754 geboren und 1777 zum Metropolit geweiht, gewann, trotz der großen Kriege, die er gegen Türken, Oesterreicher und Franzosen, stets mit Rußland im Einklang, führte, seinen größten Sieg gegen den innern Feind: die Dörfer- und Familienkämpfe in Folge der Blutrache. Unter ihm ward aber auch Montenegro's Unabhängigkeit entschieden durch die furchtbare Niederlage der Türken unter Mahmud Pascha

von Albanien im Jahre 1796. Wie er im Innern jeden Widerstand, der vor seinem weltlichen Arm nicht wich, mit dem geistlichen Bannstrahl niederschmetterte, so war er, selbst von seinen Feinden bewundert als Held, der gebildetste Mann seines Volks und eine europäische Berühmtheit seiner Zeit. — Der Wladika hatte, seit Einführung der Theokratie in Montenegro, das Recht, seinen Nachfolger aus seiner Familie zu ernennen. Die Wahl fiel natürlich stets auf ein Glied eines Seitenzweigs derselben, weil der Wladika als geweihter Priester ehelos lebte. Als Peter Petrovich am 30. Oktober 1830 starb, hatte er einen Neffen zum Nachfolger gewählt, der sich Peter Petrovich II. Niegosch nannte. Noch ehe er, der Minderjährigkeit entwachsen, 1833 selbst an die Spitze des Volks treten konnte, hatte dieses einen abermaligen gewaltigen Andrang der Türken, im Jahre 1832, zurückgeschlagen. Der junge Wladika, welcher seine Bildung zu Castelnovo, Wien und zu Petersburg erlangt hatte, wo er 1833 die Bischofsweihe und den Annenorden erhielt, wurde ein Pfleger des Friedens und als Dichter eine Zierde der serbischen Literatur. Er war ein würdevoller Mann und trug in seinem schönen Haupt edle Gedanken. Die edelsten umfaßten seine Sorge für die geistige Hebung und sittliche Entwilderung seines Volks. Aber wie schwer auch seine Macht als Oberpriester, höchster Richter, erster Verwaltungsbeamter, Gesetzgeber und Oberfeldherr wog, er betrat einen Dornenpfad, als er die durch Jahrhunderte eingelebten Sitten und rauhen Gewohnheiten seiner Bergvölker antastete. Der Zwiespalt zwischen dem europäisch gebildeten hochstrebenden Geist und feinfühlenden Herzen des Wladiken und der blutigen Rach- und Raubgier seines Volks war zu groß. So sehr auch ihn, der seinen Homer über Alles schätzte und selbst eine Uebertragung desselben in die Form des serbischen Heldenlieds versuchte, Alles erfreute, was in den Sitten und Gewohnheiten der Montenegriner an das Leben der Helden Homers erinnerte, wie der Freiheitssinn, die Liebe zu Waffenschmuck, die Heilighaltung des Gastrechts, die unbefleckbare Treue der Freundschaft und der Waffenbrüderschaft, die eigenthümliche Stellung der Frauen, die Freude am Schlachtentod, ja, auch die Blutrache, so hoch er die Tapferkeit und den Heldengeist seines Volks schätzte, so mußte es doch einen starken Mißklang mit seinem Inneren hervorrufen, wenn seine Helden wie Kinder der Wildniß ihm nach jedem Raub- oder Rachezug gegen die Türken die abgeschnittenen Köpfe derselben triumphjubelnd in's Haus trugen und am Klosterthurm aufhingen. Später schien er eine stille Ausgleichung mit diesem Mißverhältniß darin zu suchen, daß er der Volksdichter der Cernagora im edelsten Sinn des Wortes ward. Die herrlichsten Thaten seines Volks wand dieser Fürst zu einem immergrünen Kranz unsterblichen Heldenruhms in epischen und dramatischen Dichtungen. Dadurch und durch sein offenes Auftreten für den Panslavismus gewann er sich allerdings die Achtung des Auslands, das Inland aber ward ihm täglich fremder, weder als Held noch als Priester that er seinem Volke genug, — so lange er lebte.

Jetzt, nachdem er am 19. Oktober 1851 gestorben ist, kniet man weinend und betend vor seiner Gruft. — Zum Nachfolger ernannte er seinen Neffen Daniel Petrovich Niegosch und bis zu dessen Volljährigkeit zum Stellvertreter seinen Bruder Pero Petrovich Niegosch. Auf den Wunsch des Volks und des Senats wurde mit Daniels Regierungsantritt die Theokratie aufgehoben, natürlich — mit Genehmigung des Kaisers Nikolaus. Fürst Daniel heirathete eine Kaufmannstochter von Triest, nachdem er im Juli 1852 den Fürstenstuhl der Cernagora bestiegen hatte. Damit treten wir in die Gegenwart des Landes, das seitdem durch Dreierlei bewegt wird. Das Erste ist die Umwandlung im Haushalt des Wladiken, der aus mönchisch-soldatischer Einfachheit und Wohlfeilheit plötzlich zur anspruchsvollen Pracht eines fürstlichen Hofes gesteigert wurde. Die bisherige Staatseinnahme, welche mit dem jährlichen Zuschuß von Rußland (47,000 Gulden) sich höchstens auf 75,000 Gulden erhob, genügt nicht mehr. Der Fürst dringt auf Einführung einer Vermögenssteuer: eine Neuerung, welche Unzufriedenheit im Volke selbst erregen mußte. Diese benutzte, zweitens, der gefährlichste Feind Montenegro's seit Jahren, der Pascha von Albanien, Osman, ein mohammedanischer Serbe, um einzelne Grenzstämme von Montenegro abtrünnig zu machen. Daraus entsprang ein Grund zu dem Krieg, der noch zu dieser Stunde fortgeführt wird.*) Der andere Grund ist unser Drittens: Montenegro kann innerhalb seiner bisherigen Grenzen nicht mehr bestehen, es muß die fruchtbaren Ebenen um den See von Skutari und bis an das Meer von Antivari und Dulzigno an sich reißen, um sich nähren, dem Raub entsagen und seine schwarzen Berge zu dem benutzen zu können, wozu sie allein geschaffen sind, zur Sennereiwirthschaft und als Festung in der Noth. Ivans Reich mit der Hauptstadt Zabliak und sich erstreckend vom blauen Meere bis zum grünen Lim, das ist das Ziel, welches die Montenegriner erreichen müssen, wenn sie nicht untergehen sollen. Wünschen wir, daß ein so edles, kerniges, naturreines Volk erhalten, daß es von seinen Schlacken gesäubert und eine frische Zierde freier Völker werde! Sein Ivan kann unmöglich so fest schlafen, als der Deutschen alter Rothbart im Kyffhäuser, dessen Raben der Bundestag füttert. Montenegro, an sich allerdings ohne allgemeinen Werth, findet seine Bedeutung durch den südslavischen Drang nach dem Ausbau eines selbständigen Reichs. Für dieses würde es zum Eckstein werden.

---

*) Der Aufsatz ist vom Jahre 1857. Fürst Danilo ist inzwischen (am 12. August 1860) von einem Montenegriner, Namens Kadich, erschossen worden. Sein Nachfolger ist sein Neffe Nikolaus, Sohn des Mirka Petrovich.

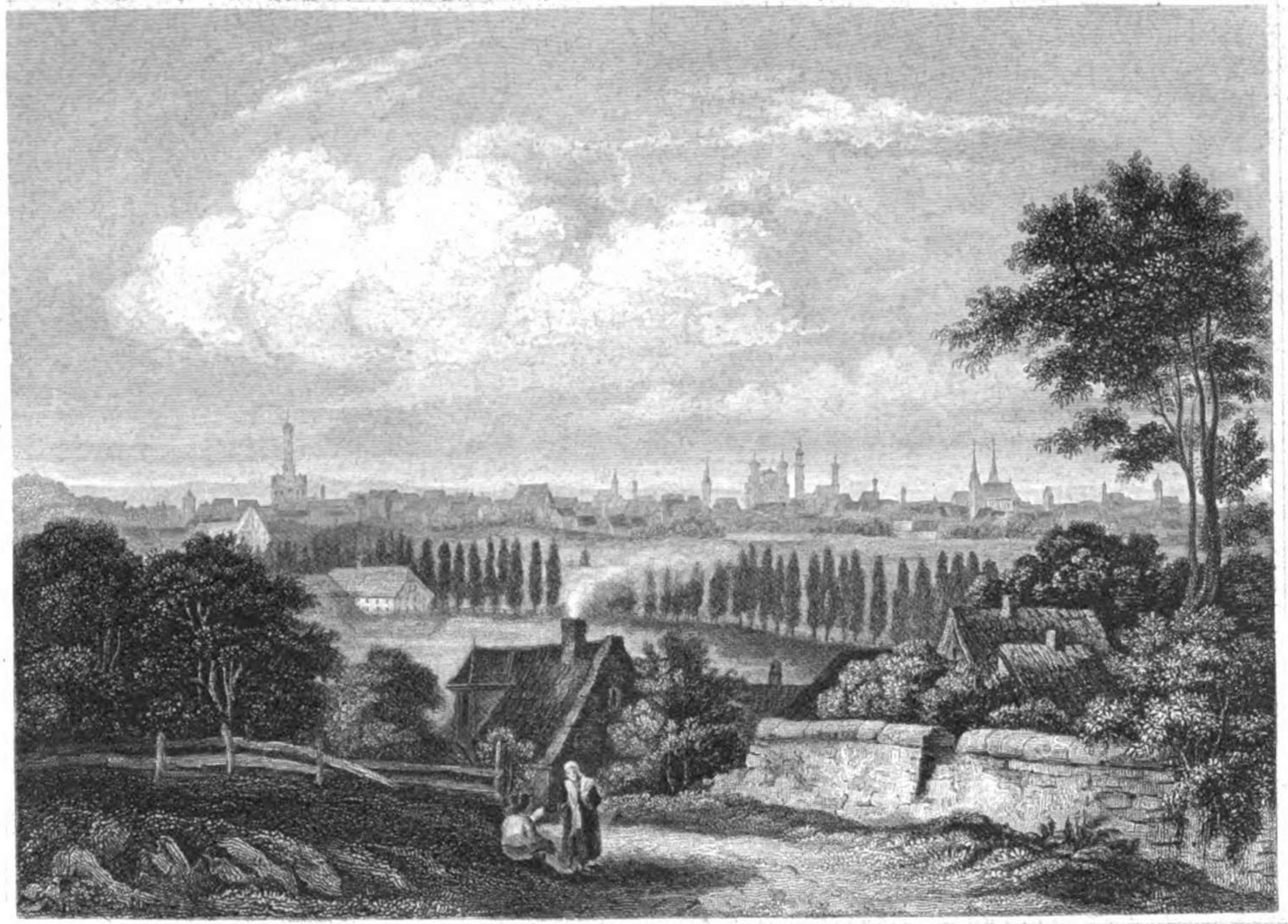
Augsburg.

Gern weile ich bei deinem Bilde, du altes, ehrwürdiges Augsburg, du Vaterstadt von so manchen großen und guten Menschen, du Schauplatz von so Vielem, was als wichtig und folgenreich durch die Zeiten geht; du Stätte des redlichen Fleißes, du Wohnsitz hochherziger Gesinnung und biederer, altdeutscher Sitte! Wohl kann man sich erfreuen an dem Alten, wenn, wie hier, ein lebendiger Kern darin steckt, der die Gegenwart nährt, und Fruchtkeime für die Zukunft birgt.

Stattlich — nicht eben schön und malerisch, — nimmt sich das große Augsburg auf seiner weiten, vom Lech durchströmten Thalebene von ferne aus. Mit der Fernsicht Erfurts, Nürnbergs, Würzburgs, Prags, Salzburgs ꝛc. kann's freilich seine nicht messen. Der Landschaft fehlt ein Hauptschmuck; die Höhen nämlich mit den Mauerkronen, die, wie z. B. die Kaiserburg bei Nürnberg, herrlich über die Giebel hereinschauen, doch wenn man der schönen, kräftigen Gestalt der alten Stadt näher tritt, denkt man nicht mehr an den Mangel. Ungebrochen ist noch Augsburgs Mauergürtel, und die hochgewölbten, schönen Thore sind so ganz, wie zu Marens Zeit. Wer noch keine altdeutsche Stadt gesehen hat, dem thut sich in Augsburg eine Welt auf voll Neuheit. Unregelmäßigkeit ist hier alles; oder mit einem bessern Wort — Freiheit. Keine Straße ist ganz gerade. Bald stehen die Häuser vor, bald zurück; bald ist dort ein weit überhängender Giebel, bald da ein weit hevorstehender Erker; die Fenster sind bald klein, bald groß; bald zusammengerückt, bald weit auseinander; bunter, grell abstechender Anstrich färbt die Häuser, oft alte Freskomalerei von Meisterhand. Einige Häuser mit platten Dächern zieren Statuen; andere haben Thürmchen oder Thurmspitzen, oder altmodische Wetterfahnen auf den hohen Giebeln; wunderliches Schnitzwerk windet sich häufig um Thüren und Fensterbekleidungen, und an Eckhäusern fehlen auch die Holzbilder nicht, an denen sich seit Jahrhunderten Volkswitz übt. Häufig prangen Wappen über den Thoren, hie und da wohl auch eine Nische, meistens leer jetzt, für den Schutzpatron des Hauses. Schöne, mit Kaiser- und Heiligenbildsäulen verzierte steinerne Brunnen stehen auf Straßen, auf Märkten, auf den Höfen alter Paläste. Jedes, auch das gemeine Bürgerhaus ist in der Regel stattlich, und läßt der Bewohner Tüchtigkeit, Wohlhabenheit, Fleiß und Ordnungssinn schon von außen erkennen. Die schönste Partie dieser anziehenden Stadt und dasjenige Gebäude, in welchem sich Augs-

10136032

10136032



AUGSBURG

10136032

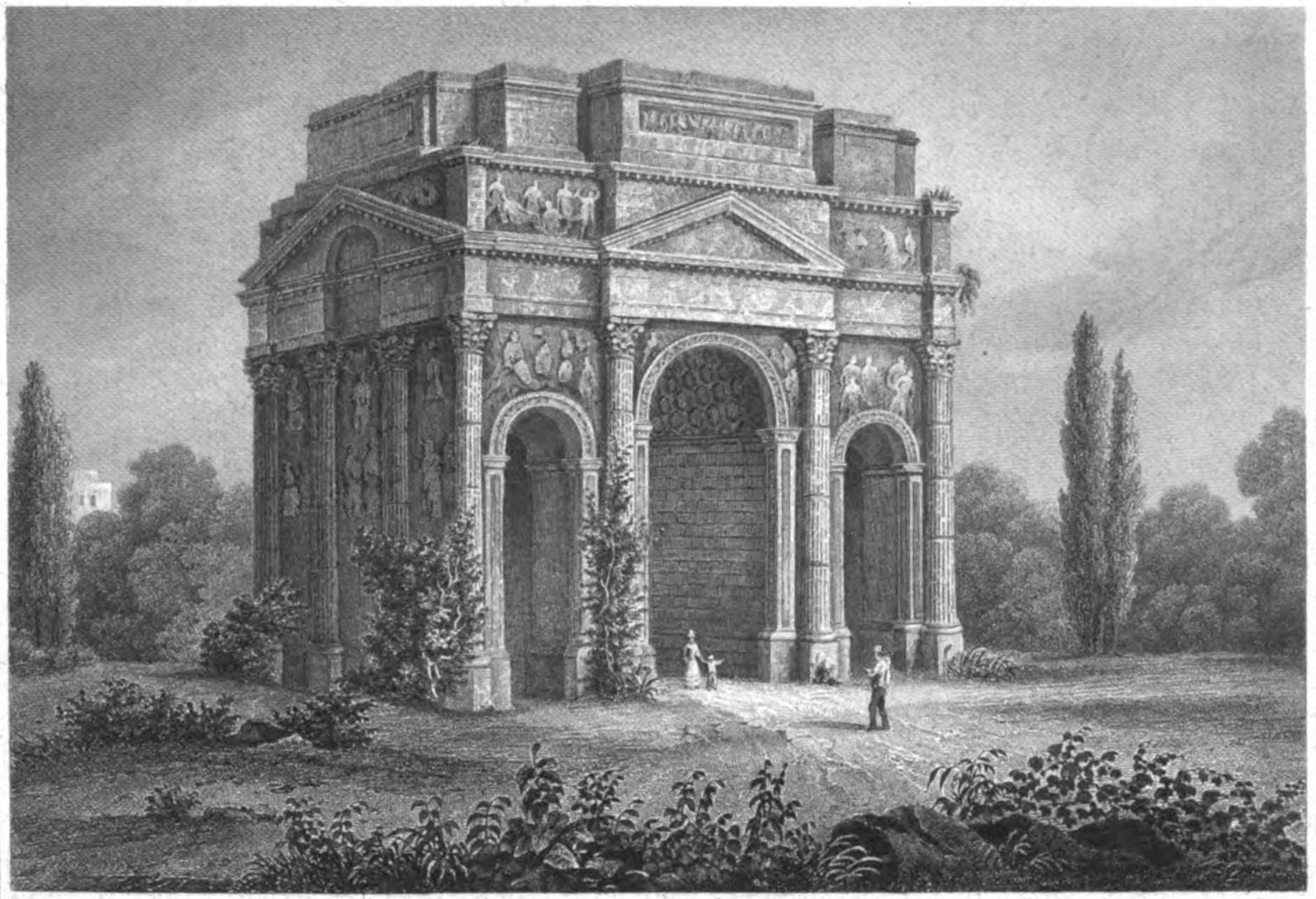
burgs vergangene große Zeit am deutlichsten wiedererkennen läßt, ist das Rathhaus, zu dessen äußerer und innerer Verzierung alle Künste des 16. und 17. Jahrhunderts ihr Bestes steuerten. Im sogenannten goldnen, 110 Fuß langen Prunksaale weilt man staunend, und begreift nicht, wie der Rath einer einzelnen Stadt es vermochte, solche königliche Pracht um sich zu häufen. Zeughaus, Siegelhaus, die Fuggerschen Paläste stammen aus nämlicher Zeit; und im Bischofshof (jetzt Schloß und Sitz der königlichen Oberbehörden des Kreises) zeigt man die merkwürdige Stätte, wo die protestantischen deutschen Fürsten ihr Glaubensbekenntniß vor Kaiser Karl V. und vor den versammelten Ständen des Reichs überreichten. Man weiß, wie noch bis auf den letzten Augenblick vom Kaiser und seinen Räthen vergeblich versucht wurde, diesen entscheidenden Schritt abzuwenden. Als der sächsische Kanzler Bayer schon aufgestanden war, das Bekenntniß vor dem Reichstage mündlich abzulegen, ließ ihm der Kaiser, — bedenklich wegen des Eindrucks, den der deutsche Vortrag auf die Stände machen möchte, — ein lateinisches Exemplar überreichen, mit dem Befehl, dieses abzulesen. Da antwortete der Mann fest und kühn: — „Wir sind auf deutschem Boden, und haben vor Deutschen unser Bekenntniß abzulegen; darum erlaube der Kaiser, daß es deutsch geschehe!“ und sogleich begann er den Vortrag mit so kräftiger Stimme, daß das zu Hauffen versammelte Volk im Hofe unten jedes Wort vernahm. —

In breiten, großen Wellen lasse ich die Geschicke Augsburgs vor dem Leser dahin rauschen aus dem Meere der Zeit durch zwei Jahrtausende.

Als blühende Römerstadt — als **Augusta Vindelicorum** — zeigt sich's in der Geschichte zuerst, und fünf Jahrhunderte früher, als im mittlern Deutschland, glänzte hier das Kreuz auf christlichen Tempeln. Schon im 2. Jahrhunderte ward in Augsburg die erste christliche Gemeinde gegründet. Als Rom sank, ging auch seine Augusta unter; in den Verheerungsstürmen der eindringenden Barbaren erlag diese als erste Beute. Lange blieb sie wüst; unter Theodorich erst gelangte Augsburg als ostgothische Stadt wieder zu einiger Bedeutung, und um 600 macht sie sich als Bischofssitz bemerklich. Karl der Große befestigte sie, und im 8. und 10. Jahrhundert rauschen die blutigen Wogen der Entscheidungsschlachten Karls gegen die Bayern unter Thassilo und der Deutschen gegen die neuen Weltstürmer, die Ungarn, an ihren Mauern hin über das Lechfeld. Später, bei der Zerrüttung des Reichs, als Kaiser und Gegenkaiser einander bekriegten, und Anarchie die Bande lockerte, entwickelte sich, obwohl unter häufig wiederkehrenden, schweren Bedrängnissen, die Kraft des Gemeinwesens; die Macht des Reichsvogts und die Bischofsgewalt traten allmählig in den Schatten vor der Macht des Magistrats und der patrizischen Geschlechter, aus deren Mitte sich jener erneuerte. Hand in Hand damit ging der Zuwachs an Handel und Reichthum in Augsburg, welcher aus der im

12. Jahrhundert begonnenen engen Verbindung mit Venedig, Genua und den freien Städten der Lombardei sich entwickelte. Als sich im Jahre 1368 die Macht des Magistrats brach und er sie mit den Zünften theilen mußte, stand Augsburg in höchster Blüthe. In allen Ländern galt sein Ansehen und Handelsreichthum, und die Augsburger Handelsherren mochten es stolz mit Fürsten aufnehmen, die öfters Gesandte schickten. Daneben standen Kunst und Gelehrsamkeit in verdienter Anerkennung. Errungenes Freiheitsgefühl schlug in jedes Bürgers Brust, und als (1478) patrizische Geschlechter den Versuch wagten, die Rechte der Bürger zu schmälern, büßte ihr Haupt, Bürgermeister Schwarz, die Schuld am Galgen. Nun folgte eine Zeit, da für den überschwänglichen Reichthum die Gefäße zu eng waren und Prachtsucht und Ueppigkeit alle Schranken überstiegen. Die Fuggers schwangen sich vom Webergesellen an durch Genie und Glück in neun Jahrzehnten zu den reichsten Kaufherren in Augsburg, ja vielleicht in der Welt, empor; sie wurden die Rothschilds ihrer Zeit, die den Kaisern Max und Karl V. oft die erschöpften Schatzkammern wieder füllten. Ganze Handelsflotten segelten unter Fuggerscher Flagge nach Indien und Amerika, und die Fuggers prägten ihr Gold und Silber in eigenen Münzstätten aus. Die Kaiser machten sie zu Reichsgrafen, und ihr Geschlecht blühet noch in mehren Zweigen. Damals entstand auch die Fuggerei, ein geschlossener Stadttheil, mit Thoren und eigener Gerichtsbarkeit. — So überschwängliche Blüthe konnte nicht lange dauern. Augsburg hatte mit Venedig einerlei Schicksal. Der Handel, der sich nach Auffinden des neuen Wegs nach Indien und Amerika's Entdeckung, der alten Bahn entfremdete, suchte andere Wohnorte auf. Augsburgs Verkehr kleinerte sich von Jahr zu Jahr; zugleich sein Wohlstand. Viele Kaufleute zogen weg; nach den Niederlanden, nach Hamburg. Die Reformation und ihre Folgen, Religionskriege, halfen dazu, den Verfall der Stadt zu beschleunigen. Zu Ende des 30jährigen Kriegs war die Bevölkerung, welche man früher auf 100,000 Seelen geschätzt hatte, auf 30,000 zusammengeschmolzen. Zwar erhob es sich durch Gewerbfleiß wieder; doch der Glanz, welchen ihm der Welthandel gegeben hatte, war auf ewig dahin. 1805 erlosch für Augsburg auch seine seit 1276 als freie Reichsstadt ununterbrochen behauptete Unabhängigkeit durch die Auflösung des Reichs, und die alte Augusta kam unter Bayerns neues Königsscepter. Augsburg hat jetzt in 3700 Häusern 36,000 Bewohner. — Seine Industrie blüht, und als Wechselplatz wird es immer einen hohen Rang behaupten.

10136032



Der MARIUS BOGEN

zu Orange a. d. Rhone.

Aus i Kunstanst. d. Pabl. Inst. in Hildburg

10136032

Der Mariusbogen bei Orange.

(1857.)

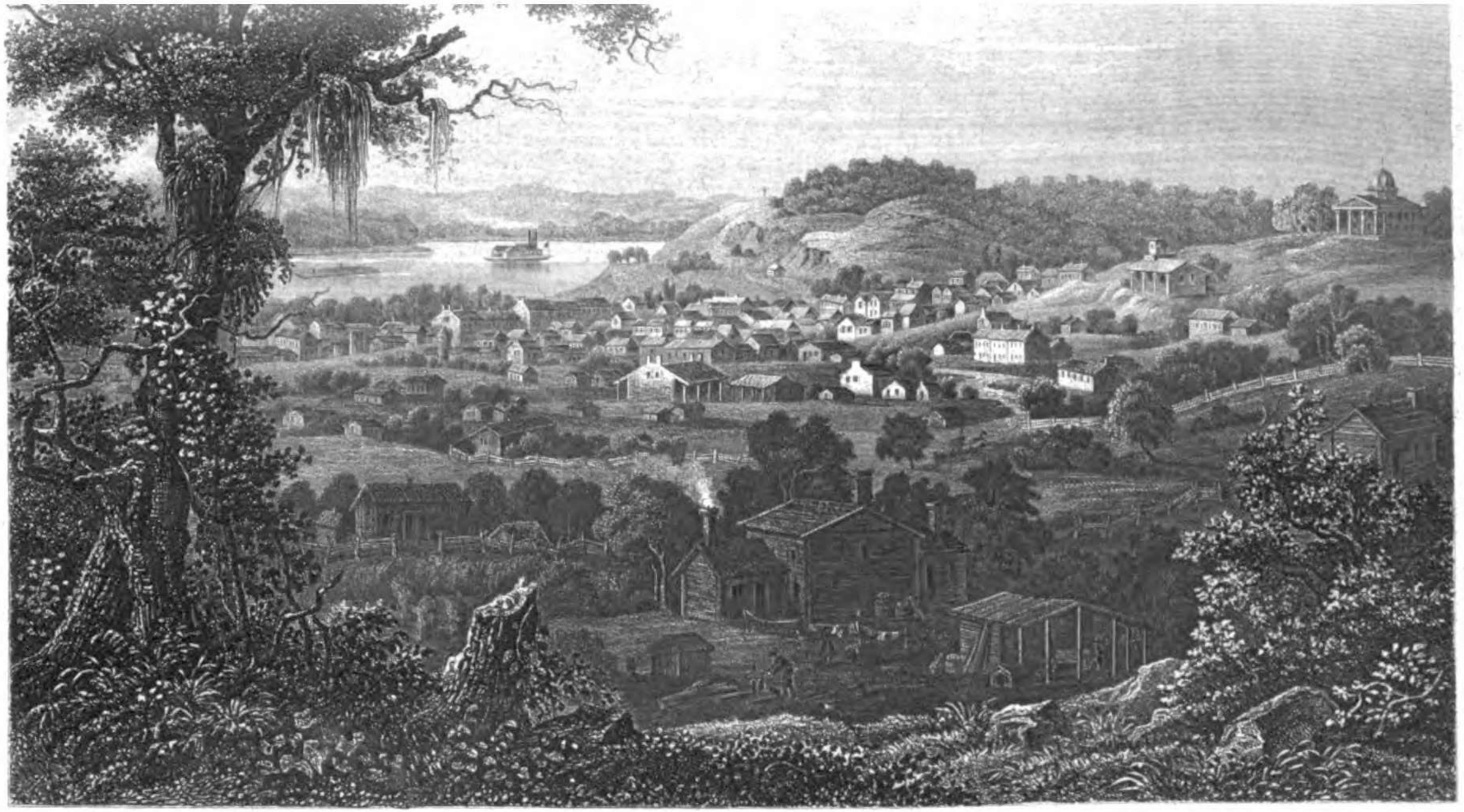
Orange, die Hauptstadt des Departements Vaucluse im südlichen Frankreich und ehedem des Fürstenthums Orange oder Oranien, war Jahrhunderte hindurch eine römische Kolonie, früher Arausio, später Colonia Secundanorum genannt. Aus dieser Römerzeit stammen die Wunderwerke der alten Baukunst, durch welche Land und Stadt berühmt sind. Zu den merkwürdigsten gehört neben einem noch durchaus vollständigen Amphitheater am Fuße des Schloßberges, den Ruinen eines Dianatempels, einer Wasserleitung, mehrer Bäder mit Mosaik- und Statuenresten und großartigen Mauertrümmern auch der Gegenstand unseres vortrefflichen Stahlstichs. Ein Geograph des 17. Jahrhunderts sagt über denselben: „Bei dem Thore, da man auf Lyon zu gehet, ist ein schöner Triumphbogen sehr schön zu sehen, darauf man unterschiedliche Schlachten zu Pferd in Stein gehauen findet, welchen man in's gemein dem C. Mario und Catulo Lactutio zu Ehren aufgerichtet zu sein vermeinet ꝛc." Dieses Triumphthor bildet ein Parallelogramm von je 60 Fuß Höhe und Länge und 40 Fuß Breite, dessen Hauptfronten von drei Bogengängen durchbrochen sind. Es ist ein edler Bau, dessen Anblick den Deutschen mit dem Gefühle stolzer Trauer erfüllt, denn ein Denkmal ist dieser Steinkoloß an den ersten Sturm, mit welchem die Germanen an der übermüthigen Roma rüttelten, daß ihr der „cimbrische Schrecken" in alle Glieder fuhr. Die Schlange ward damals Herr über den Löwen, aber das Zittern vor seinem Todeskampfe verließ sie nicht selbst nach dem Siege.

Die Gegenwart baut den Siegen über Deutschland andere Triumphbogen. Da gibt es Brücken von Jena und Austerlitz, Herzöge von Wagram und Istrien, ein französisches Elsaß, ein englisches Helgoland, ein dänisches Schleswig, ein geschleiftes Rendsburg u. s. w. Auch Rom hat abermals über Deutschland gesiegt. Auf der Spitze seines Triumphbogens ragt das Kreuz St. Peters über die Alpen. — Die Spirallinie des Kulturgangs der Geister muß steigen und sinken, so ist der Lauf der Welt; aber wie viel Glück und Glauben, Blut und Thränen der Völker der nächste Aufgang kosten wird, — wer will's ermessen?

St. Joseph im Staate Missouri.

„Hallo! Da kommt Old Hick herab, wird Neuigkeiten aus den Territorien bringen“ — „„und Gäste aus den Jagdrevieren; die Saison ist vorüber und Old Hick ist das letzte Boot, welches von oben kommt.““ Damit begann die Unterhaltung einiger Männer, die auf der Veranda des City-Hotel in St. Joseph umhersaßen, in hölzernen Lehnstühlen ihre langen mageren Gliedmaßen balancirend, die Beine über das Geländer in die Luft streckend und in derselben Richtung emsig und mit geübter Sicherheit Ströme braunen Tabacksaftes über die vorgestreckte Unterlippe hinaussendend. Sie waren eben eines Dampfbootes ansichtig geworden, welches, den Missouri herabkommend, in großem Bogen beidrehte und Anstalt machte, an dem unter dem Hotel liegenden Werft anzulegen. Es hatte die bunteste Gesellschaft an Bord, die sich je auf einer schwimmenden Planke zusammengefunden haben mag: Auswanderer aus Jowa, mit Sack und Pack, Frauen und Kinder, die erst in Atchison aussteigen wollten, um sich in Kansas anzusiedeln. Es sind ächte Kinder der Freiheit, welche die überhand nehmende Kultur, die beengende Nachbarschaft, der unbequeme Zwang der Gesetze und staatlichen Ordnung aus ihrer eben verlassenen Heimath vertrieb, um in den neuen Territorien die Ungebundenheit des „Grenzerlebens“ wieder aufzusuchen. Die Männer in Uniform gehörten zur Besatzung von Fort Leavenworth an der Indianergrenze, ihr schwerer, mit Entbehrungen und Gefahren reichlich gesegneter Dienst ist vorbei, und froh kehren sie nach dem Komfort ihrer Quartiere in den östlichen Staaten zurück. Unter ihnen ist auch ein Agent des Indian-Departement, der als Führer und Dollmetscher eine kleine Gesellschaft von Häuptlingen der Sioux zu einer Vorstellung bei'm großen Vater in Washington begleitet. Jene anderen malerischen, wettergeschlagenen Gestalten in rothem Flanellhemde sind Holzschläger vom oberen Missouri, die den Sommer über die Dampfschiffe mit Feuerungsbedarf versorgen und nun den Ertrag ihrer harten Arbeit nach St. Louis tragen wollen, um ihn im Winter dort zu verjubeln. Jedes Frühjahr findet diese Gesellen wieder in der Wildniß bei ihren Aexten, der ganzen Habe, welche ihnen das lustige Leben in der Stadt übrig

10136032



ST JOSEPH

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Institut in Hildbh

Eigenthum d. Verlegers

10136032

gelassen hat. Aber kehren wir zur Gesellschaft auf der Veranda des Hotels zurück, wo sich mittlerweile noch andere Passagiere vom Dampfboot eingefunden haben. Die Unterhaltung ist lebendiger geworden; es wird gefragt, erzählt, getrunken, geflucht. Da ist ein Pelzhändler, der war vor 3 Monaten in St. Louis an Bord des Spread Eagle gegangen, eines der kleinen Dampfboote der amerikanischen Pelzkompagnie, und auf diesem Schiffe von starker Maschinenkraft und sehr geringem Tiefgange 3120 engl. Meilen stromaufwärts gefahren. Er war bis 20 deutsche Meilen von den Quellbächen des gewaltigen Columbia gelangt, der seine Wasser in das stille Meer ergießt. Und diese ganze Reise zu Berg und zu Thal hatte nur 72 Tage gedauert. Noch nie zuvor hatte ein Dampfer den Strom so hoch hinauf befahren. Kein Wunder, daß der Mann Vieles und Interessantes erzählen konnte, was er in den wenigen Monaten erlebt hatte. Mit besonderer Laune schilderte er das Erstaunen der Dickbäuche, Krähen- und Schwarzfüße, wie sie nach dem Strom geeilt wären, um das wunderbare Feuerschiff zu sehen. „Unter den Rothhäuten weiß ich besser Bescheid", fällt ihm da ein Kentuckier in's Wort, ein Mann des Gebirgs, sechs Fuß in seinen Strümpfen messend. Er war einer jener Trapper, die weit und breit die Felsengebirge durchstreifen, um auf Rauchwild, namentlich Biber, Jagd zu machen. Dieses Gewerbe lockt ihn in die entlegensten Schluchten, und erst nach Monaten einsamen Wanderlebens, wenn er den Ertrag seiner Jagd an den nächstgelegenen Posten der Pelzhandelsgesellschaft abliefert und sich mit neuem Bedarf für die Wildniß ausrüstet, sieht er weiße Menschen wieder. Er wird durch solche Lebensweise selbst zum halben Indianer, nimmt sich wohl auch ein rostbraunes Weib und kehrt nach Jahre langen Zwischenräumen in die Staaten zurück, damit ihm die Welt von seiner Farbe nicht ganz unkenntlich werde. So begegnen wir ihm im City-Hotel zu St. Joseph. Seit 7 Jahren hatte er seinen Bart nicht geschoren; jetzt aber stand er da mit glattem Kinn, in schwarzem Frack und Seidenhaut; seine Lederhosen und weißen Mokassins waren bei Seite geworfen, um für kurze Zeit der geschmacklosen und unbequemen Tracht der Civilisation Platz zu machen. Aber schon klagt er, daß er die Städte und ihr lärmendes Treiben satt habe und in wenigen Wochen wieder heimkehre zu seiner Squaw, die im Gebirge seiner harre, und zu seinen Biberfallen. Ein unwiderstehlicher Drang treibt diese halbverwilderten Menschen aus der civilisirten Gesellschaft in die Wildniß zurück, sobald die Ersparnisse von Jahren in raschem Saus und Braus vergeudet und neuer Schieß- und Jagdbedarf eingekauft sind. Die Rede kommt auf den Fluß. Der Eine verwünscht das gefährliche Fahrwasser, das in jedem Monat ein anderes ist: „erst gestern habe er einen halben Tag lang auf einer Sandbank festgesessen", denn über Nacht oft schieben sich an

den vorher tiefsten Stellen Bänke von Sand wie Schneewehen, Baumstämme und Steingeroll vor, die den erfahrensten Schiffern täglich neue Gefahr drohen. „Ihr solltet aber auch einmal da oben in den Rocky-Mountains sehen", wirft der Kentuckier ein, „wie ungeheuer der Fluß in wenigen Tagen anschwillt, wenn der warme Regen in Strömen vom Himmel herabfällt, und der Schnee, mag er so dick und hoch liegen, wie er will, im Umsehen zu Wasser wird. Dann rast die Fluth aus allen den tausend Gießbächen des Gebirgs herab, der Strom wächst, unterwäscht die weichen Ufer und vorspringenden Bluffs, bis sie herabstürzen. Drum wundert euch nicht, daß euer Missouri der schlammigste Fluß der Welt ist. Ist das Zeug nicht dick, wie Caffé mit Milch, daß man, Gott verdamm's, nicht einmal ein Ei im Glas erkennen kann!" „„Hätten wir doch"", wirft ein Anderer ein, „„in unserem dürren Utah den zehnten Theil eures verschmähten überflüssigen Missouriwassers, sein Schlamm sollte uns wenig kümmern. Unser Herrgott hat unserm Zion eine schwere Prüfung auferlegt; Salz, daß man ganz Amerika damit einpökeln könnte, aber keinen Tropfen guten frischen Trinkwassers; unser großer See ist von Salz so dick, daß kein Mensch, ich wette 1000 Dollars, drinnen ertrinken kann."" „Deswegen müßt ihr Heiligen alle hängen", spottet ein Dritter dem Mormonen zu. „„Ehe ihr selbst zu Salzsäulen werdet"", meint ein Vierter, „„so wandert aus zu uns, nach dem klaren Columbia, in dem Millionen der köstlichsten Lachse ziehen. Es gibt keinen schönern Strom in der Welt."" Der so sprach, war ein Pelzhändler von der Westseite der Rocky-Mountains. Er hatte vom Westen aus das Hochgebirge überschritten und war in einem schwachen Kahn den ganzen Yellow-Stone-River, der das nördliche Nebraska durchfließt, bis nach Fort Union hinabgeschwommen. Als er dort, wo jener Fluß in den Missouri mündet, den Dampfer nicht mehr traf, ließ er sich auch auf diesem großen schlammigen Strom hinabtreiben und war so allein nach St. Joseph gekommen. Alle bewunderten das Wagniß. Ein Kaufmann war auf anderem Weg dahin gelangt und berichtete, wie bequem er mit der Mail-Stage volle 25 Tage ununterbrochen durch die Wüste gefahren sei, ohne irgend eine Fährlichkeit bestanden zu haben. „Binnen drei Monaten habe ich so nicht weniger als 5300 engl. Meilen zurückgelegt. Ich fuhr von St. Louis ab nach Fort Smith am Arkansas, dann südlich über den Red-River, den obern Brazos, an der Küste von Texas hin, dann westwärts über den Pecos und bei El Paso über den Rio Grande durch Neu-Mexiko, das Arizonagebiet, am Rio Gila entlang bis Fort Yuma am Colorado. Von da ging's durch eine sehr öde Wüstenstrecke bis zum Gebirge, das wir vermittelst des Warners-Paß überschritten. Jenseit befanden wir uns auf kalifornischem Gebiet. Von St. Louis bis St. Francisco machte ich 2651 Meilen

im Postwagen, und nachdem ich mein Geschäft besorgt, kehrte ich auf demselben Weg zurück." Alle waren einstimmig, daß diese neue Ueberland-Post ein sehr nützliches Unternehmen sei, so lange die Pacific-Railroad noch auf sich warten ließe. Daran knüpfte der Mann von Yellow-Stone, daß die weite Gegend, welche er durchschifft habe, sich eben jetzt zu einem selbständigen Territorium organisire, welches Dacotah getauft werden soll. Der Kalifornier fügte hinzu, daß auch er durch ein neues Gebiet gekommen sei, durch das gold- und silberreiche Arizona. Jemand von St. Joseph bemerkte, das Goldland Pikes-Pik sei gleichfalls daran, sich als Territorium Jefferson einzurichten und daß damit Leben in die Gebirge und die östliche Prärie kommen werde. „Das Neueste in der Gebietspolitik aber weiß ich", warf der Mormone ein, „der südliche Theil unseres großen Utah löst sich ab, weil er mit uns Mormonen nichts mehr zu schaffen haben will. Er verlangt seine eigene territoriale Selbständigkeit und will am Ostabhang des kalifornischen Gebirges aus dem Carron Vally das Gebiet Sierra Nevada zusammenbauen." „„Wohl bekomm's, Onkel Sam; vier neue Staaten-Embryone auf einmal!"" „Old Hickory forever!" jubelte der St. Joseph-Mann, mit dem Hut im Genick, einen dichten Sprühregen von Tabakssaft über die Veranda ergießend, und „„„take a drink, gentlemen!""" war die patriotische Antwort des Kentuckiers, die ganze Gesellschaft zur Bar einladend, um auf Old-Hickory's Wohl ein Glas Branntwein zu leeren.

Noch vor zwei Menschenaltern ließ man den „weiten Westen", das „ferne Land" Nordamerika's gleich hinter den Alleghanygebirgen beginnen. Die alten dreizehn Staaten des großen transatlantischen Bundes, welche aus den dreizehn englischen Kolonien erwuchsen, lagen zwischen diesen waldbedeckten Höhenzügen und dem Ocean; was über jene hinaus nach Westen hin sich erstreckte, war Wildniß und zumeist noch in unbestrittenem Besitze indianischer Wald- oder Steppennomaden. Wenige tausend Franzosen waren im Fortgange der Zeit am Mississippi weit nach Norden hin, oder von Canada aus nach Westen vorgedrungen und hatten einzelne, weit von einander entfernt liegende Ortschaften gebaut. Aber bevor weiße Ansiedler vom Hudson, Delaware oder Potomak aus über den Ohio gingen, verflossen beinahe anderthalbhundert Jahre. In dem heutigen Staat Ohio, der nun drittehalb Millionen Bewohner zählt und seinen Namen von dem „schönen Fluß" entlehnt hat, waren lange vor den englisch redenden Amerikanern deutsche Männer erschienen, um dauernde Niederlassungen zu gründen. Der erste

weiße Mensch, welcher im Norden dieses Stromes das Licht der Welt erblickte, war Marie Heckewelder, die am 16. April 1782 geboren wurde, und wenige Monate später gab die Frau eines Herrenhuters dem Knaben Christian Friedrich Sensemann das Dasein. Er, der eigentliche Patriarch des Westens, durchschritt noch vor wenigen Jahren, in vollem Genusse seiner Kraft und Gesundheit, Wiesenfluren und Wälder, und vielleicht ist er heute noch am Leben. Es war ihm beschieden, zu sehen, wie in der frühern Einöde ein Staat nach dem andern erwuchs und das Land zwischen den Bergen und dem Mississippi sich mit Millionen betriebsamer Menschen füllte; er ist durch die Straßen von Cincinnati gewandert, als diese „Königin des Westens" wohl an zweimalhunderttausend Bewohner zählte und zweihundert Dampfer am Werft auf dem Flusse lagen, welcher in den Tagen der ersten Ansiedler nur die Nachen der Indianer trug.

In Nordamerika treibt ein unaufhaltbarer Drang die Menschen vom atlantischen Gestade der untergehenden Sonne zu, und sie haben nicht gerastet und geruhet, bis sie das ganze Festland in seiner Breite durchwandert haben und dort angelangt sind, wo das stille Weltmeer gegen die Küsten brandet. Nachdem durch kühne Schatzgräber die Bahn gebrochen war, folgte Jahr für Jahr ein Auswandererstrom dem andern und ließ sich nieder, wo der grüne Wald, die fruchtbare Wiesenflur oder ein klar sprudelnder Quell ihn anlockte. Bald nahe bei einander, bald in weiten Zwischenräumen entstanden Gehöfte, die oft zu Dörfern wurden, wenn Freunde des ersten Gründers in der unmittelbaren Nachbarschaft Hütten bauten und den Boden umbrachen; an Stellen, welche für den Betrieb des Handels günstig liegen, erhoben sich Städte, von denen manche einen in der Geschichte beispiellos raschen Aufschwung nahmen. Sie reichen nun im Gebiete des „Vaters der Gewässer", des Mississippi, von den Quellen bis zur Mündung; und von St. Pauls in Minnesota, wo vor zehn Jahren die ersten Blockhäuser errichtet wurden und heute 30,000 Bürger wohnen, bis nach New-Orleans, wird die Verbindung auf dem Strome durch Dampfer erhalten; eine ununterbrochene Kette von Ansiedelungen zieht sich vom nördlichen Red-River tausend Wegstunden weit bis an den mexikanischen Golf hinab.

Noch rascher und kräftiger ist die Entwickelung in der Richtung von Osten nach Westen gewesen. Schon vor länger als dreißig Jahren begann die Bildung von Staaten auf dem rechten Ufer des Mississippi, und die drei, welche die nördliche Abtheilung bilden, Minnesota, Iowa und Missouri, sind gerade jetzt ein Hauptzielpunkt der Einwanderer, insbesondere auch der deutschen, welche dort eine ihnen zusagende neue Heimath suchen und finden. St. Louis, die große Handelsstadt am Mississippi gleich unterhalb der Mündung des Missouri,

zählt unter seinen 140,000 Einwohnern mehr als 60,000 unserer Landsleute, und ist für höheres und geistig angeregtes Leben den Deutschen weit mehr ein Mittelpunkt als Newyork oder Cincinnati. Bevor ein Jahrhundert vergeht, wird diese Stadt eine der größten Kapitalen der Welt sein, gleichsam das Herz, von welchem alles Land in dem ungeheuern Stromgebiete, das nahe an 20,000 engl. Meilen schiffbarer Gefließe enthält und mehr und mehr von einem Netze zusammenhängender Eisenbahnen überzogen wird, seine Lebenswärme erhält und in dem alle Strömungen des Verkehrs zusammenlaufen. Die natürlichen Bedingungen dafür sind gegeben, und der Gang der Entwickelung im Westen drängt mit Nothwendigkeit darauf hin, daß ein großartiger Mittelpunkt für Austausch und Verkehr gerade an jenem Punkte sich bilden muß. St. Louis liegt 900 engl. Meilen von der Bundeshauptstadt Washington, 1300 Meilen von der Mündung des Mississippi, 732 Meilen von St. Pauls, dem Punkte, wo der Strom schiffbar wird; die großen Bahnstränge von Osten her laufen strahlenförmig auf die Stadt zu, jene nach Westen hin gehen von ihr aus; sie liegt inmitten einer an Erzeugnissen des Ackerbau's und der Viehzucht, an Kohlen und Metallen reichen Gegend, in der sich ein ungemein mannichfaltiges Gewerbs- und Geschäftsleben entwickelt. Vor zweihundert Jahren war St. Louis ein einsamer Posten französischer Pelzhändler; im Jahre 1810 hatte es kaum 1600 Einwohner, die Zählung vom December 1852 ergab 87,654 Seelen, und seitdem hat sich diese Ziffer beinahe verdoppelt.

Der Staat Missouri ist nicht minder in raschem Aufschwunge begriffen. Seit 1821 bildet er einen Bestandtheil des großen Bundes, aber er übte lange Zeit nur eine geringe Anziehungskraft. Die Einwanderer, namentlich jene aus Europa, fanden östlich und nördlich, namentlich in Ohio, Illinois, Indiana, später in Wisconsin, guten Boden in Fülle, und zogen deshalb nicht weiter landeinwärts. Auch hegten viele ein Vorurtheil gegen Missouri, weil es ein sklavenhaltender Staat ist. Anmählig sind jedoch die Vorzüge seiner Lage, seines Klima's und seiner Reichthümer an Metallen eben so wohl gewürdigt worden, wie jene, welche eine gute Bewässerung und das fruchtbare Land für den Ackerbau darbieten. Zudem lohnt das Sklaventhum nicht, weil Missouri zu nördlich liegt, um einen sogenannten Plantagenbau zu gestatten; es ist vielmehr auf den Betrieb der Landwirthschaft in europäischer Weise angewiesen, und ein solcher ist mit der Negersklaverei unverträglich; diese kann den Wettbewerb freier Arbeiter nicht aushalten, und muß schon deshalb allmählig von selbst verschwinden. Sklavenarbeit ist in einem solchen Lande zu theuer. Es kommt hinzu, daß Missouri, in welchem die Anfangspunkte der Ueberlandposten und der Eisenbahnen nach Westen liegen, in der neuesten Zeit auch durch die Goldentdeckungen an Pikes-Pik in den Felsengebirgen, eine erhöhete Bedeutung gewann. Seine Westgrenze stößt seit fünf Jahren nicht mehr an unbewohnte Prärien,

sondern in dem bisherigen Gebiete Kansas, das schon volkreich genug ist, um demnächst als Staat in die Union aufgenommen zu werden, ist ihm ein Hinterland gegeben, dessen Entwickelung gerade für Missouri von wichtigen und wohlthätigen Folgen sein muß. Das Alles begreift man, und deshalb wird der Andrang der Einwanderer von Jahr zu Jahr stärker. Missouri zählt auf einem Flächenraum von etwa 3170 deutschen Geviertmeilen, so viel, wie vier oder fünf europäische Königreiche zusammengenommen, gegenwärtig erst etwa eine Million Seelen, während es den gesegnetsten europäischen Staaten an Fruchtbarkeit nicht nachsteht. Man sieht, wie viel Raum für Ansiedelungen noch frei ist; und sie werden erleichtert durch die Landstraßen und Eisenbahnen, welche schon jetzt die entferntesten Theile des Staates mit einander verbinden, während zugleich der Missourifluß denselben von Westen nach Osten durchströmt und der Mississippi die Grenze gegen Morgen bildet. Schon jetzt sind beide Ströme durch Schienenwege mit einander verknüpft; der im Süden führt von St. Louis nach Kansas-City, jener im Norden von Hannibal am Mississippi nach St. Joseph.

St. Joseph gehört zu jenen Städten, welche rasch zur Blüthe gelangt sind und denen eine große Zukunft in Aussicht steht. Auf der Eisenbahn legt man die 206 Meilen von Hannibal binnen zwölf Fahrstunden zurück. Sie führt durch eine fast ganz ebene Gegend, zumeist durch offene Prärien und ein noch sehr spärlich besiedeltes Land; auf der ganzen, mehr als 40 deutsche Meilen langen Strecke gewahrt der Reisende nur drei größere Ortschaften, die eigentlich auch nur erst Dörfer sind: Palmyra, Bloomington und Chilicothe. Die Wiesen findet man überall mit üppigem Graswuchs bedeckt, und nur an einigen wenigen Stellen sind sie vom Pfluge berührt worden; häufig sieht man kleinere oder größere Gruppen von Bäumen und einzelne Wälder; die Ufer der Flüsse und Bäche sind mit Ulmenbüschen und Walnußbäumen eingesäumt, und wenn hier große Strecken, des trefflichen Bodens wegen, sich zum Ackerbau eignen, so sind dort andere zu einem Betriebe der Viehzucht im großen Maßstabe wie geschaffen.

Die Lage der Stadt, zu welcher die Bahn durch eine solche Prärieegend führt, überrascht durch ihre Anmuth und Lieblichkeit; sie ist ohne Frage eine der freundlichsten Städte im Westen und hat weit und breit ihres Gleichen nicht; die zum Theil bewaldeten Uferhügel, die sogenannten Bluffs, erreichen hier eine beträchtliche Höhe; der Missouri macht einen großen Bogen, und in dieser Einbiegung erhebt sich die Stadt in einer gut angebauten Gegend. Vor wenigen Jahren zählte St. Joseph kaum 5000 Einwohner, heute übersteigt die Ziffer schon 10,000, und Alles ist in rüstigem Fortschreiten. Die Straßen sind zweckmäßig angelegt, die Zwischenräume füllen sich, die Holzgebäude machen steinernen Häusern Platz, und die Gasbeleuchtung ist allgemein. Es freut uns, unsern Lesern sagen zu können,

daß die 3000 deutschen Einwohner sich durchgängig in Wohlstand befinden und über dem Nützlichen das Schöne nicht vergessen. Sie pflegen treu das deutsche Lied, als einen Hort unserer Volksthümlichkeit, doppelt werth zu halten in fernen Landen; sie haben zwei Gesangvereine und einen Verein für Instrumentalmusik, die Jugend zählt rüstige Turner in ihrer Mitte, und auch eine deutsche Zeitung fehlt nicht.

Wie Mancher, dessen Wiege am Rhein oder im thüringer Walde gestanden, hat in St. Joseph, von einem der Uferhügel, welche die Stadt krönen, seiner alten Heimath sehnsüchtig gedacht! Jetzt ist er in ganz neuen Verhältnissen und Umgebungen. Die Sonne geht ihm unter auf den weiten Wiesenflächen von Kansas, die bis an den Fuß der Felsengebirge reichen. Er sieht Schaaren vorbeiziehen, welche dort in den neuentdeckten Goldgruben edles Metall suchen wollen. Viele Tausende sind schon, allem Unwetter Trotz bietend, im vorigen Spätherbst aufgebrochen, um eine Strecke von 300 Wegstunden über die unwirthliche Prärie zurückzulegen und die ersten am Platze zu sein; noch mehr Tausende sind ihnen im Frühjahre gefolgt. Dem seichten Plattefluß entlang bezeichnen Menschengerippe und Thiergebeine den Pfad, welchen die Karawanen genommen haben, aber durch diese Warnungszeichen läßt der goldgierige Abenteurer sich nicht abschrecken, sondern dringt, oft unter Noth, Hunger und Entbehrungen aller Art, immer weiter vor, um sein Ziel zu erreichen. Viele sind kläglich gestorben und elendiglich verdorben auf ihrem Argonautenzuge durch diese amerikanische Einöde. Aber wer kümmert sich um sie? Andere gelangten an's Ziel und fanden, was sie suchten. Weit hinten, am Pikes-Pik, haben sie im Laufe eines Jahres Städte gebaut, Schulen eröffnet, Zeitungspressen aufgestellt; ihre Maschinen stampfen, sägen und hämmern, ihr Pflug hat den Boden umgebrochen, ihre Axt legt die Bäume nieder, und als freie Bürger haben sie sich eine Regierung gegeben. In Auraria, der „Goldstadt", sieht man im Geiste schon die Eisenbahn, welche in den goldführenden Schluchten des Gebirgs beginnt und am Missouri endet. Dort hat man Gold, hier Eisen, der Boden ist flach, was sollte also die Ausführung hindern? So legt der Amerikaner überall einen großen Maßstab an seine Zukunft, und in der That paßt auch nur der größte für sein Land und seine Verhältnisse.

Die Inseln Procida und Ischia bei Neapel.

„Wär' ich ein Crösus oder ein Bettler und hätte die freie Wahl meines Wohnorts auf Erden, ich wählte Ischia!" äußerte Sternberg gegen den Maler. „Ist's wirklich so schön?" fragte Johanne den Neapeler Onkel, der eben in's Zimmer trat. „Du mußt sehen und kannst dann selbst urtheilen!" entgegnete dieser lebhaft. „Der Tag ist heiter, in einer halben Stunde fährt der Dampfer ab. Wollt Ihr mit von der Partie sein, so macht Euch fertig!" Majora acclamirte, die Zauderer und Bedächtigen wurden zur Eile getrieben, und die ganze Gesellschaft erreichte den Molo gerade in dem Augenblick, als der Dampfer, ungeduldig, schon schnaufend, die Flügel zu regen begann. Kaum waren wir am Bord, so verkündete ein Kanonenschuß die geschehene Abfahrt.

Das Wetter war schön, doch der Wind nicht günstig. Die See ging hoch und hohl. Erst fuhren wir längs dem Posilippo, dann ließen wir Nisida rechter Hand liegen und schossen dicht vor dem Felskap des Misenus vorbei. Nach einer guten Stunde erreichten wir das hohe Ufer von Procida. Wir landeten bei dem Städtchen gleichen Namens, welches von Menschen und Gewerben wimmelt. Zwei große Hotels waren schon gestopft voll Reisender. Wir konnten kaum ein Unterkommen finden.

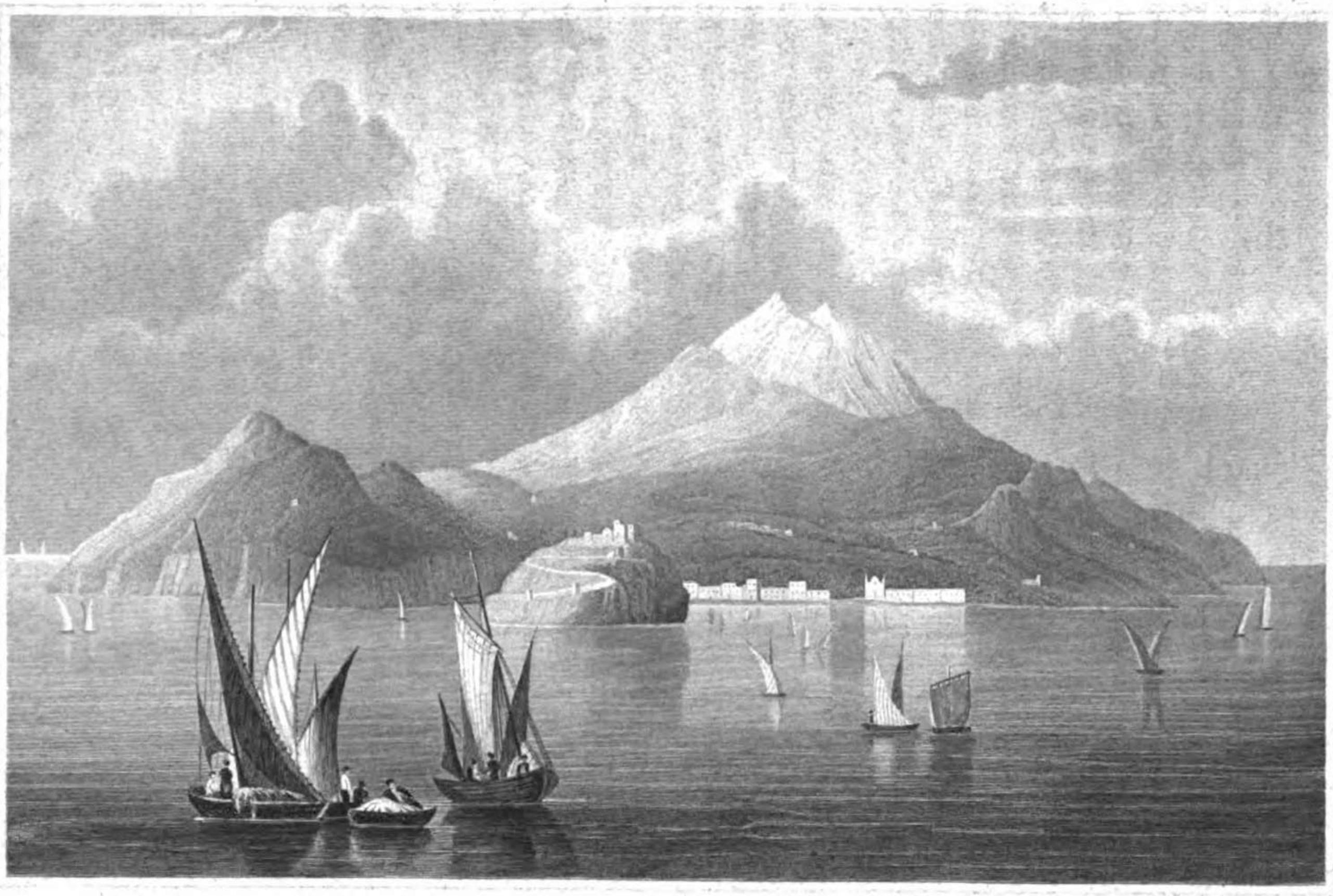
Abenteuernde Griechen aus Chalcis und Eretria, zweier Städte auf Euböa (jetzt Negroponte), kolonisirten die Eilande des Neapeler Golfs. Der Name Procida (die Verschüttete) deutet den damaligen Zustand des Ländchens an. Ein Erdbeben hatte es zusammen gestürzt und die Ureinwohner waren geflohen oder umgekommen, als die ansiedelnden Griechen kamen. Wie hat es sich seitdem verändert! Procida ist ein Park, ein fruchtbarer Garten.

Wir erstiegen sogleich das königliche Schloß, das hoch über der Stadt auf einem Felsen steht. Hübsche Anlagen umgeben es, in welchen Fasanen aller Art umherflattern. Sie fliegen über die ganze Insel, und die strengsten Gesetze verschaffen den Thieren vollkommene Sicherheit. Ihretwillen durften die Einwohner ehedem keine Katze halten, und das ungerechte Königsgebot behielt so lange Kraft, bis die Kinder in der Wiege nicht mehr vor Mäusen und Ratten zu schützen waren. Vom Schlosse hat man eine unvergleichliche Aussicht auf das Meer, über die Inseln, auf Neapel und die Küste.

Nachmittags gingen wir nach Ischia ab; die angenehme Fahrt dauerte eine Stunde. Ischia ist die größte und schönste Insel des Golfs. In Kegelform dem Meere entsteigend erhebt sie sich anfangs sanft, dann aber

10136032

10136032



DIE INSEL ISCHIA
bei Neapel

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

10136032

steil bis zum Gipfel. Die ganze Insel ist in der That bloß ein Vulkan, der im Grunde des Meeres wurzelt. Auf der Seite nach Procida hin haben Erdbeben ein Stück vom Eilande abgerissen, und die Trümmer davon, ein Fels, steht in der brandenden Fluth. Ihre Zinne krönt ein Kastell, das die Bucht vertheidigen hilft. Eine lange Brücke, kühn über den Abgrund hingeworfen, führt von der Insel hinüber. Unser Dampfschiff schiffte vorbei und landete in Borgo d'Ischia, einem freundlich am Ufer sich hinstreckenden Städtchen. Nahe bei demselben befinden sich warme Bäder, mit einem im artigen Styl gebauten Kurhause und hübschen Gartenanlagen, die im Sommer stark besucht werden. Das Wasser ist salzig und hat einen Geschmack nach Schwefel. An einem kleinen See, nicht weit vom Ufer, steht ein königliches Landhaus, wo sich zuweilen der Hof mit Fischerei vergnügt. Von Borgo machte sich den andern Morgen früh die ganze Gesellschaft zu Esel auf, um das Innere der Insel zu besuchen.

Zuerst ritten wir nach Casamiccia, einem andern Kurort mit warmen Quellen. Die Badeanstalten sind geräumig, leiden aber an dem großen Uebel Neapels, der Unsauberkeit. Wir trafen eine Menge Badegäste aus den untersten Volksklassen, Lahme, Krüppel und Aussätzige an. Vermächtnisse und Stiftungen verschaffen hier über 600 Armen die Wohlthat des unentgeltlichen Gebrauchs der Bäder jedes Jahr. — Lano war unser nächstes Ziel, ein Flecken, der, malerisch an's Ufer gebettet, einen kleinen Hafen hat. Hier hielten wir uns nicht auf, sondern ritten sogleich nach Furia d'Ischia, an der westlichen Seite des Eilands. Der Weg ist reizend. Bald führt er am Meere hin, bald über blühende Thäler oder Hügel, von denen man die Hauptstadt, den Vesuv, die Küste gewahrt, oder eine Fernsicht in den Ocean genießt. Die Gestade des Eilands selbst haben bei jedem Schritt eine andere Scenerie. Hier hängt ein weit vorstehender Fels durch eine schmale Erdzunge mit dem Lande zusammen, dort thürmen sich über den Wellen einzelne Klippen. Daneben erfreut die sorgfältigste Kultur. Jedes Eckchen Land, jeder Felsvorsprung, wo eine Handvoll Erde Platz findet, ist benutzt und angepflanzt. Die Gelände tragen Weinstöcke, die sich unter der Last der Trauben beugen; in den Thälern winden sich die Baumreben um die schlanken Pappeln, um Oliven- und Maulbeerbäume und knüpfen die alternden Stämme mit Laubgewinden zusammen. In geschützten Felsnischen beugen sich fruchtbeladene Feigenbäume; große Kirsch-, Pflaum- und Birnbäume nehmen die rauheren, kälteren Lagen ein. In den Thälern mischen sich die Wohlgerüche der Orangen- und Citronenwäldchen mit den Düften des Jasmins und der Akazie, und an den sonnigsten und trockensten Stellen glühen Granatbäume und recken die saftigen Agaven und die Aloe ihre hohen Blüthenkronen empor. Kaktusarten, mit ihren großen rothen und gelben Blumen, bilden ganze Hecken, oder bekleiden die verwitterte Oberfläche der Lavaströme,

welche sich von dem Gipfel des Vulkans nach allen Seiten bis zum Meere hinabstrecken. Viele Gewächse blühen auf diesem warmen Boden, auf welchem nie eine Schneeflocke liegen bleibt, welche man sonst nur in den Tropenländern findet. Selbst die Baumwollenstaude und das Zuckerrohr kommen fort, und andere gleichzarte Pflanzen verweilen hier, genährt von der fruchtbaren, milden Erde, erwärmt von dem im mütterlichen Schooße glühenden Feuer und von dem kräftigen Sonnenstrahl, der nicht sengt, weil er sich an dem Hauche des Meeres kühlt.

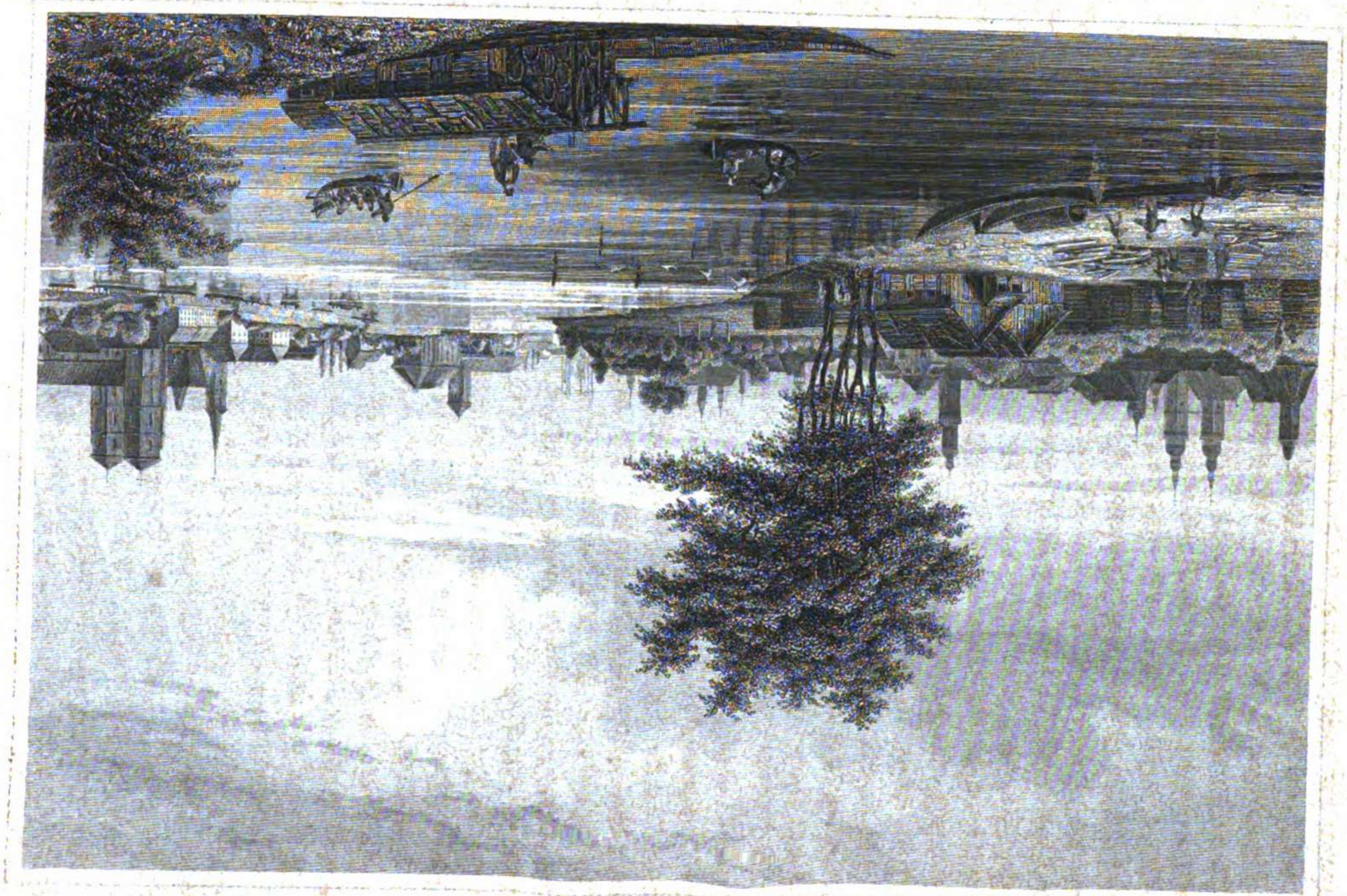
Der nächste Tag war der Besteigung des Monte San Nicolo bestimmt. Unter Begleitung eines Führers und versehen mit frischen Maulthieren machten wir uns früh auf. Anfangs ritten wir zwischen Gartenmauern hin — unter einem Dach von Obstbaumzweigen, die ihre Früchte auf unsern Pfad streuten. So wie wir aber die Gärten hinter uns hatten, ging es steil aufwärts. Je näher dem Gipfel, je unwegsamer wurde es. Ungeheure Tuffsteinblöcke versperrten öfters den Pfad und wir mußten sie umklettern; an andern Stellen hingen Lavafelsen über unsern Häuptern wie gefrorne Wasserfälle, mit langen Zacken. Fünftehalb Stunden brauchten wir, den Gipfel zu erreichen, und ganz ermattet klopften wir an das Pförtchen der Einsiedelei, wo zwei Patres aus dem Kloster der Stadt abwechselnd ihre Wohnung haben. Sie hießen uns mit Herzlichkeit willkommen und brachten uns einen Krug köstlichen Bergwein und einen großen Laib Waizenbrod mit freundlicher Miene.

Nachdem wir uns gestärkt hatten an den Gaben der gastfreien Mönche, erstiegen wir, von ihnen geleitet, den äußersten, höchsten Rand des Kraters. Leider nahm uns ein umwölkter Himmel die Pracht einer hellen Beleuchtung. Graue Wolken zogen ostwärts; an ihnen sahen wir die Schatten des gezackten Berges, auf dem wir standen; tief unter uns lag das Meer, lagen die andern Inseln, die ausgeschnittenen Gestade Italiens und Siciliens, mit ihren Wächtern — Vesuv und Aetna. Aus beiden stiegen weiße, lichte Rauchwolken empor, die Zeugen ihrer Thätigkeit. Der Vulkan, auf dem wir standen, schlummerte. Nur wenn seine mächtigern Nachbarn Flammen speien und glühende Lavaströme hinabrollen, bei sehr heftigen Ausbrüchen und Erdbeben, gibt der San Nicolo noch Lebenszeichen von sich. Sein letzter eigentlicher Ausbruch geschah vor 500 Jahren.

Der Rückweg war nicht weniger beschwerlich, als die Besteigung, und erst auf der Hälfte des Berges erfreute uns, in der Umgebung der herrlichsten Natur, ein bequemerer Pfad. Zwischen blühenden und fruchttragenden Orangenbäumen öffnete sich zuweilen ein Durchblick auf's Meer, die Inseln, die Küsten. Ein zarter, lichter Dunst, welcher dem südlichen Italien eigen ist, warf einen Zauberschleier über alle Gegenstände und erhöhte die Reize der Aussicht. Mit Anbruch der Dämmerung kamen wir nach Borgo d'Ischia zurück. Der Dampfer lag schon parat, uns aufzunehmen. Schwärme von Delphinen umspielten das Boot auf der ganzen

10136032

BRESLAU



Aus d. Kunstverl. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

10136032

10136032

Fahrt, und nach kurzen drei Stunden saßen wir schon wieder im Salon des Onkels und erzählten einander von der Freude der zwei Tage, die Jeden von uns wie selige Träume durch's Leben begleiten werden.

Breslau.

„Breslau ist der kostbarste Edelstein in Preußens Krone." So sagte König Friedrich II., dessen Schwert ihn aus dem Habsburger Diadem gebrochen hat. Und seit der Zeit ist sein Werth nicht kleiner geworden. Keine einzige Provinzstadt in Deutschland hat ein solches Gedeihen und Wachsen. Nach Beendigung des siebenjährigen Kriegs zählte Breslau 50,000 Einwohner; 1811 64,000; 1840 100,000; jetzt über 110,000, und so reichlich fließen hier die Ströme des Erwerbs, daß die Bevölkerungszunahme voraussichtlich noch lange Zeit fortdauern wird. Dazu kommt, daß Breslau als Sitz der geistlichen und weltlichen Oberbehörden, einer viel besuchten Universität und anderer wissenschaftlichen Anstalten, als Sammelplatz schlesischer und polnischer Grundbesitzer, reicher Kapitalisten, Rentiers und Solcher, die den Rest ihrer Tage noch genießen wollen, was das Leben an Freuden beut, — und bei dem Luxus, welcher, von der Bildung verfeinert, im großen Styl sich hier zur Schau stellt, auch den kleinen bürgerlichen Gewerben reichen Gewinn bringt. — In wenigen Großstädten ist der Wohlstand so allgemein verbreitet, so fest begründet.

Die Stadt liegt am Zusammenfluß der schiffbaren Oder und der Ohle auf mehren kleinen Inseln, welche etwa 150 Brücken und Stege mit einander verbinden. An der eigentlichen Stadt (Alt- und Neustadt) hat das Bedürfniß einer in vierzig Jahren auf das Doppelte gestiegenen Bevölkerung vor jedem der sechs Thore eine Vorstadt gebaut, die ihre Arme nach allen Richtungen in's Land strecken. Jedes Jahr macht sie länger wachsen. Die Hauptstraßen finden in dem Markte, in der Mitte der Stadt, ihren Vereinigungspunkt. Regelmäßige Anlage, die Breite und Reinlichkeit der mit Trottoirs versehenen Straßen, die stattliche Bauart der meist steinernen Wohnhäuser, das thätige Leben überall und die bunten eigenthümlichen Trachten der Bewohner des Gebirgs und der nahen polnischen und galizischen Landschaften, — geben Breslau eine eben so anmuthige als anziehende Physiognomie, und lassen den Fremden ein Bild bürgerlicher Behaglichkeit und Tüchtigkeit ge-

wahren, wie er es kaum in irgend einer andern deutschen Stadt wieder findet. Die höhere Gesellschaft wird durch Geistesbildung und einen entwickelten Sinn für die Interessen der Humanität, für Kunst und Wissenschaft getragen, und auch der Ton in den mittlern Ständen gibt von der Verbreitung wissenschaftlicher und socialer Bildung ein vortheilhaftes Zeugniß. Die breslauer Bürgerschaft hat an der großen Bewegung unserer Zeit immer den wärmsten Antheil genommen, und wie sie im Jahre 13 mit ächter Begeisterung Habe und Leben für die Ehre der Nation und zur Befreiung des Vaterlandes und ihres Königs aus dem fremden Joch darbrachte, so hat sie auch bei dem letzten Ringen der deutschen Nation aus nicht minder schmählichen Banden in der vordersten Reihe gestanden, und Tausende aus ihrer Mitte haben kühn ihr Leben dafür eingesetzt. Wenn nach der Restauration des alten Regiments, nach dem Verwelken so großer Hoffnungen, die Bourgoisie sich beeilte, sich auf die Armesünderbank zu setzen, so hat sie eben nur Das gethan, was ihrer Natur überall als das Angemessene erschien. Sie machte es in Breslau wie in Berlin, in Berlin wie in Wien, in Wien wie in Karlsruhe, in Karlsruhe wie aller Orten. Um die Ehre der Fußtritte, welche sie empfangen, hat sie noch Niemand beneidet. Aber das Volk nimmt Akt von diesen Dingen.

Große, imposante, Kunstsinn und Geschmack befriedigende Bauwerke hat Breslau wenig. Obenan steht sein Dom, 1170 vollendet; die schöne Liebfrauenkirche und die Kirche des heiligen Kreuzes sind Muster des deutschen Styls aus dem 13. und 14. Jahrhundert. In dieser Zeit wurde auch das Rathhaus gebaut und mit dem reichen Schmuck von Skulpturen und Bildwerken versehen. Der Hatzfeldsche Palast und das Palais des Grafen von Donnersmark imponiren durch Größe und Pracht. Das Universitätsgebäude ist im Zopfstyl des vorigen Jahrhunderts von den Jesuiten erbaut worden. Es nimmt den Platz der alten Burg ein, in der die Könige von Polen, von Ungarn und von Böhmen, die Kaiser und die Fürsten Oesterreichs oft Hof gehalten haben und zu Gericht saßen als Herren des Landes. Schlesien rang seit dem 11. Jahrhundert vergeblich nach Selbständigkeit, und Breslau, die Hauptstadt des Herzogthums schon seit dem Jahre 1000, war deshalb öfters der Schauplatz tragischer und blutiger Scenen. Mehrmals steckte die kriegerische Bürgerschaft kühn die Fahne der Unabhängigkeit auf, und Kaiser Sigismund ließ einmal (1421) 26 der Rädelsführer an einem Tage hinrichten. Grausamkeit hat jedoch noch niemals den Muth gebrochen, und Erbitterung war der Gewalt niemals ein Gewinn. Nach jeder Züchtigung erhoben die wackeren Breslauer, sobald sie bessere Gelegenheit ersahen, um so unerschrockener das Haupt, und sie setzten es endlich bei dem ermüdeten kaiserlichen Hofe durch, daß sie ihr Gemeindewesen fast unabhängig einrichten durften. Der Kirchenreformation öffneten die Ein-

wohner Thore und Herzen, ungeachtet ihre geistliche Oberbehörde, der Fürst = Erzbischof, Himmel und Erde bewegte, um das Eindringen der Ketzerei und die Schmälerung seiner Kirchengewalt zu verhindern. Nachdem der größere Theil der Bürgerschaft seinen Abfall von der katholischen Lehre förmlich erklärt und das Lutherthum bekannt hatte, wurden die Katholiken vom Stadtregiment ausgeschlossen und dieß Verhältniß, sammt der Religionsfreiheit, trotz der katholischen Oberherrschaft, auch in späteren Zeiten gerettet. Erst zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gelang es den unablässigen Bestrebungen Habsburgs, unter dem Beistand der Jesuiten, den festgewurzelten Protestantismus zu beengen. Die Jesuiten trugen den Zwiespalt in Gemeinde und Familien; der Hof aber hätschelte den aristokratischen Theil der Bürgerschaft und machte Adel und Geldsack seinen Interessen und Absichten dienstbar. Schlesien wäre demselben Verdummungssystem verfallen, wie Böhmen, hätte das Schicksal ihm nicht den Krieg gesendet; für das Volk war die preußische Eroberung eine Erlösung aus dem geistigen Kerker, eine Heilung vom erstarrenden Siechthum, eine Erweckung zu neuem Leben.

Friedrichs II. Adlerblick erkannte sofort im Handel die stärkste Basis für Breslau's Zukunft und Größe, und er that alles Mögliche, ihn zu spornen und zu vermehren. Er opferte selbst zu diesem Zweck große Summen, ließ auf seine Privatkosten fremde Länder bereisen, um für die schlesischen Fabrikanten und Kaufleute neue und vortheilhaftere Absatz- und Bezugsquellen zu erforschen: er übernahm das Wagniß der ersten Versuchsgeschäfte, schickte Agenten in alle Welttheile, um durch Traktate den schlesischen Produkten die Einfuhr zu erleichtern; er suchte die unterirdischen Schätze des Landes auf, zog sie hervor aus ihrer Verborgenheit, kundschaftete alle Verbesserungen, welche der Holländer, Belgier und Normannen in der Kultur und Aufbereitung des Flachses gemacht hatten, und führte sie ein; holte feinwollige Schaafheerden aus Spanien und verpflanzte sie in die schlesischen Berge und Thäler, und streute in dieser Weise die Saat aus zu neuen Reichthümern in einer Provinz, deren großartiges Gedeihen er als Hauptstütze seines Reichs betrachtete. Noch am Rande der Gruft forderte er seinen Nachfolger auf, unverwandten Auges in dem von ihm verfolgten Werke für Schlesiens Erblühen zu beharren.

Und es geschah. Bis zum Kriege von 1806 blieb Schlesiens Flor im Steigen. Breslau war der Knotenpunkt dieser Entwickelung und die Hand, die den unermeßlichen Verkehr vermittelte. 20 Millionen Thaler betrug allein der Werth der schlesischen Leinen, welche über Breslau nach allen Weltgegenden verführt wurden! Jener unglückliche Krieg aber wirkte auf Schlesien wie ein Hagelwetter; und an die Stelle des allgemeinen Wohlstandes traten Verluste, Stockung der Fabrikation, Noth und Verarmung. Damals wurden die größten Häuser Breslau's zur Zahlungseinstellung gedrängt; Schlesien blutete aus vielen Wunden, und der ohnmäch-

tige Staat konnte nicht helfen. Da kam das Jahr 1813. Preußens König rief das Volk zum großen Akt der Selbstrettung auf — und keine Provinz ist ihm schneller, williger gefolgt, keine hat ihm treuer zur Seite gestanden, keine hat ihm größere Opfer gebracht, als Schlesien.

Der Sturz Napoleons befreite Land und Meer und machte dem schlesischen Handel und Gewerbe die Kanäle wieder zugänglich, welche so lange nicht benutzt werden konnten; aber viele waren inzwischen verschlämmt, oder von der britischen Industrie in Besitz genommen — und unwiederbringlich verloren. Das ehedem so kolossale schlesische Leinengeschäft blieb ein Schatten von dem, was es früher gewesen; doch wurden in der emporkommenden Wollen- und Baumwollenmanufaktur, und noch viel mehr in der Veredlung und Vergrößerung der Schafzucht, in der rasch wachsenden Montanindustrie (Kohlenbergbau, Eisen- und Zinkfabrikation) Quellen der Arbeit und des Reichthums errungen, welche die versiegten ersetzten.

Breslau ist der Agent, der bei Allem wirksam eingreift mit seinen Kapitalen und seinem Kredit. Es ist der Markt der Provinz für Produkte, wie für Fabrikate. Sein Wollmarkt z. B. ist der größte in der Welt. Er wird von Händlern und Fabrikanten aller Länder besucht, und er allein bedingt, bei einem jährlichen Absatz von 120,000 Centnern, eine Kapitalbewegung von 12 Millionen Thaler. Der Leinenexport ist, obschon gegen sonst sehr gesunken, immer noch groß, und summirt ein paar Millionen Thaler. Die Metalle Oberschlesiens sind der dritte große Stapel der Stadt. Sie betragen ebenfalls Millionen; 1 Million Centner Eisen und 600,000 Centner Zink gehen die Oder hinab; der Zink sucht auf dem wohlfeilen Seewege Markt in den entferntesten Welttheilen. Für Getreide, Oelsaaten, Oel, Talg, Branntwein und Schlachtvieh gehört Breslau, als Markt, zu den größten des innern Deutschlands.

10136032

10136032

MAYLAND

Aus d Kunstanst d Bibliogr Inst in Hildbh.

Eigenthum d Verlegers

10136032

Mailand.

Ich führe dich in Gedanken auf den gepriesenen Hügel von Brianza (an der Straße von Bellaggio nach Mailand), und wir besteigen den alten Glockenthurm, welcher im Mittelalter die Bewohner der Gegend zu den Comitien rief. Rückwärts glänzen die Alpen, und zu deinen Füßen rauschen die Fluthen des Comersees, in dessen langen Armen die Landschaft ruht, die man das Paradies der Lombardei genannt hat. Ungehindert schweift der Blick südwärts über die weite Ebene, welche Städte und Dörfer, Weiler und einzelne Wohnungen bedecken. Zunächst liegt Monza mit seinen Parks und Schlössern, und die von da nach Mailand führende erste Eisenbahn Oberitaliens, das rege Leben auf derselben, dazu die Menge Frachtwagen, die Maulthierzüge, die vielen Reisenden auf allen Landstraßen ꝛc. ꝛc. deuten die große Stadt an, welche dein Auge vergeblich sucht. Da hebt ein Hauch der Alpen den Schleier, der sie bisher verhüllte, und mit einem Male ist dir ihr prächtiger Anblick geöffnet. Umgeben von einem Wald von Klöstern und schloßartigen Villen prangt das thurmreiche Mailand, zwischen blühenden Gärten seine unermeßlichen Arme ausstreckend, deren Fingerspitzen die nächsten Flecken und Dörfer bilden. Von Strecke zu Strecke scheint es sich unter dem Gewölbe der Bäume zu verlieren, um mit seinen breiten Häusergruppen nur um so imposanter wieder hervorzutreten.

Der Weg von Brianza ist werth der Hauptstadt des oberen Hesperiens. Das ganze Land ist wie ein Gesang der Georgica: so schön, heiter und voller Harmonie. Ein weiches, duftiges Licht umhüllt alle Dörfer, kleine Flüsse benetzen sie, von allen Hügeln steigen Pinienhaine herab, prächtige Villen entschleiern sich von Zeit zu Zeit inmitten der Gärten und auf den Gipfeln der fernen Berge luftige Klöster wie Gedanken des Himmels. Segnender Friede herrscht auf der lombardischen Ebene, und ihre einst feindlichen Städte theilen sich im friedlichen Genuß der Güter. Ueberall erfreut den Reisenden das Bild der höchsten Kultur. Die rankende Rebe schlingt sich um jeden Fruchtbaum, und die Erde in seinem Schatten ist mit Getreide, Reis und Gemüse bedeckt. Alle Felder sind mit grünen Hecken eingefriedigt, die ihnen das Ansehen von lauter Gärten geben, und gebahnte Pfade winden sich zwischen ihnen hin. 20 bis 30 Miglien um die Hauptstadt wiederholt sich dieß freundliche Bild. Sie selbst aber verkriecht sich,

je näher man ihr kommt, und das Häusermeer verschwindet hinter dem grünen Kranze bis auf die hervorragenden Kuppeln und Thürme und den Dom, dessen ungeheuere Masse alles Andere beherrscht. Eine Säule an der Grenze der Stadtmarkung trägt die Inschrift Milano. Freudig pocht das Herz, wenn man den Namen liest. Bald hält man vor dem kolossalen Bogen des Weltstürmers, vor Napoleons **Arco del Sempione,** dem schönsten Thore Mailands.

Mailand ist eine sehr alte Stadt. Sie wurde gegründet ungefähr 400 Jahre vor Christi Geburt von Galliern, welche die Tusker am Ticin überwunden und vertrieben hatten. Sie war der Hauptort des Volkes der Insubrer und schon zu Polybius' Zeiten groß. Trajan erhob sie zu einer römischen Munizipalstadt, und frühe ward sie berühmt als Wiege der Wissenschaft und Kunst. Das Christenthum schlug in Mailand Wurzel schon zur Apostelzeit, der heil. Ambrosius zierte den erzbischöflichen Stuhl, der nämliche, welcher einst mit heroischer Kühnheit dem Kaiser Theodosius den Eingang in seine Kirche verwehrte, bis er öffentlich Buße gethan habe für den im Zorne an Einwohnern der großen Antiochia verübten Mord. Der Kaiser würdigte den Eifer des heiligen Mannes, that Buße und ehrte ihn mehr als zuvor. — Nach der Theilung des Weltreichs war Mailand zuweilen die Residenz der römischen Imperatoren, und es rivalisirte mit der Siebenhügelstadt selbst an Größe, Pracht und Zahl der Bewohner. Attila, der Verwüster, plünderte und verbrannte auch Mailand (um 450); Belisarius eroberte es wieder; 539 nahmen es die Barbaren zum zweitenmale. Longobarden behaupteten seinen Besitz, bis Karl der Große sie vertrieb. Zur Karolinger und in späterer Zeit blühte Mailand unter seinen Erzbischöfen, welche, im Mittelalter sich dem päpstlichen Ansehen widersetzend, als Häupter der Ghibellinen angesehen wurden. — Kaiser Friedrich der Rothbart hatte an Mailand einen entsetzlichen Schimpf zu rächen. Bei einem Aufstande der Bürger hatten diese seine Gemahlin gefangen genommen und genöthigt, auf einem Esel, verkehrt, den Schwanz statt den Zaum haltend, durch die Stadt zu reiten. Ja, der höhnende Uebermuth ließ die Scene in Marmor meißeln und als Gruppe auf öffentlichem Markte aufrichten. Schrecklich war des zornigen Barbarossa's Strafe für die erlittene Schmach. Nachdem er Mailand bezwungen hatte, ließ er alle Einwohner mit auf den Rücken gebundenen Händen zu den Thoren hinaus peitschen, die herrliche Stadt plündern und der Erde gleich machen. Erst im Jahre 1171 erlaubte er, auf die Fürbitte des Papstes, ihren Wiederaufbau. Sie gelangte bald wieder zur Blüthe. Im 13. Jahrhundert schwang sich, während der Wirren des Reichs, das Haus Turriani zur Herrschaft über die Stadt empor, bis im Jahre 1313 Matthias Visconti jenes Geschlecht vertrieb. Dessen Enkel erhielt vom Kaiser die herzogliche Würde. Die Visconti erloschen schon 1402. Franz Sforza, eines Bauern Sohn, schwang sich unter den Stürmen jener Periode zum Herzoge empor, und von ihm stammen jene Fürsten, deren kriegerischer

Muth und hoher Geist so vielen Einfluß auf die Schicksale Italiens gehabt haben. In späterer Zeit bemächtigte sich Frankreich, seine Erbansprüche geltend machend, zweimal Mailands; Franz I. aber verlor es wieder durch die Schlacht von Pavia, die ihm zugleich die Krone und die Freiheit raubte. Zum drittenmal fiel es Frankreich in die Hände im Jahre 1734, und Napoleon erwarb es erst der Republik, dann seinem Kaiserreiche. Mit des Eroberers Sturz kam es an das Haus Oesterreich zurück, unter dessen Herrschaft Mailand, als Hauptstadt des lombardisch-venetianischen Königreichs, fortblühte, bis es im Befreiungskampfe der Italiener 1859 dem Königreich Italien zurückerobert ward. Man schätzt die gegenwärtige Einwohnerzahl auf 170,000, ohne die Fremden. Die Anzahl der letztern muß nothwendig groß sein an einem Orte, welcher der erste ist, der den Reisenden für längere Zeit fesselt, er mag nun über den eisigen Gotthard, oder über das Stilfser Joch, oder über die Simplonstraße nach dem Lande der Hesperiden wandern.

Das Innere Mailands zeigt auf den ersten Blick, daß der Reichthum der lombardischen Ebene hier seit Jahrhunderten zusammenfließt und bewahrt wird. Die Hauptstraßen (Corsi genannt) sind breit, regelmäßig, voller Paläste, aber auch die Wohnungen in den engern, winkeligen Nebenstraßen sind groß und stattlich. Viele der öffentlichen Gebäude und die meisten der 80 Kirchen sind schöne Denkmäler der mittelalterlichen Baukunst. Antike Ueberreste, an denen Mailand einst so reich war, sieht man fast nicht mehr; sie gingen bei der Schleifung der Stadt durch Barbarossa mit unter. Das einzige Bedeutende, was aus der Römerzeit noch übrig ist, sind sechzehn Säulen eines dem Herkules geweiheten Tempels in der Kirche San Lorenzo.

Der Stadt größte Zierde ist der Dom; von den Mailändern das achte Wunderwerk der Welt genannt. Er ist, nach der Peterskirche in Rom und der Paulskirche in London, der größte Tempel der Christenheit, und übertrifft jene beiden an Herrlichkeit und Pracht. Dieses Riesengebäude von weißem Marmor ist 454 Fuß lang, 270 Fuß breit, und das Hauptgewölbe hat eine Höhe von 232 Fuß. Dach und Kuppel zieren acht und neunzig gothische Thürmchen. Der Dom bedeckt einen Flächenraum von 3100 Quadratklaftern. Sein Inneres theilt sich in 5 Schiffe, getragen von 52 Riesenpfeilern, von denen die 26 mittlern 108 Fuß hoch sind und 9 Fuß im Durchmesser haben. Die Perspektive nach dem mit vortrefflichen Glasmalereien geschmückten Chor macht eine großartige Wirkung. Kanzeln und Chorstühle sind von kunstvoll ziselirtem Erze. Ein magisches Licht dringt durch die hohen, mit durchbrochenen, reichen Ornamenten versehenen und mit Spitzbögen geschlossenen thurmhohen Fenster und durch die im Kreuze befindlichen Rundfenster in die heiligen Hallen, welche mit mehr als 4000 Bild-

säulen ausgeschmückt sind. In der Mitte des lateinischen Kreuzes, welches die Grundform des Tempels ist, erhebt sich auf 8 Spitzbögen, wovon jeder mit 15 Bildsäulen geschmückt ist, eine achteckige Kuppel, und über dieser eine durchbrochene Pyramide, deren Gesammthöhe, vom Boden der Kirche an, 335 Pariser Fuß beträgt. —

Der Dombau, der noch unvollendet ist, wurde im Jahre 1386 angefangen und fast 200 Jahre mit kurzer Unterbrechung fortgesetzt. Napoleon führte ihn, mit einem Aufwande von vielen Millionen, dem Ziele nahe. Auch in späterer Zeit wurden monatlich 6000 Gulden zum Ausbau verwendet. — Deutsche Baumeister haben den Plan zum Mailänder Dome entworfen und ihn auch in den schwierigsten Bauperioden geleitet. Schade nur, daß spätere, fremdartige Zusätze, in römischem Style, die Einheit und Harmonie stören. Obschon man in neuerer Zeit das Unschickliche der Vermengung einsah, war es doch zu spät und nichts mehr zu ändern. Man berechnet, daß der Bau des Doms nach jetzigem Geldwerthe über 13 Millionen Dukaten kostete. — Die Schätze der Kirche, welche ihr ein besonderes Glück durch alle Wechsel der Herrschaft und alle Zeitstürme gelassen hat, sind außerordentlich. Silber, Gold, Perlen und Edelgesteine machen sie zur reichsten in Italien. Unter den kolossalen Statuen von massivem Silber sind auch die des Ambrosius und Carlo Borromeo, jener nicht nur heiligen, sondern auch wahrhaft großen Männer, die zugleich Wohlthäter des Landes und der Menschheit waren.

Rasch eilen wir an den übrigen Hauptsehenswürdigkeiten Mailands vorüber. — Die Basilika des heiligen Ambrosius (von diesem Kirchenvater selbst im 4. Jahrhunderte auf den Ruinen eines Minerventempels erbaut, und von Barbarossa bei der Schleifung der Stadt geschont), ist eine der ehrwürdigsten und ältesten Kirchen der Christenheit, und ihre Denkmäler sind eben so merkwürdig durch die Zeit, der sie angehören, als durch die Kunst und die Personen, denen sie galten. Am Sarge des Stilicho gedenken wir des Wallensteins der Vorzeit. — Voll schmerzlicher Ehrfurcht treten wir in das Refektorium der Dominikaner und vor jene berühmte Wand, die das Herrlichste weihet, was die Malerei zu allen Zeiten hervorgebracht hat. Leonardo da Vinci's Abendmahl des Herrn*) ist leider! ganz verblichen und eilt von Jahr zu Jahr seiner gänzlichen Zerstörung unaufhaltsam entgegen. — Auch alle übrigen Kirchen sind theils wegen ihrer Bauart, theils wegen ihrer Kunstschätze sehenswerth. — Unter den weltlichen Gebäuden gebührt ein Besuch zuerst dem **Palazzo delle Scienze e arti** (sonst Jesuitenkollegium), in dessen untern Räumen die

---

*) Morghens treffliche, in Kupfer gestochene Kopie jenes Gemäldes ist in den Händen aller Kenner. Ein noch höheres Ziel, was geistiges Erkennen und Wiedergeben betrifft, hat Wagner in seinem Stiche der Cena erstrebt.

reich dotirten höhern Schulen für gemeinnützige, künstlerische und gelehrte Bildung sich vereinigen. Die obern Säle enthalten eine Bibliothek von 100,000 Bänden, welche jedoch nicht so reich ist, als die Ambrosianische. Diese hat längst Weltberühmtheit erlangt. Sie besitzt 80,000 Bände, die seltensten Druckerstlinge aller Länder und 15,000 Handschriften; letztere machen eine noch immer unerschöpfte Fundgrube für die Bereicherung der klassischen Literatur aus. — Die Gemäldesammlung im königlichen Palast ist eine der wichtigsten in ganz Italien; ihr Hauptschatz, Raphaels Verlöbniß der Maria, wurde durch den kostbaren Stich Longhi's auch dem größern Publikum bekannt. Die königliche Münzsammlung und jene im Palaste Tivulzio gehören zu den vollständigsten der Welt; und von Privatkunstsammlungen und Bibliotheken (viele der letztern außerordentlich reich und noch lange nicht hinlänglich durchforscht) sind einige dreißig berühmt und den Fremden leicht zugänglich. Von dem regen wissenschaftlichen Sinne in der höhern Mailänder Gesellschaft geben eine Menge Anstalten und Vereine Zeugniß, deren Zweck ist, Kunst und Wissen zu befördern. Unter den Lehranstalten zeichnen sich noch aus: die beiden Lyceen mit reichen Sammlungen; das große Seminar zur Bildung von Priestern; das musikalische und das Kunstinstitut; das Kadettenhaus und das von der Gräfin Torelli Guastalla gestiftete weibliche Erziehungsinstitut. — Keine Stadt Italiens ist so reich an gemeinnützigen Stiftungen und Anstalten der Wohlthätigkeit. Das große Hospital für 4000 Kranke und Arme ist das großartigste und am besten eingerichtete in Europa, und besitzt das königliche Einkommen von einer halben Million Gulden. Das Hauptlazareth, das Taubstummeninstitut, das Findelhaus und viele andere sind Prachtwohnungen für das Elend, und das Zuchthaus und das Leihhaus (Monte di Stato) wetteifern in architektonischer Schönheit mit den Privatpalästen, welche letztere auch meistens Schätze der Kunst bewahren. — Zehn Theater zählt Mailand, von denen das **della Scala** das größte in ganz Oberitalien ist. Es faßt 15,000 Zuschauer. Seine innere Einrichtung ist dem Aeußern angemessen. — Der Vicekönig wohnt nicht im alten königlichen Palaste, sondern in einem kleinern, der neuen Residenz, die anmuthig am großen Corso liegt, auf dem an schönen Tagen des Mailänders leidenschaftliche Liebe für glänzende Equipagen den Fremden ein glänzendes Schauspiel bereitet. Vom Corso bewegen sich die unabsehbaren Karossenzüge durch die von Alleen durchschnittenen Rasenplätze, welche die Kaserne umgeben, in welche sich der uralte Palast der Visconti und Sforza verwandelt hat. — Boulevards und Corsi am östlichen und am römischen Thore sind die Lieblingspromenaden der Mailänder Damenwelt, und an Festtagen mischen sich alle Stände in den **Giardini publici**, den öffentlichen Gärten, durch einander, das Vergnügen aufzusuchen. Diese Gärten

sind geschmackvolle Anlagen mit Restaurationen, Ballsälen und Bädern, und des Abends werden sie oft auf das Prächtigste erleuchtet. Außerhalb der Stadt ist Napoleons Circus zu Wettrennen und öffentlichen Spielen, mit Sitzen für 30,000 Zuschauer, sehenswerth.

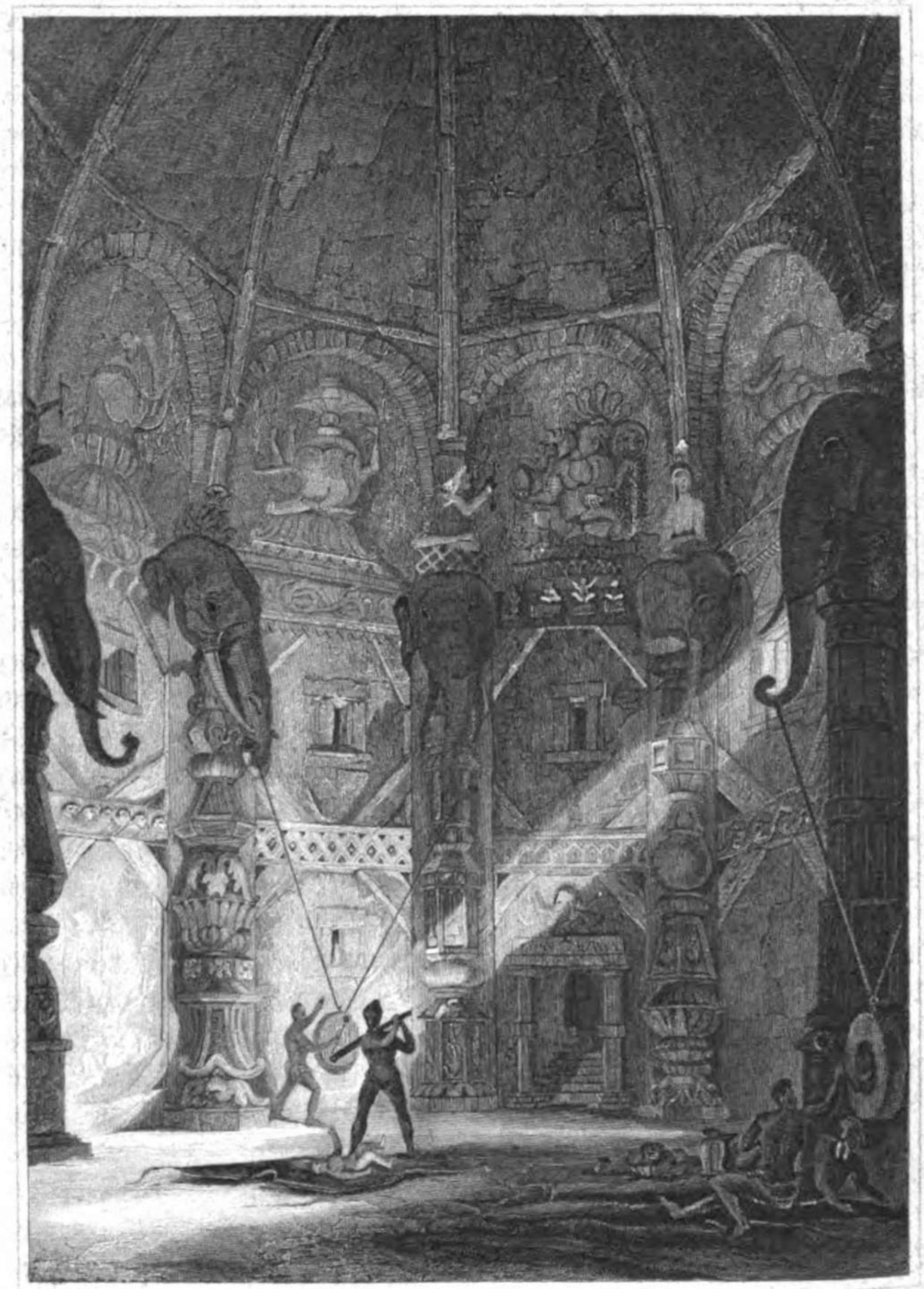
Mailand gilt als der Vereinigungspunkt der Elite der lombardischen Gesellschaft; die größten Grundbesitzer haben hier ihre Paläste, und das Höchste, was das Land an Rang, Würde und Bildung hat, findet sich wenigstens auf einige Monate des Jahrs hier vereinigt. Der gesellige Ton ist gut; der Fremde von Bildung ist in den höhern Kreisen gerne gesehen und findet leicht Eingang. In den mittlern Ständen herrscht durchgängig Wohlstand, und häufig ist großer Reichthum bemerklich.

Mailand war von jeher die Wiege großer Männer, und den ihm schon in der Cäsarzeit beigelegten Namen „Neu-Athen" führt es mit einigem Rechte. Virgil studirte, Valerius Maximus, Statius, Virg. Rufus, Lanfranco, Alciat, Cardone, P. Lechi, P. Porta, Beccaria, Frisi, Varrini und viele andere Koryphäen der Wissenschaft lehrten dort, oder wurden dort geboren. Helden auch und viele Fürsten der Kirche gingen hervor aus der Mitte seiner Bürger.

Das Klima Mailands ist im Ganzen sehr gesund, die Luft, obschon etwas feucht, doch fast immer heiter; Wiesen und Gründe prangen das ganze Jahr im frischen Grün des Frühlings. Leicht trägt die Zeit den Bevorzugten, welcher, den äußeren Sorgen entrückt, hier frei seinen Aufenthalt wählen kann, auf ihren Schwingen, und wenn ihm der Lebenstraum hier nicht zu einer Wirklichkeit voller Genuß wird, so ist's nur seine eigene Schuld.

10138032

10136032



INNERES EINES GÖTZENTEMPELS

zu Benares

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Inst. in Hildbh.

Lithographie d. Verlages.

10136032

Der Haupttempel der Geneſa in Benares.

Unter ſechsmalhunderttauſend Menſchen, welche die Bevölkerung von Benares ausmachen, ſind achtzigtauſend Prieſter, nicht zu rechnen die vielen Tauſende, welche vom Lande zur Stadt kommen, um als Hülfspriester ihren Amtsbrüdern an den Altären der Götzen Beiſtand zu leiſten. Ein ſolches Heer von unproduktiven Faullenzern zu ernähren, das würde der Stadt unmöglich ſein, wenn nicht die meiſten der unzähligen Tempel große Vermögen an Kapitalien und Grundeigenthum beſäßen, entſtanden, gleich denen chriſtlicher Klöſter, aus den Schenkungen und Vermächtniſſen der Frommen im Laufe vieler Jahrhunderte. Die Einkünfte daraus geben der Prieſterſekte die Hauptmittel ihres Unterhalts her, und das Uebrige fließt aus dem Seckel der Gemeinde, und, als Opfer, aus denen der Tempelbeſucher. Der Reichthum mancher Verehrungsorte iſt dort ſo groß, daß die ärmeren Pilger noch mit freier Zehrung während ihres Aufenthalts in Benares und mit Geld zur Rückreiſe unterſtützt werden können. Doch macht kein Hindu davon Gebrauch, außer in der dringendſten Noth.

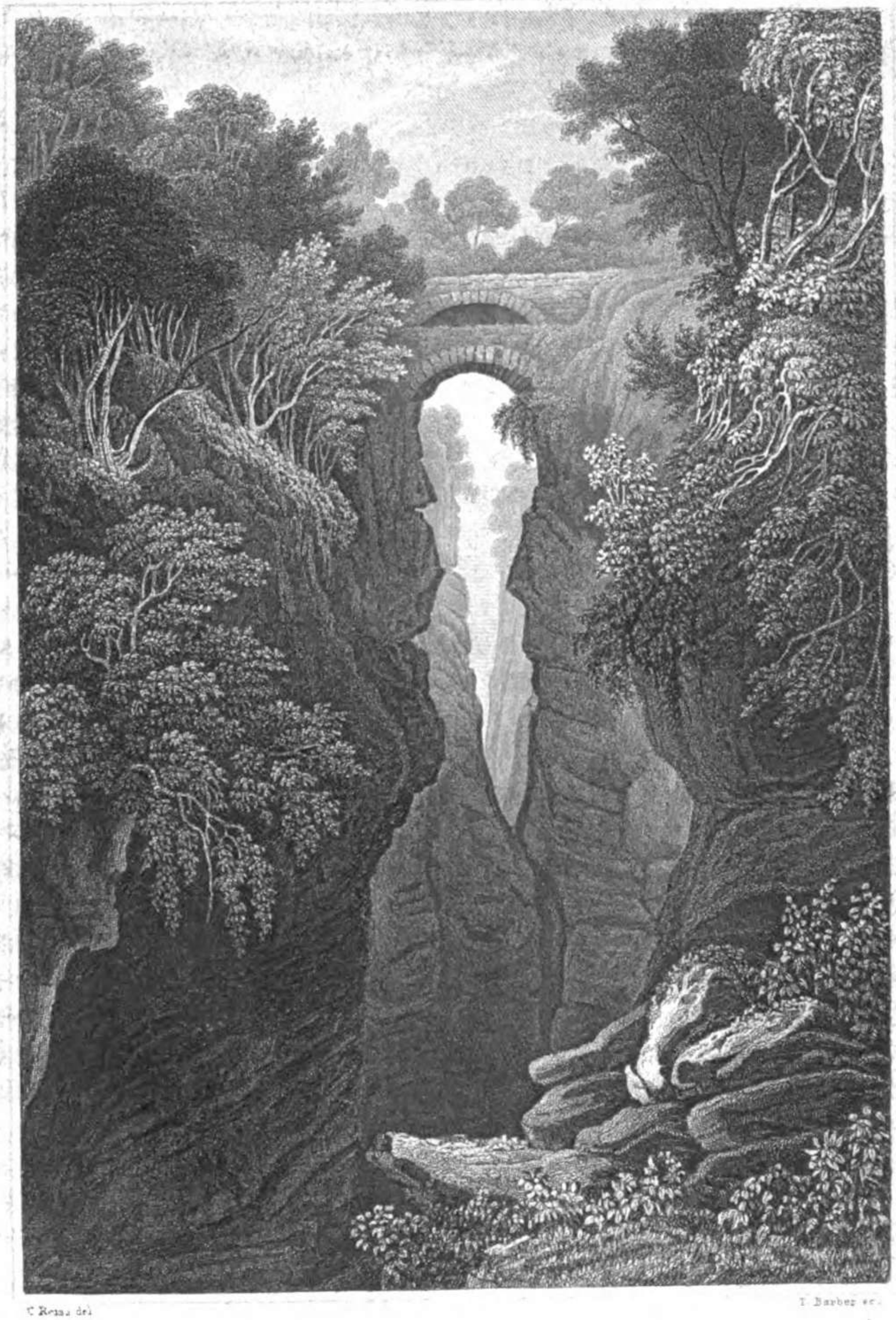
Der größere Theil der Tempel iſt dem Gott Schiwa geweiht, der mit Wiſchnuh und Brahma die Dreieinigkeit ausmacht, eine Vorſtellung, welche, wie in ſo vielen Religionen, auch in der indiſchen Eingang gefunden hat. Schiwa iſt der Gott der Zerſtörung, und da nach dem Begriffe der Hindus jedem Leben der Tod, Zerſtörung jedem Neuwerden und Neugeſtalten vorausgehen muß, ſymboliſch zugleich der Gott des Lebens. Die Verehrung des allzerſtörenden und allbelebenden Gottes iſt der Inbegriff alles Scheußlichen, und viehiſche Orgien ſind es, welche Pilger und Pilgerinnen vorzugsweiſe zu ſeinen Altären locken. Nächſt ihm ſteht Geneſa, der Gott der Weisheit in Anſehen, und auch in deſſen Tempeln geſchehen Dinge, welche der ſittliche Menſch ſich nicht denken, geſchweige beſchreiben mag. Der Elephant, als das klügſte der Thiere, iſt dieſem Götzen beſonders heilig. Der Stahlſtich zeigt das impoſante Innere der größten, dem Geneſa gewidmeten Pagode in Benares. Sie iſt von rothen Sandſteinquadern aufgeführt und kuppelförmig gewölbt. Die Elephantenköpfe und andere Skulpturen im Innern ſind roh, aber von koloſſaler Größe.

Ein von den Priestern genährter, schrecklicher Aberglaube überliefert jährlich viele der neugebornen Hindumädchen dem gewaltsamen Tode. Söhne zu haben, gilt den Aeltern für eine Ehre und für einen Beweis der Gnade der Götter, und diesem Vorurtheile knüpft sich die Vorstellung an, daß, wenn ein Vater sein neugebornes Töchterchen dem Gotte schlachtet, er ihm zunächst dafür einen Sohn schenken werde. — Der gewöhnliche Weg, das kleine Wesen aus der Welt zu schaffen, ist, es sogleich nach der Geburt in einem Zuber mit Milch zu ersäufen. In diesem Falle erhält der dienstthuende Brahmine eine mäßige Gabe; für reichere Aeltern aber geschieht das Opfern des armen Säuglings im Tempel unter gewissen Ceremonien. Der Schlächter ist der Brahmine, das Instrument die Keule, und während diese das am Boden sich krümmende Kind zerschmettert, schlägt ein Priester eine metallene Pauke, und andere Brahminen in einer Seitenhalle singen der Gottheit eine Hymne.

Wer möchte bei diesem schauderhaften Anblick den Tag nicht preisen, an welchem zuerst das christliche Kreuz auf indische Erde gepflanzt ward, das Licht, vor dessen Strahlen die Finsterniß des Aberglaubens und der Unwissenheit allmählig flieht? wer den starken Arm nicht segnen, der in diesen Ländern der verbrüderten Habsucht der Fürsten und Priester immer engere Schranken zieht? Wenn England sein großes Werk mit Bibel, Gesetz und Schwert in Indien vollbracht haben wird, welche Elemente der Größe dort und des Ruhms für die regenerirten Völker! Schon hebt die Uhr aus, um dem Brahmaismus die letzte Stunde zu schlagen. Schon sind viele Tempel, wo man noch vor wenigen Jahrzehnten Orgien feierte und Gott Menschenopfer brachte, verödet und verlassen, und 21 zählt man in Kalkutta allein, die verwandelt sind in christliche Kirchen. Noch ein Tag, und der Götzendienst, morsch und veraltet, wird zusammenstürzen und das christliche Indien eintreten in eine neue, eine große Zeit. —

10136032

10136032



T. Rowlandson del.

T. Barber sc.

PONT - Y - MONACH

(Die Satans-Brücke)

in Cardiganshire.

Aus d. Kunstmuseum d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

10136032

Pont-Y-Monach, die Teufelsbrücke in Wales.

Im hochkultivirten England tritt die Kunst an die Stelle der Natur. Kaum ist noch eine Landschaft dort aufzufinden, in welcher die große Bildnerin ihre Werke ohne künstliche Zuthat zur Schau stellt. Die Scenerien der Parks, ihre Felsthäler und Wasserstürze, die tiefen Gründe der Wälder, die heimlichen Seen im Schooße der Berge, sie sind öfters nichts weiter, als mehr oder minder geschickte Nachahmungen von Werken der Natur, und man bewundert sie, wie man die Pracht der Dekorationen einer Bühne bewundert. Anders in Wales. Hier zeigt sich noch die Natur in jungfräulicher Herrlichkeit. In den welschen Gebirgen umfängt noch den Wanderer die tiefe Nacht des Urwalds, es strecken die Felsen, wie in meinen lieben thüringer Bergen, ihm die bemooften Häupter grüßend aus den Zweigen entgegen, es tosen schäumende Bergwasser aus den Schluchten herab, plaudernde Bäche murmeln durch friedliche Gründe, rieselnde und träufelnde Quellen spielen mit den Blumen der Felswand, glänzende Bergwiesen leuchten durch das Laub der Büsche, und auf goldenen, elastischen Matten weiden läutende Heerden zwischen umhergestreutem Gestein. In Wales kann man noch in stundenlangen, romantischen Gründen schlendern, ohne eine Wohnung anzutreffen, oder auf schmalen Pfaden ein anderes Wesen zu sehen, als das flüchtige Reh oder das aufgeschreckte Birkhuhn. Selten verlassen die sommerlichen Schwärme der dem Pittoresken nachjagenden Touristen die fahrbaren Wege, und die Guides, welche das Ceremonienmeisteramt der Natur von Wales ausüben, zeigen dem Fremden nicht den hundertsten Theil der Schönheiten, welche das Land, und namentlich der schwerer zugängliche Theil der Gebirge, in seinem Schooße birgt. Ein Glück, daß es so ist; denn wären dem Gentleman-Touristen Alt-Englands alle Naturherrlichkeiten dort so leicht zugänglich, als in seiner Heimath, so würde er das Land viel häufiger zu seinen Wohnsitzen erkiesen, als bis jetzt geschehen ist; er würde, wie in England, einen Schlagbaum und eine Lodge an jedes malerische Gründchen stellen, jeden schattigen Wald einhägen, und auf jeden Berg und jede Höhe mit freier Aussicht ein Castle bauen. — Bis jetzt ist dieß, einzelne Distrikte ausgenommen, unterblieben. Wales ist zur Zeit weit mehr ein Asyl, als eine fashionable Niederlassung für die britische Aristokratie und den Reichthum. Gentlemen, welche in ihren Vermögensumständen herabgekommen sind, lassen sich öfters in Wales nieder, wenn sie den Boden

von Alt-England zu theuer finden; denn dort lebt man viel wohlfeiler, und so ein Herr kann für jährliche 50 Guineen nicht bloß Board und Lodging in anständigen Kreisen finden, sondern auch noch den freien Gebrauch eines Ponny und freie Jagd. —

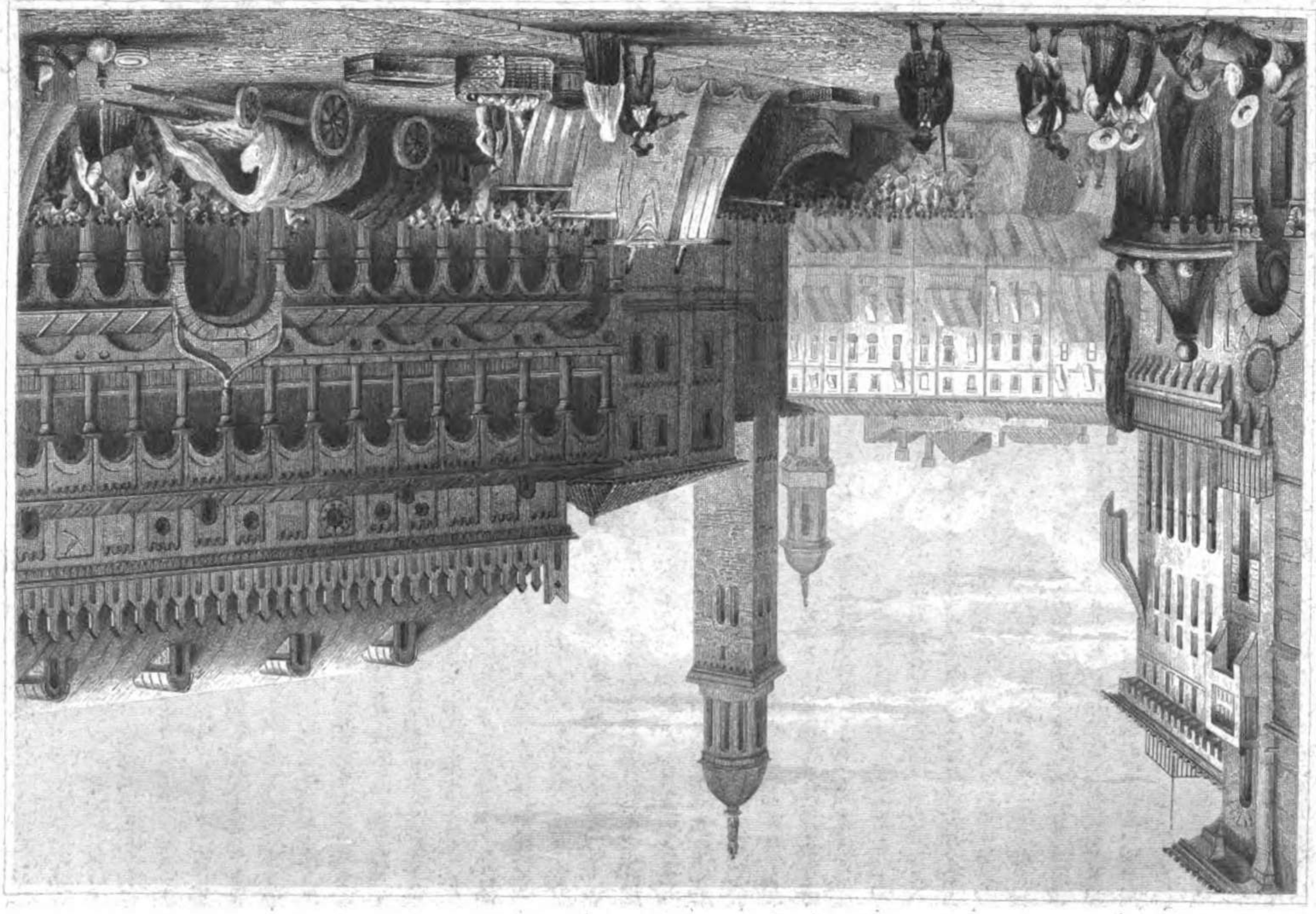
Nicht weit von dem Knoten des Gebirgs, aus welchem der riesige Snowdon sein Haupt majestätisch in die Wolken hebt, stürzt der Monach, ein reißender Bergstrom, durch ein tiefes, wildes, zwei Stunden langes Felsthal, dessen Stufen sich in schroffen Wänden über einander erheben, dem Küstenplateau zu, von welchem er sich, bei dem Städtchen Awerythwith, in das Meer ergießt. Dieses Thal ist mit den großartigsten Scenerien ausgestattet und es verbindet mit der üppigsten Waldvegetation die erhabensten Ansichten. Der Fluß, welcher es durchtobt, bildet, aus dem hohen Gebirge kommend, in einem $^5/_4$stündigen Lauf mehr als 20 Wasserfälle, die, wenn sie auch den berühmteren der Schweiz an Höhe des Sturzes und an Wassermasse nachstehen, nichts desto weniger in ihrer Umgebung einen eben so tiefen Eindruck hervorbringen, als jene größere Naturschauspiele neben den viel kolossaleren Bergbildern der Alpen. Die Wasserfälle des Monach haben sich an mehren Stellen kleine Seen aus dem Fels gehöhlt, deren krystallklare, grünlich-schimmernde Fluthen zwar wenig Umfang, aber desto mehr Tiefe haben, und in welchen sich die Schatten der Felswände und alter Buchen und Eichen wiederspiegeln. Auf einigen Punkten zieht sich das Thal zur engen Schlucht zusammen, an deren Wand der Fuß des Menschen kaum einen Halt zum Weiterschreiten findet.

Eine solche Stelle hält uns das meisterhafte Bild vor, welches diese Beschreibung begleitet. Der brausende Strom wühlt sich durch eine mehre hundert Fuß tiefe Bergspalte, deren oberste Ränder der kühn gesprengte Bogen einer Brücke zusammen knüpft. — Uralt ist dieser Bau, und die Volkssage schreibt ihn keiner geringern Person als dem Satan selbst zu. Gewiß mit größerem Rechte als dem Vater des Bösen gehört aber das Verdienst, dieses Werk des öffentlichen Nutzens gegründet zu haben, den Mönchen der Abtei Ystradflur, die schon im 7. Jahrhundert diese Wildniß anbauten.

Unter der Teufelsbrücke geht ein enger Gang tief in den Berg. Er war einst berüchtigt als der Schlupfwinkel von Räubern, die mit ihren Gräuelthaten ganz Wales in Schrecken setzten. Später schlugen Falschmünzer ihre Werkstätte in derselben auf. Jetzt größtentheils verfallen, dient die Höhle den Hirten der Gegend als gelegentlicher Zufluchtsort bei Wetter und Stürmen. —

10136032

PADUA



10136032

Padua.

Göffe das Weltmeer auch die unendliche Fülle der Fluth aus,
Tränke Germaniens Schaar alle Gewäſſer des Rheins:
Nie doch bebten, ſo lang' die gewaltige Rechte des Kaiſers,
Ohne zu wanken, die Welt lenket, die Veſten von Rom!
Alſo ſtehen die Eichen des Zeus auf den mächtigen Wurzeln;
Nur das vertrocknete Laub ſtören die Winde herab.

So beſang um Chriſti Geburt der griechiſche Dichter Krinagoras „das römiſche Kaiſerreich.“ Nicht fünfhundert Jahre zählte die neue Aera, da war die Eiche des Zeus zerſplittert und verfault, und aus dem vertrockneten Laub, das die Winde einſt herabgeſtört hatten, war fruchtbare Erde geworden für neues — Strauchwerk, für das Wäldchen verkrüppelten Gebüſches, welches die raſtlos hinein raſenden Stürme von außen und der Wurm, der in Mark und Rinden bohrt, nimmer zum aufſtrebenden Gedeihen kommen laſſen. Denn das war, ſeit den Tagen Theodorichs des Gothen, der über ein großes einiges Italien das letzte Scepter ſtreckte, bis in unſere Zeit hinein das politiſche Bild vom Mutterlande des zertrümmerten römiſchen Weltreichs.

Dennoch iſt es keinem Denkenden gegeben, geringſchätzig auf dieſe Trümmer hinzuſehen. So hoch ragt für Ewigkeit ſelbſt dieſe *gefallene* Größe, daß ſie den Menſchen, der ſie ganz zu begreifen trachtet, *erhebt*. Wie in den ehemaligen Provinzen des Römerreichs, welche längſt zu ſelbſtändigen Staaten emporwuchſen, deren Machtfülle dem alten Rom nicht mehr weichen würde, jede Spur, jedes Denkmal, jeder Bau der Nothwendigkeit oder der Kunſt von Römerhand als ein die ganze Gegend ehrender und ſorgſam bewahrter und gepflegter Schmuck gilt, ſo iſt Italien ſelbſt für die Gebildeten aller Kulturvölker der alten Welt das Land der Sehnſucht geworden, und iſt es geblieben trotz des politiſchen Verfalls der Nation. Dieſe Sehnſucht wird nicht erſt geweckt durch die lockenden Bilder vom herrlichen Himmel und der wunderſchönen Erde jenſeits der Alpen und nicht bloß genährt durch des Landes unermeßliche Schätze in jeder Kunſtrichtung: beides iſt geſchehen ſchon in der jungen Bruſt durch das Studium der großen *Geſchichte* der Vergangenheit, deren *Namen* uns mit unverwelklichem Ruhmeskranze fort und fort vor den Augen glänzen.

Diese Namen stehen in zwei Reihen vor uns. Die untere zeigt uns die vom Bürgerthum, vom Heldenthum, durch die Wissenschaft oder die Kunst des klassischen Roms verherrlichten, die obere diejenigen, welche das christliche Italien des Mittelalters als Träger seiner Ehren preist. Mit diesen beiden Reihen stand Rom zwei Male an der Spitze der Menschheit! Zwei Male war kein Punkt der gebildeten Erde unbeherrscht von dem Einflusse seines Geistes, und beide Male war es Rom, das die Brücke für den Wanderzug höherer Gesittung bildete, der vom Orient und von Griechenland mit römischer Färbung und Kräftigung zu den Nationen des Westens und des Nordens vordrang. Von beiden Glanzepochen strahlt die des Römerreichs ungeschwächt für alle Zeiten und für Aller Augen; selbst des todten Volkes Sprache beherrscht noch das Leben unserer Gelehrtenschulen und der gesammten Wissenschaften. Dagegen hat die tiefe Verkommenheit, in welcher das Staats- und das Volksleben im größten Theile von Italien seit zwei Jahrhunderten darniederlag, es verschuldet, daß die zweite Blüthenzeit Roms durch den italienischen Geist nur in einzelnen Richtungen wissenschaftlich gepflegt und öffentlich anerkannt wurde, aber das Gesammtbild des großartigen Einflusses Italiens auf das europäische Kulturstreben von der Mitte des 12. bis zum Ende des 16. Jahrhunderts mehr und mehr verblaßte. Es dürfte wohl ein rechter Mann es möglichst bald für eine Pflicht halten, die Farben dieses Bildes zu erfrischen. Es drückt kein Undank schwerer, als der gegen die Verdienste einer Nation um die Fortschritte der Menschheit. Hier, in diesem Buche ist für die Darlegung eines so breiten Gebiets kein Raum; nur einen raschen Blick darüber hin dürfen wir uns gestatten.

War es auch eine germanische Hand, die nach den Stürmen und Verheerungen der Völkerwanderung in Italien wieder die ersten Schulen gründete, so war der Boden auch ungleich fruchtbarer, als in allen anderen Theilen des damaligen Frankreichs; die Schulen Karls des Großen zu Bologna, Pavia ꝛc. entwickelten sich zu den ersten Pflanzstätten der gesammten Wissenschaft ihrer Zeit. Schon um 1150 war Bologna die berühmteste Rechts-, Salerno die beste Arzneischule der Welt. Vom Ende des 12. Jahrhunderts an regt sich im romanischen wie im germanischen Europa der Drang nach Aneinanderschließung des Zusammengehörigen, des durch gleiche Ziele und Interessen Verwandten. Ritter, Gelehrte, Kaufleute, Gewerke, Künstler und Geistliche schließen Bünde, Genossenschaften, Gesammtheiten (Universitates), Gesellschaften, Zünfte, Kongregationen u. s. w. Italien griff rasch nach diesem neuen Förderungsmittel jeden Fortschritts in Gesittung, Bildung, Macht, Reichthum und Freiheit. Während in Deutschland die Minnesänger in den Burgen und Schlössern und die Klostergeistlichen in ihren heiligen Mauern die einzigen Vertreter von Kunst und Wissenschaft waren, entfalteten diese in Italien ihre höchste Blüthe. Die Schiffe von Venedig und Genua durchfurch-

ten die Meere und trugen einen Marco Polo zu seinen Forschungen. Dante, Petrarca, Boccaccio wurden der Stolz und das Entzücken des ganzen Volks, die Italiener treten als die sinnigsten Erfinder und die kühnsten Entdecker auf, Gioja erfindet um 1300 den Kompaß, die Musik wird durch neue Instrumente bereichert, die Kirchenmusik begründet, zu einer italienischen Malerschule die Bahn gebrochen. Auch die Spielkarten erfindet der Italiener, stellt 1325 zu Venedig den ersten Wechsel aus und baut 1340 die erste Papiermühle. Der Besitz einer Universität oder einer Akademie wird Ehrensache jedes Hofs und jeder freien Stadt. Die in Deutschland erfundene Buchdruckerkunst verdankt Italien die erste großartige Entwickelung in Anwendung. Subiaco, Rom, Venedig und Mailand gründen die ersten italienischen Druckereien, die sich von da bis zum Schluß des 15. Jahrhunderts noch über 40 Städte Italiens ausbreiten. Während dieses ganzen Jahrhunderts ist Florenz die Ehrenstätte des italienischen Geistes durch die Medici. Dort entstehen 1432 die Universität, in Folge der Einwanderung zahlreicher griechischer Gelehrten nach dem Untergang des Byzantinischen Reichs 1464 die griechische Schule und die Platonische Akademie, und 1468 errichtet Lorenzo von Medici die Kunstakademie. Leonardo da Vinci erfindet die Perspektive, Macchiavelli schreibt seine florentinischen Geschichten. Venedig und Genua theilen sich mit der deutschen Hansa in den Welthandel. Italien ist durch Schifffahrt, Handel und Papstthum das reichste Land der Welt geworden, und aus seinem Reichthum sproßt nun seine letzte herrliche Blüthenkrone, die Kunst. Es stürmt förmlich von da an dem Gipfel seines Ruhms und Glücks entgegen, um jenseits den steilsten Abgrund desto tiefer hinab zu stürzen. Zu ein und derselben Zeit rüsteten die Racheengel die Werkzeuge der Strafe für die Zwietracht Italiens im Innern und für die Verbrechen Roms an der Christenheit. Denn während die Genueser Christoph Colombo und Vasco de Gama sowie der Florentiner Amerigo Vespucci durch ihre Entdeckungen neuer Erdtheile und Seewege den Todeskeim in Venedigs und ganz Italiens Handel legten, sang vor den Thüren in Magdeburg und Eisenach ein armer Schüler, der die Alleinmacht Roms über die christliche Welt vernichten und damit die andere Quelle des italienischen Reichthums zur Hälfte verschütten sollte. Noch aber strotzte der Ueberfluß und gestattete dem 16. Jahrhunderte die Ehre der höchsten Kunstblüthe. Nicht nur Ariost und Torquato Tasso gehören ihm an, sondern Raphael der die römische Malerschule, Correggio, der die lombardische, Michel Angelo, welcher die florentinische, und Titian, welcher die venetianische Schule stiftete. Auch der Erbfeind aller Finsterniß, die periodische Presse, trat 1536 zu Venedig mit der ersten europäischen Zeitung in's Leben. Das Ende dieser schönen aufsteigenden Zeit des italienischen Geistes bezeichnet die schwarze That des Pfaffenthums an dem großen Galilei. Von da an ragen aus der allge-

meinen Versunkenheit erhabenere Namen gar einzeln, wie Guido Reni und Domenichino im 17. und Metastasio im 18. Jahrhundert. Nur die Musik blieb dem italienischen Ruhme getreu. Alles Andere beugte sich und verlor sich vor Frankreich in Nachahmereien aller Art, oder sank fortan vor der nach jeder Völkerniederlage neu erstarkenden Priesterschaft in den Staub.

Folgt man dem Gange der italienischen Kulturgeschichte von Karl dem Großen bis zu Galilei nicht mit steigender Freude? Wir schauen darin die Ehre des Volks im reinsten Lichte, denn wer diese schauen will, muß die politische wie die Kirchengeschichte, die Thaten der Dynastien und der Geistlichkeit, aus den Jahrbüchern des Lebens und Wirkens der Völker streichen. Wer aber diese Großthaten des Volks zusammenstellt mit den gleichzeitigen Unthaten und Schandthaten der öffentlichen, einheimischen und fremden Gewalten in Italien, den wird Achtung und Bewunderung erfüllen vor einer Nation, die trotz alledem die höchste geistige Höhe zu erklimmen vermochte. — Um so beklagenswerther ist der gegenwärtige Zustand des Volks im größten Theile von Italien, namentlich im Kirchenstaate und in Neapel. Die Intriguen des Auslandes, besonders der französischen Herrsch- und der englischen Gewinnsucht, der geistige und materielle Druck durch die unfähigen einheimischen Lenker und die geistliche Allgewalt der Priesterschaft sind auf die staatliche Entwickelung, auf die Literatur und auf das gesammte Volksleben von vorherrschendem Einfluß geblieben, und hauptsächlich dem letzteren Einfluß verdanken die italienischen Hochschulen das unerquickliche Bild, das sie, besonders den Universitäten Deutschlands, Englands und des germanischen Nordens gegenüber, zur Schau stellen.

Eine Ausnahme von dieser traurigen Regel macht Padua, unter den zwanzig Universitäten Italiens noch heute die vorzüglichste und die besuchteste. Kaiser Friedrich II. stiftete sie im Jahre 1221. Im 16. und 17. Jahrhundert zählte sie oft gegen 8000 Studenten, im Jahre 1842 immer noch 1800 bei 57 Professoren. In Folge der Theilnahme der akademischen Bürger an dem Februaraufstande 1848 wurde die Universität geschlossen und erst im Jahre 1850 wieder eröffnet. Die Einrichtungen, Anstalten und Sammlungen derselben kommen an Trefflichkeit und Reichthum den entsprechenden der größeren deutschen Hochschulen nahe; die medicinische Fakultät ist die vorzüglichste Italiens und zeichnet sich noch durch das besondere Recht aus, daß sie nicht bloß protestantischen Ausländern, sondern auch Juden und Türken den Doktorhut ertheilen darf. Die Sternwarte befindet sich auf dem 130 Fuß hohen Thurm des alten Schlosses, in welchem einst Ezzelino, der berüchtigte Tyrann von Padua, seine Verbrechen büßte. Die öffentlichen Bibliotheken der Stadt umfassen über 180,000 Bände. Das Universitätsgebäude, wunderlicher Weise Palazzo del Bo (Ochsenpalast) genannt, nach Einigen von Palladio, nach Andern von Sansovino erbaut, ist eines der schönsten und prächtigsten Italiens.

Virgilius, der römische Epiker, schreibt die Gründung von Padua dem trojanischen Helden Antenor und seinen landflüchtigen Gefährten zu; diese Dichtung deutet wenigstens auf ein sehr hohes Alter der Stadt hin. Auch schicksalreich ist sie, wie das ihre Größe, Wichtigkeit und Lage nicht anders erwarten läßt. Griechen, Römer, Gothen, Hunnen, Longobarden, Franken, das deutsche Reich, einheimische Tyrannen und Dynasten (am längsten das Haus Carrara), Venetianer, Franzosen und Oesterreicher waren nach einander und sogar abwechselnd Feinde oder Herren, Zerstörer oder Neubegründer der Stadt. Noch heute gehört sie zu den größten und wichtigsten des österreichischen Italiens. Sie hat über zwei Stunden im Umfang, zählt gegen 55,000 Einwohner und liegt im fruchtbarsten Theile des Po-Gebietes, im Paradiese Oberitaliens. Zwar sind die meisten Straßen schmal und schmutzig, doch hat man zu beiden Seiten solcher Straßen die Erdgeschosse der Häuser in einer Breite von 6—12 und mehr Fuß zu Bogengängen eingerichtet, die Winter und Sommer dem Fußwanderer zur großen Wohlthat gereichen. Prachtvolle öffentliche und Privatpaläste (Rathhaus mit ungeheuerem Saale, Theater und Amphitheater, Kaffeehaus Pedrocchi ꝛc.), Thore, Brücken über den Bacchiglione, 96 kuppel- und thurmreiche Kirchen (Kathedrale, St. Antonio, Sta. Justina, Sta. Annunziata ꝛc.) und herrliche öffentliche Plätze machen auch das äußere Erscheinen der Stadt zu einem imponirenden.

Der größte, interessanteste und Padua als die Stadt der Wissenschaft am würdigsten charakterisirende Platz ist der Prato della Valle. In der Mitte desselben umgibt ein in Quader gefaßter Kanal eine ovale Insel von 528 Fuß Länge; beide Ufer des Kanals sind mit ungefähr 80 überlebensgroßen Bildsäulen berühmter Männer geschmückt. Ich war nicht wenig erstaunt, beim Gang zwischen diesen ehrwürdigen Reihen hin plötzlich vor — Gustav Adolf zu stehen. Dieses unverhoffte Zusammentreffen mit dem großen gekrönten Ketzer in der Schutzstadt des heiligen Antonius sagte mir deutlicher, als ich es selbst dort sagen durfte, welch hoher und freier Geist in glücklichen, helleren Tagen einst hier gewaltet hat.

Die Boyneburg in Hessen.

Da, wo die Straße von Kassel nach Eisenach bei dem Marktflecken Bischhausen in das weite fruchtbare Werrathal tritt, erblickt man auf einem der höchsten Berggipfel, welche von der entgegengesetzten Seite das Thal umgürten, weitläufige Ruinen. Wohl eine halbe Viertelstunde lang dehnen sie sich aus in allerhand Gestalten, bald als Giebelwände, bald als die Reste von runden, oder viereckigen Thürmen, die, selbst ohne Zusammenhang, bald durch Hochwald getrennt, bald von ihm verborgen werden. Schon der Ruinen Umfang deutet an, daß es kein gewöhnliches Ritterhaus sei, welches hier gestanden hat; kein Horst adeliger Schelmen, die durch Straßenraub und Diebstahl den Besitz gegründet haben, in welchem die Enkel sich brüsten. Nein! die Boyneburg war eine jener uralten deutschen Reichsvesten, aufgerichtet, um die Gauen und Kaufleute zu schirmen gegen die Schnapphähne und Wegelagerer, um zu zügeln und zu züchtigen die Jünger des Faustrechts und um den Kaisern, wenn sie im Reiche umherzogen, Recht zu sprechen, Fehde zu schlichten, Unbill zu strafen, oder Rath zu pflegen über Reichs- und Landesangelegenheiten, zur Hofburg zu dienen. In solchen Reichsvesten, deren es über zwanzig gab, spielt die deutsche Geschichte der thatenreichsten Zeit, und auch an die Boyneburg knüpft sich manches Ereigniß geschichtlicher Bedeutung. Mancher Reichstag wurde hier gehalten, manches für die Gestaltung deutschen Volksthums wichtige Gesetz hier erlassen, mancher Friede hier geschlossen und mancher Kriegszug hier verabredet, das Reich zu schirmen vor innern und äußern Feinden; auch mancher große und wackere Mann wurde hier geboren und erzogen, eine Zier des Vaterlandes in früheren Jahrhunderten und von deutschen Herzen noch in fernen Zeiten geehrt. Darum sind die Boyneburgtrümmer auch eine Wallfahrtsstätte für uns geblieben, und ihre grauen Mauern sind der Magnet, welcher alljährlich viele wandernde deutsche Jünglinge und Männer vom Wege ab, den dunkeln Waldpfad hinan auf die lichte Höhe führen, wo jeder Stein eine Legende erzählt und wo nebenbei ein prachtvolles Rundgemälde überrascht und belohnt. Gar herrlich ist die Aussicht von der höchsten Trümmer selbst, die man, obschon nicht ohne einige Mühe und Gefahr, ersteigen kann.

Die Gründung des Schlosses, das in der ältesten Zeit Bomöneburg geheißen, verliert sich, wie der Ursprung des Boyneburgschen Geschlechts,

10136032

10136032

DIE BOYNEBURG

Ansicht von der Datterpfeife.

Aus d Kunstanst d. Bibl Inst in Hildbh

Eigenthum d. Verleger

10136032

in die Dämmerzeit der Sage. Schon im 10. Jahrhundert saßen daselbst Grafen Bomöneburg-Northeim. Als mächtige Dynasten herrschten sie weithin durch Hessen und im Thüringer Lande. Ein Graf Otto I. wurde von der Kaiserin Agnes, der Vormünderin ihres Sohnes, Kaiser Heinrichs IV., im Jahre 1061, mit dem Herzogthum Bayern beliehen. Dieser Otto war ein strebsamer, gewaltiger Mann, welcher, nicht nach Volks-, sondern nach Fürstenfreiheit trachtend, an dem Bau der Reichsverfassung rüttelte und, sich auflehnend gegen die Reichsobergewalt, die Saat der Zerwürfnisse zwischen Kaiser und Fürsten emsig ausstreute. Nachher als Hochverräther vor den Reichstag nach Goslar geladen, sollte er seine Unschuld im Gottesgericht, im Zweikampfe mit seinen Anklägern, beweisen; — er kam jedoch nicht, und wurde in Folge dessen seines Herzogthums entsetzt und in die Acht erklärt. Dieß führte zum offenen Kampfe Otto's gegen das Reichsoberhaupt, der lange Jahre gedauert hat und dem Reich Zerrüttung brachte, bis er durch die mörderische Schlacht bei'm Kloster Hohenburg (9. Juni 1075) für Otto unglücklich endigte. Von allen Bündnern verlassen, lieferte er sich nun dem Kaiser selbst als Gefangener aus; jener aber, großmüthiger als unsere kleinherzige Gegenwart begreifen kann, machte den Rebellen zum Reichsstatthalter von Sachsen, während Otto seine beiden ältesten Söhne dem Kaiser als Geißeln und Bürgen seiner Treue übergab. Nach Otto's Tode wurden die Boyneburgschen Herrschaften und seine Besitzungen an seine zahlreichen Söhne vertheilt und das Geschlecht zerfiel in mehre Linien. Bis daher war das Stammschloß, die Boyneburg, freies Eigenthum gewesen. Heinrich V. aber erhob es, mit Bewilligung seiner Besitzer, wegen der günstigen Lage desselben, zur Beobachtung der unruhigen Sachsen und der wegelagernden Ritter in der Nachbarschaft, zu einer Reichsveste, deren erbliche Obhut er den Boyneburgs anvertraute.

Das nun auf Reichskosten erweiterte Schloß wurde mit einer stattlichen kaiserlichen Wohnung geschmückt und erfreute sich fortan der öfteren Anwesenheit des Reichsoberhaupts und der Fürsten, welche dieses begleiteten. Ritterliche Spiele und glänzende Feste hatten ein Echo in den Mauern, wo jetzt das Rothschwänzchen nistet und das Käuzchen sich wohnlich eingerichtet hat. 1141 kam das Schloß, nach dem Aussterben der ältesten Linie, an einen Almarus von Boyneburg — den Ahnherrn der in Franken und Hessen, in Bayern und Sachsen jetzt noch blühenden Zweige des uralten Dynastengeschlechts, welches den Wissenschaften Forscher und Förderer, dem Staate weise Berather und dem Vaterlande Feldherren und Helden in die Schlacht zu allen Zeiten gegeben hat. Ein Boyneburg (Kurt, der kleine Hesse genannt) führte die Heere Karls V. gegen Italien zur Demüthigung päpstlicher Anmaßung und erstürmte 1527 Rom; zwei Boyneburge trugen den Kardinalshut; ein Boyneburg stand selbst einmal auf der Kandidatenliste zur deutschen Königswahl.

Aber der Glanz des Geschlechts konnte, trotz der Größe Einzelner, doch dem Verbleichen nicht entgehen. — Im 12. und 13. Jahrhundert dehnten sich seine Besitzungen von den Alpen bis nach Friesland und den Niederlanden aus; aber keine kluge Hauspolitik hielt sie zusammen. Erbtheilungen und Zersplitterungen brachten das Geschlecht herab, während andere, ebenbürtige Familien Fürstenthümer und im Laufe der Zeit selbst Kronen erwarben. Schon 1192 spaltete sich der Stamm in den der schwarzen und den der weißen Fahne, und zu Anfang des 13. Jahrhunderts traten eine Menge Seitenzweige hervor, die sich nach den Schlössern nannten, welche sie bewohnten. Fehden mit den mächtiger gewordenen Rivalengeschlechtern und die bis in die neue Zeit reichende systematische Unterdrückung, welche von deutschen Fürstenhäusern geübt wurde, thaten das Uebrige, die Boyneburge vom Glanze vergangener Jahrhunderte zu entkleiden. Durch unglückliche Prozesse verloren sie den größten Theil ihrer Erbgüter an die Fürsten, in deren Ländern sie lagen, und ihr Territorialbesitz in Deutschland sank von 21 Geviertmeilen mit einer Bevölkerung von 40,000 Einwohnern allmählig auf vereinzelte Güter und eine kleine Herrschaft herab. Noch einmal schien dem Hause ein neuer Stern aufzugehen, als Kaiser Leopold I. einem Boyneburg die reichsgräfliche Würde verlieh, eine Würde, — „welche (wie es im Diplom hieß) die Vorfahren schon seit undenklichen Jahren geziert hatte." Aber der neue Glanz hatte keinen Erben, denn der, den er umgeben, starb kinderlos, und die Agnaten thaten nichts, um die ausdrückliche Bestimmung der kaiserlichen Urkunde, „daß die gräfliche Würde nie wieder in dem Hause untergehen sollte", zur Geltung zu bringen.

Mit dem Geschlechte und dem Reiche verfielen auch deren Burgen und Vesten. — Das Haus, wo Friedrich I. und mehre Kaiser vor und nach ihm Hof gehalten hatten, war schon im 15. Jahrhundert verfallen und kaum noch wohnbar. Um 1202 hatte es aufgehört, eigentliche Reichsveste zu sein; denn in diesem Jahre verlieh Kaiser Adolf, der Nassauer, durch einen Akt schnöder Ungerechtigkeit und des Hasses gegen die Boyneburge, ihr Stammschloß, die Reichsburg, dem ersten Landgrafen von Hessen, der dadurch zum Rang eines Reichsfürsten gelangte und von dieser Zeit an in den Reichsversammlungen Platz nehmen durfte. — Im Widerstande gegen diese schreiende Ungerechtigkeit und in der langen Fehde, die sich zwischen Hessen und dem tapfern reichsfreiherrlichen Geschlechte entspann, verblutete dasselbe seine beste Kraft und verlor die Hälfte seiner Besitzungen. Erst im Jahre 1460 kam zwischen dem Landgrafen Ludwig von Hessen und den Boyneburgs ein Vergleich dahin zu Stande, daß letztere ihr Stammschloß und die dazu gehörige Herrschaft von Hessen zu Lehn empfingen. Noch 1792 gehörte die Burg der Linie Boyneburg-Hohenstein; freilich nur als Ruine, denn das dreißigjährige Kriegswetter hatte sie zerstört;

als aber jene Linie im genannten Jahre ausstarb, nahm Hessen ihre Güter in Anspruch, behauptete sich auch durch einen Prozeß im Besitze von einem Theile derselben und stand im Begriff, den Rest zur Ausstattung der vom Kurfürsten mit einem Fräulein von Schlotheim (nachherigen Reichsgräfin von Hessenstein) erzeugten Söhne käuflich zu erwerben, als 1806 Napoleons Schwert die letzten morschen Pfeiler des alten Reichs zerschlug und dieses zusammenbrach. Vor dem Eroberer wurde der Kurfürst landesflüchtig, und nach seiner Rückkehr hatten gänzlich veränderte Verhältnisse dem Gegenstande der Unterhandlung seine Wichtigkeit genommen.

Das Schloß, dessen weitläufige Trümmer die Plattform eines hohen Berges bedecken, welcher sich 1800 Fuß über der Meeresfläche erhebt und von dem man, vor der Mediatisirung so vieler deutschen Reichsstände, über zwanzig Territorien erblicken konnte, erwarb sich noch in diesem Jahrhundert in den Kreisen der Wissenschaft einige Aufmerksamkeit als achtwöchentlicher Aufenthalt des berühmten Astronomen von Zach, welcher von hier aus eine Triangulirung zur topographischen Aufnahme Thüringens und Hessens leitete.

Die Sage rankt freudig um diese Ruinen, und ihr Immergrün schmückt das todte Gestein mit dem Gewande des Lebens. Unter vielen ist folgende in Aller Mund. „Auf eine Zeit lebten auf der Boyneburg drei Fräulein zusammen. Der jüngsten träumte in einer Nacht, — es war in der Leidenswoche, — es sei in Gottes Rath beschlossen, daß sie im Wetter sollte erschlagen werden. Des Morgens erzählte sie ihren Schwestern den Traum, und als es Mittag ward, stiegen Wolken auf, die immer größer und schwärzer wurden, also, daß Abends ein schweres Gewitter am Himmel hing und und ihn bald ganz zudeckte. Das Wetter leuchtete, der Donner rollte von fern und kam näher und näher. Als nun das Feuer von allen Seiten herabfiel, sagte die älteste: „„ich will Gottes Willen versöhnen, liebe Schwester, und den Tod für dich leiden!““ und darauf ließ sie sich einen Stuhl hinaus tragen, saß draußen einen Tag und eine Nacht und erwartete, daß der Blitz sie träfe. Aber die Blitze schlugen rechts und links ein, doch sie traf keiner. Da stiegen am zweiten Tage die Wetterwolken von Neuem auf, und der Regen prasselte, und der Donner brüllte, und die Blitze zuckten, daß es gräßlich zu hören und zu sehen war. Und am zweiten Tage ging das zweite Fräulein hinab und sprach zur jüngsten: „„ich will Gottes Willen versöhnen, liebe Schwester, mir sei der Tod für dich beschieden!““ und saß draußen den zweiten Tag und die zweite Nacht. Aber die Blitze verzehrten sie nicht. Doch schrecklicher noch tobte das Wetter am dritten Tage, und der Hagel und die Fluthen verwüsteten die Fluren und Gründe, daß alle Bewohner der Gegend wehklagten und heulten lauter als das Wetter. Da sprach die dritte, die jüngste: „„Nun ist mir Gottes Willen deutlich; ich allein bin's, die sterben muß: des Herrn Wille geschehe!““ Und sie ließ sich den Pfarrer holen, der ihr das Abendmahl reichen und die

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Schläfe salben mußte mit dem heiligen Oel, — und auch der Richter ward herbeigerufen, vor dem sie ein Testament machte und stiftete: daß alle Leute, die dem Schloß Boyneburg unterthan waren, an ihrem Todestage gespeist werden sollten unter Gottes freiem Himmel auf ewige Zeiten. — Nachdem dieß niedergeschrieben war, drückte sie ihren Siegelring dreimal auf das Pergament, stand auf und stieg hinab in den Hof und setzte sich auf den Sessel, und in dem Augenblick fuhr ein Blitz auf sie herab und tödtete sie." —

Und bis auf den heutigen Tag, nach so vielen Jahrhunderten, erhalten am grünen Donnerstage alljährlich alle erwachsenen Personen in den zum Schloß Boyneburg gehörenden Dörfern eine Spende an Brod und Speck, nachdem der Pfarrer zu Datterode (der die Einkünfte der ehemaligen Schloßkaplanei genießt) Gottesdienst gehalten und der gottergebenen Stifterin gedacht hat.

Speyer.

Jedes Volk hat in dem Lande, in welchem es lebt oder seinen Ursprung sucht, eine heilige Stätte, einen Berg oder eine Au, einen Strom oder eine Stadt, einen Wald oder eine Quelle, um die es den goldenen Reif seiner schönsten Sagen und Geschichten legt. So ist Auge und Herz des deutschen Volks vorzugsweise dem Rheine zugewandt seit uralter Zeit. Der Rheinstrom mit seinen Gauen, Städten, Domen, Burgen und Klöstern bleibt des Deutschen liebste Sehnsucht, vom begeisterten Jüngling bis zum berechnenden Mann und träumenden Greis erkennen Alle in dem mächtigen Schiffeträger die kräftigste Ader des deutschen Lebens, und als ob seine Fluthen an jedes Herz auch in den entferntesten Theilen des Vaterlandes schlügen, hallen die Lieder vom Rhein und seinen Sagen und seinen Reben an den Ufern aller deutschen Ströme wider.

Am Rhein ist unser klassisches Land. Von den Alpen bis zum Meere reiht sich an ihm Stätte an Stätte, die im Verlaufe der Jahrhunderte die Blicke des gesammten Vaterlandes auf sich gezogen haben und deren Namen als Wegsäulen in unserer Geschichte stehen. Dort kämpften die germani-

SPEIER

Aus d Kunstanst d. Bibl. Inst. in Hildbh

Eigenthum d Verleger

10136032

schen Stämme ewigen, unversöhnlichen Krieg mit dem römischen Weltreiche, und dort stürmten sie seine Burgen und errangen sie die großen Siege, welche ihnen zu dem Kapitol selbst den Weg bahnten. Dort gründete die deutsche Wissenschaft ihre ältesten Sitze, dort entfaltete sich die deutsche Kunst zur ersten Blüthe, dort hat sie ihre Meisterwerke hingestellt, die noch jetzt die Bewunderung der Völker sind; am Rhein druckte Gutenberg das erste Buch; am Rhein fanden deutsche Gewerbe den fruchtbarsten Boden und verbreiteten den Ruf von der Kunstfertigkeit und dem Fleiße der Bewohner über weite Länder; Schiffer und Winzer erfüllten das gesammte Rheinland mit den lockenden und fesselnden Bildern der Rüstigkeit und des Frohsinns; starke und schöne Städte zeugten von Wohlstand und Bildung, und in der Mitte der mächtigen und freiheitstolzen Bürger schlugen Kaiser und Fürsten ihre glänzenden Sitze auf. Aber leider! auch die Blätter der Trauer und Unehre in den Jahrbüchern unseres Volks sind bedeckt mit rheinischen Namen. An keiner anderen Grenze des Reiches treten dem Deutschen Merksteine von so schlimmer Bedeutung vor Augen, als in den rheinischen Landen. Hier liegen vor aller Welt die Zeugnisse von der Zerrissenheit der Nation und der Ohnmacht und Schlechtigkeit ihrer Fürsten; hier kündigen die Burgtrümmer auf den Bergen von dem Elend des ungeschützten Volks in den Thälern; hier erzählen die grauen Prachtbauten der Städte von der einstigen Macht des später so schmählich niedergetretenen Bürgerthums; hier sehen wir die von Gott den Völkern durch die Sprache gezogenen Grenzen verwischt, verschoben, und zerschnitten, und Hunderte von Schutthaufen und Brandstätten bewahren die Spuren vom Schwerte siegreicher Eroberer, vor denen sich das deutsche Volk, vom eigenen Blute verlassen und verrathen, beugen mußte, und der Rhein gab dem Gipfel volksverrätherischer Niedertracht und Schande — dem Rheinbunde — seinen Namen.

Besonders schmerzliche Gefühle über die Verwahrlosung und Verkümmerung der Nationalehre erregen dem Deutschen zwei Ruinen an den Ufern des Rheins — (Ruinen nennen wir sie im Vergleich ihrer kleinen Gegenwart zu ihrer erhabenen Vergangenheit) — Worms und Speyer: Worms, groß gezogen durch die Gunst der Kaiser, die gern hier lebten, und Speyer, gepflegt vom frommen oder ängstlich gläubigen Sinn der Gekrönten, die sich im Kaiserdom ein Grab bestellt hatten.

Unsere Stahlplatte führt uns den einzigen Zeugen vor, der von dem alten Speyer übrig ist: den Dom. Kaiser Konrad II. legte am 12. Juni 1030 den Grundstein zu diesem Prachtbau, um den Himmel zu versöhnen, der ihn, wegen seiner nahen Verwandtschaft mit seiner Gemahlin Gisela, nach dem sprichtwörtlichen Ausdruck des Volksglaubens mit „Sterben und Verderben ohne Erben" drohen mußte. Konrad und Gisela und ihr Sohn Heinrich III. waren die ersten in der Gruft des Doms, dessen Bau Heinrich IV. vollendete; diesem aber gönnten seine beiden bittersten Feinde im

Leben, die Kirche und sein Sohn, erst lange nach seinem Tode die Ruhe in den selbst gebauten Hallen der Verwesung. Mit ihrem Sohn bestatteten sie hier den letzten Salier. Neben ihn legten sie seine treue Bertha, von deren Häuslichkeit und Fleiß noch jetzt das Sprüchwort Kunde gibt: „Die Zeit ist vorbei, wo Bertha spann." Aus dem hohenstaufischen Geschlechte wurden die Kaiserin Beatrix, des Rothbarts Gemahlin, und Philipp von Schwaben hier bestattet; zu ihren Särgen reiheten sich der Rudolfs von Habsburg, der seines Sohnes Albrecht und endlich jener Adolfs von Nassau.

Man wartet die Ruhestätte großer Todten mit Liebe und Sorgfalt und umgibt sie gern mit dem Glanz, welchen Kunst und Reichthum verleihen können. Die Früchte dieser Pietät der Kaiser und des Reichs gegen die dahingegangenen Herrscher kamen der kaiserlichen Todtenstadt zu Gute und erfüllten sie mit Leben und Gedeihen. Das freie Speyer wurde groß und schön und stark, feste Mauern schirmten die stattlichen Wohnungen und tapfere Bürger trotzten jedem Feinde. Lag doch schon im Jahre 1129 Kaiser Lothar mit seiner Heeresmacht vergeblich vor seinen Wällen! Und noch zwei Jahrhunderte später gelang es weder den Raubrittern der Nachbarschaft, noch dem Verrathe der Patrizier, den Muth der wachsamen Bürger zu brechen, ja, selbst der noch mächtigere Feind, welcher in den verrätherischen Bischöfen Adolf und Rabanus gegen sie aufstand, zerstob vor den wohlgerüsteten Vertheidigern der reichsstädtischen Freiheit. Die Zeit vollster Blüthe und höchsten Glanzes genoß Speyer im Verlaufe des 16. Jahrhunderts: es wurde Sitz des Reichskammergerichts (1513) und sah den Reichstag von 1529, welcher den Protestanten ihren Namen gab, innerhalb seiner Mauern. Mit dem 17. Jahrhundert beginnt das Sinken der Stadt. Der dreißigjährige Krieg beschleunigte ihren Verfall, indem er sie abwechselnd den Schweden und den Kaiserlichen, und endlich 1644 den Franzosen unter die Füße warf, und das Ende des Jahrhunderts zeigte dem Wanderer auf der Stätte, wo einst Speyer stand, einen von Mauertrümmern umgebenen Schutthaufen, aus welchen als einziges Denkmal aus den Tagen ihrer Pracht und Größe der Kaiserdom emporragte.

Es war ein schweres Gericht über die Stadt ergangen; mit der ganzen Pfalz büßte sie für die Sünden des im westphälischen Frieden von seinen Fürsten für immer zerrissenen Kaiserreichs.

Im Frühling des Jahres 1689, an einem Maitage, hatte des alten Speyer letzte Stunde geschlagen. Ludwigs XIV. Söldlinge, die im Jahre zuvor Herren der Stadt geworden waren, sahen sich genöthigt, dem endlich herbeiziehenden Heere des Kaisers und seiner Verbündeten das Feld zu räumen. Vor ihrem Abzuge fügten sie zu den Titeln ihres „großen" Königs den eines gekrönten Mordbrenners. Nachdem sie die Befestigungswerke der Erde gleich gemacht, alles Werthvolle, die Archive und Gerichtsakten sogar, davon geschleppt und die Bürger geplündert hatten, gingen

sie an die Zerstörung der ganzen Stadt. Unter das Thier war im Wüthen und im Verwüstungseifer die Soldateska gesunken! Am Dome wurde bis auf das unerreichbare Mauerwerk alle Pracht vernichtet, man drang in die Gruft, riß die Särge an das Tageslicht, beraubte die Leichen ihres Schmucks, warf die Gebeine umher und schob mit den Köpfen der deutschen Kaiser Kegel! Da rollten die Schädel von Mann und Weib, von Vater und Sohn, von Freund und Feind, und nur Einen hat man später wieder erkannt — den Schädel des Königs Albrecht — an dem Schwerthieb, an welchem er in des Bettelweibes Schooß gestorben war. Als die Franzosen sich an diesem weltgeschichtlichen Kegelschub sattsam ergötzt hatten, steckten sie die Stadt an allen Ecken in Brand. Ueber das einst so herrliche Speyer schien der jüngste Tag hereingebrochen zu sein. Ja, es war der Wille des Franzosenkönigs, daß eine Wüste seine Stätte bezeichnen solle, denn die Bewohner, welche ihr Leben aus Brand und Mord gerettet hatten, sollten, so wollte es Ludwig XIV., sich auf französischem Gebiete niederlassen und dafür der monarchischen Großmuth ein Jahr lang Unterhalt und die folgenden zehn Jahre Abgabenfreiheit zu danken haben. — Die treuen Speyerer wandten aber der königlichen Gnade ihres Henkers den Rücken, sie wanderten am Bettelstab zurück an den Ort, wo ihre Paläste gestanden hatten, und bauten um den alten Dom eine neue Stadt an. Der Baum ihres Glücks war jedoch an der Wurzel beschädigt. Speyer hat sich nie wieder erhoben. Wo einst die mächtige freie Reichsstadt ihr gefürchtetes und geachtetes Banner erhob, belehren uns seit 1815 blauundweiße Schlagbäume und Wappen, daß man vor einem bayerischen Orte steht, und sein Titel „Kreishauptstadt“ höhnt gleichsam die alte Herrlichkeit.

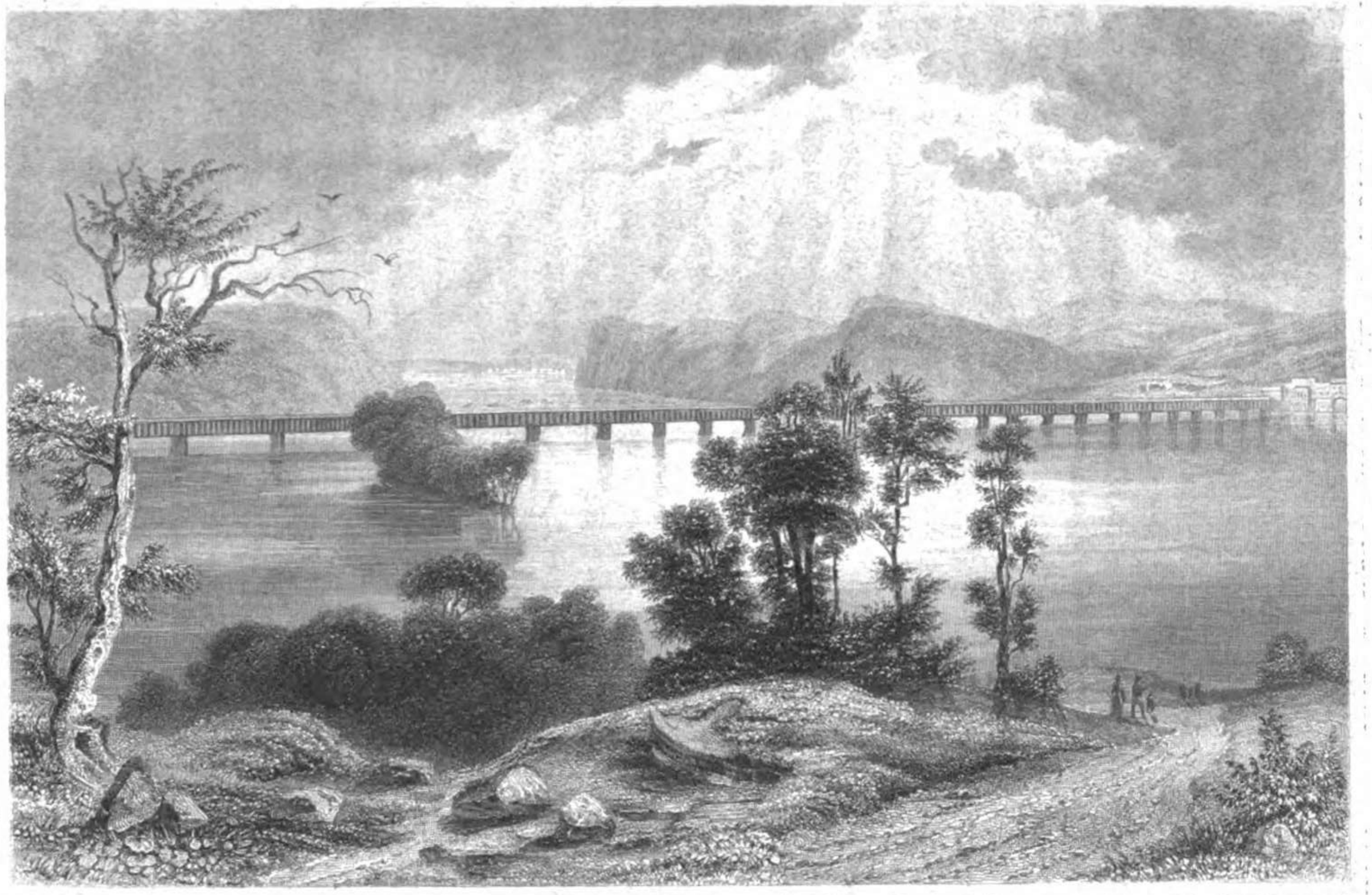
Die Columbiabrücke über den Susquehanna.

„Hier hörte man des Flusses wildes Toben
(Ein schäumend Niederstürzen von des Berges Stirn),
Gleich dem Getöse weit entfernter Städte;
Doch sanfter naht er; sein düstres Rauschen schweigt,
Und, lieblich murmelnd, sich hernieder beugend,
Die sanft geschwungnen Blumenufer küssend,
Läßt er den Winden ihre Düfte spenden."

So besang Campbell, der Dichter, den schönen Columbia. Die Zeilen stammen aus der Zeit, als das kühne Bauwerk, die Brücke, dem Verkehr übergeben wurde; und man sollte aus der Schlußstrophe schließen, daß der Dichter bei Sonnenuntergang auf den steinernen Bogen gestanden habe, als sie ihre wachsenden Schatten nach den gegenüberliegenden Bergen ausstreckten. Nicht so. Campbell betrat eben so wenig das Thal von Wyomy, als er jemals seine glühende Stirn in dem kühlen Gewässer badete, welches in seinem kieselreichen Bette tausend kleine Bäche vereinigt.

Die Ansicht, welche wir dem Leser vorhalten, wurde dem Schreiber dieser Zeilen zum ersten Male an einem lieblichen Tage eines frühzeitigen Herbstes. Wir hatten West-Philadelphia bald nach Mittag verlassen und reisten auf der Columbiaeisenbahn, welche dem Staate Pennsylvanien gehört und auf der die Kondukteure ihre eigene beliebige Fahrzeit einhalten, so daß wir zu den 80 Meilen nach Columbia vier und eine halbe Stunde nöthig hatten. Die langsame Bewegung des Zuges und die nebelumhüllte Landschaft waren geeignet, das Gemüth träumerisch zu stimmen. Dazwischen machten sich oft die launigen Einfälle unserer Mitpassagiere geltend, oder unsere Aufmerksamkeit wurde von den Städten und Dorfschaften abgezogen, welche an der Eisenbahn liegen. Da ist Liberty-Ville, eine der ersten Ortschaften, welche dem Rufe der Sturmglocke folgte, als die neue Zeit der Freiheit eingeläutet wurde; dort White-Hall, an die Ritterlichkeit lebensfroher Fürsten erinnernd; weiter hin Villa Nova, welches sich rühmte, daß sein Schulmeister draußen im Felde bei den pennsylvanischen Bürgern sei; Paoli, Gedanken an Napoleons Kindheit auf Korsika wachrufend; dann kommt Midway-Station, bei dessen Taufe man die frohe Entdeckung machte, daß der Zugführer für Durst und Hunger seiner Passagiere sich wohl vorgesehen hatte, zumal ihr letztes, eiliges Mahl unter dem

10136032



COLUMBIA BRIDGE

SUSQUEHANNA

10136032

Rütteln des Wagens längst geschwunden war; the Gap (Abgrund), wo die Palliſaden der Bedeutung ihres Namens Ehre machen; dann folgt Lemmon-Island (Citroneninſel), eine Warnung für alle Reiſende an ein unfreiwilliges Zuſammenquetſchen bei einer möglichen Kolliſion, bis wir endlich die Haltſtelle Bird in Hand erreichten, welche, nur noch wenige Meilen vom Ort unſerer Beſtimmung entfernt, uns die angenehme Ausſicht auf einen wohlbeſetzten Tiſch eröffnete. Mit dieſer realen Perſpektive verſchwanden die Eiſenbahn-Träumereien und Phantaſien. Der anſteigende Boden zeigte uns zwiſchen auftauchenden Hügelketten dann und wann den blitzenden Susquehanna. „Hail Columbia!“ rief's aus hundert Kehlen, es erhöhte unſere Lokomotive ihre Anſtrengungen wie ein abgetriebenes Roß, das die nahe Krippe ſchnobert, und ſie jagte dem Ziel mit einer ſo heftigen Dampf- und Rauchentwickelung zu, daß bald der ganze Zug davon eingehüllt war und uns kaum noch einen Blick auf die ſchöne Landſchaft gönnte. Als wir am Bahnhofe hielten, war die Sonne ſchon untergegangen, und hungrig, durſtig, matt und müde, verſchoben wir alle über Tafel und Bett hinausreichenden topographiſchen Forſchungen auf den folgenden Morgen.

Die Eiſenbahn und der Kanal von Maryland machen Columbia zu einer geſchäftsrührigen Stadt; ſeine Hotels ſind ſtets belebt, und ſchon am frühen Morgen hinderte das Lärmen in und außer dem Hauſe, ſich auf der ſchwellenden Matrazze noch einmal von einer Seite nach der anderen zu wenden. Bald nach Sonnenaufgang befand ich mich auf der Straße und auf dem Wege nach der Brücke, um mir Appetit zum Frühſtück zu holen. Ein alter Kärner, an deſſen Holzwagen ein Rad ausgerenkt war, nahm meine Hülfeleiſtung in Anſpruch, und, zum Dank für meine Aufopferung, fütterte er meine Wißbegierde mit einigen Nachrichten aus dem Vorrath ſeiner Lokalkenntniß. Eine bezeichnende Handbewegung auf ſeine Taſche, während er als Thatſache behauptete, daß die Brücke faſt eine Viertel-Million Dollars koſte, bewies deutlich, wie ſehr er eine ſo große Summe zu ſchätzen wußte. Uebrigens zeigte er kein Intereſſe an der herrlichen Natur, die uns umgab, und ſo ließ ich den indolenten Menſchen ſtehen, um mich ohne ſeine Hülfe zurecht zu finden. Die Brücke iſt ein originelles Bauwerk aus der Zeit des letzten Krieges mit England. Die maſſiven Steinpfeiler waren ſchon mit Flechten bedeckt, und aus den Fugen ſproßten Kräuter und bunte Blumen.

Es war ein reizender Morgen; ſonnig, klar und erfriſchend. Nach dem kleinen Eiland zu, welches man dem Ufer zunächſt, von der Columbia-ſeite aus, ſieht, ruderte ein Jäger in einem leichten Boot, um ſich nach Waſſervögeln auf die Lauer zu legen, und auf dem Waldpfade, welcher zum Strom hinabführt, ritt ein läſſiger Bube ein Geſpann Pferde zur Schwemme. Nicht ein Wölkchen war ſichtbar am Himmel, obgleich das Laubwerk, welches

sich Meilen lang ober- und unterhalb der Brücke hinzieht, seine Farbenpracht in dem Blau darüber widerzuspiegeln schien, was aussah, wie eine frisch übermalte Leinwand, in einem Rahmen von Duft — erinnernd an Whittie's Strophe in seiner Hymne an den „Strom seiner Väter", den Merrimack:

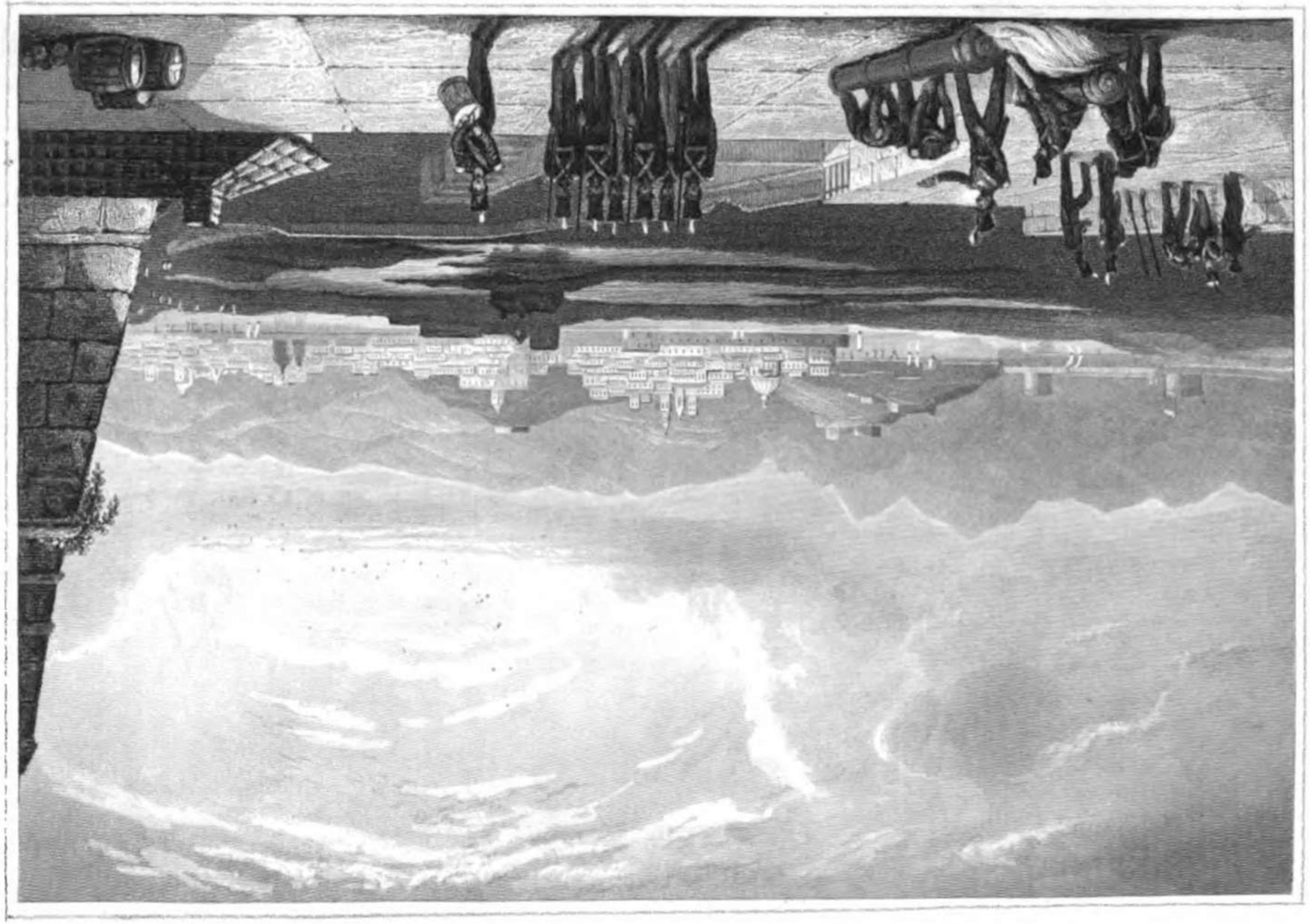
Des Herbstes siebenfarbig schillernd Banner
Schwebt lustig ob dem Susquehanna.

Man kann sich keine genußreichere Tour denken, als auf der Straße, welche von dem rieselnden Bach ausgeht, der die Quellen des Stroms vereinigt und seinen Windungen und Erweiterungen, seinen Fällen und Strudeln und seinem stillen Geplätscher folgt, bis er die prächtige Bai erreicht, welche ihn weiter leitet nach der Wasserwüste des Oceans. In der Indianersprache bedeutet sein Name „vielfache und absonderliche Windungen", aber in unserem praktischen amerikanischen Coder sollte er eigentlich „der Fluß der Brücken heißen" heißen. Kein anderer Fluß in der Welt ist von so vielen Brücken überspannt. Die Abwesenheit aller Schifffahrt über eine bestimmte Grenze hinaus und die Fruchtbarkeit der seinen Lauf begleitenden Hügel und Thäler, von einer Bevölkerung bewohnt, welche ihre eigenen Straßen und Uebergänge baut, sind die natürlichen Ursachen davon. Es ist nicht schwer, wenn der Strom niedrig ist, die verschiedenen Epochen der Erbauung dieser Brücken zu unterscheiden, von den wettergezeichneten alten, welche noch an die alterthümlichen Postkutschen und an die rohen Fuhrwerke früherer Settlers erinnern, bis zu den kolossalen Marmorpfeilern der Eriebahn, über welche jetzt stündlich die dampfende Lokomotive braust, Uebrigens paßt dieses mächtige Denkmal der Eisenbahnspekulation schlecht in die natürliche Stille und Anmuth des Susquehanna.

Die Stadt Columbia liegt zwischen York und Lancaster, und wird, in geschäftlichem Sinn, von beiden beständig befehdet. Von Lancaster führt eine Eisenbahn nach Harrisburg, der Hauptstadt Pennsylvaniens, etwa dreißig Meilen nordwärts von Columbia vorbei, welches das Zusehen hat, und eben so eilen auf einer kurzen Eisenbahnstrecke die Bewohner von York an Columbia vorüber. Columbia selbst, von welchem man auf der rechten Seite des Bildes einen kleinen Theil sieht, bietet Bilder regen Geschäftslebens am Kai dar; sobald man aber die Hügelseite erstiegen hat, gelangt man nach einem wirklichen Rus in Urbe. Die Landsitze und Villen der Gegend, mit ihrem Reichthum an Weinbergen und Gärten, haben Aussichten in Fülle, und sind in letzter Zeit sehr beliebte Sujets für die Pinsel amerikanischer Künstler geworden. Man braucht seinen Standpunkt nur um wenige Schritte zu ändern, um neuen und schönen Scenerien zu begegnen, und wenn ein Tourist mit Lokomotivschnelligkeit in den Wagen der Erie-Eisenbahn-Gesellschaft über den Susquehanna geflogen und sich für berechtigt hält, die Schönheit dieses Flusses zu kriti

10136032

MESSINA



10136032

10136032

iren, so lasse man ihn der Einladung unseres Bildes folgen, einen Tag Angesichts Columbia Bridge zu verbringen und dann seinen Fehler bereuen, ›ieß früher versäumt zu haben.

M e s s i n a.

(1849.)

Das Packetboot fuhr sehr spät von Reggio ab. Es war der schönste Abend, als es die Meerenge durchschiffte. Der Sirocco wehte nur eben stark genug, um die Segel anzuschwellen und die Strudel der Charybdis, die allein bei'm Südwind sichtbar werden, anzudeuten. Die Sonne sank hinter den Bergen Siciliens und vergoldete das auf vorspringenden Felsen liegende Schloß von Scylla. Delphine umkreisten in Schaaren das Schiff, wälzten sich im Rad und schnellten sich mit mächtigem Sprunge in die Luft. Der Aetna winkte den Gruß des Willkommens aus der Ferne, ver= schwand dann in seinem eigenen Schatten, und statt seiner leuchtete die ewigsprühende Flammengarbe des Stromboli den Reisenden durch die sternhelle Nacht. Bei'm Leuchtthurme (Faro), der an der Spitze des Molo steht, war der Anblick von Messina sehr überraschend. Ich wußte, wie reizend er vom Hafen aus ist, wenn die Morgensonne hinter den kala= brischen Gebirgen heraufsteigt und die Forts auf den Höhen und der Stadt ›bersten Theil vergoldet. Bei Nacht konnte ich nichts erwarten. Aber aus dem Dunkel der Häuserreihen, welche eine über die andere amphithea= tralisch und im Halbkreise um den sichelförmigen Hafen sich lagern; aus den Klöstern und Forts auf den Höhen funkelten Tausende von Lichtern, und die Contour Messina's lag auf dem dunkeln Grunde wie eine Sticke= rei mit silbernen Flittern. Wir betraten den Boden Siciliens. —

Kein Fleckchen der Erde hat jemals ein strengeres Geschick gehabt, als dieser Garten des Mittelmeers, das ewig blühende Sicilien. Aus den grauen Tagen der Mythe geht sein bleicher Stern auf und ist erst in der neuesten Zeit zu einem hellen Glanz gekommen. Alle Völker, welche die drei Erdtheile der alten Welt durch Anker und Schwert zusammen= führte, haben eine Zeit lang ihren Herrscherthron auf die Lava des Aetna gebaut; keines kam zu dauernder Herrschaft, aber — Sicilien ist auch nie zu sich selbst gekommen. Gehetzt, so weit das Auge der Geschichte reicht, von den Männern des Siculus, von Kretern, Phocensen, ausgebeutet von Phö=

niciern, Karthagern, Griechen, mit dem Schwert regiert von Römern, Vandalen, Gothen und Sarazenen, mit Blut bedeckt von Normannen und Deutschen, von Franzosen und Spaniern, war es endlich ein päpstliches Erblehn und ein Zankapfel geworden zwischen den beiden Hauptgewalten der mittelalterlichen Christenheit. Wie Irland hat die unglückliche Insel sich zuletzt fremden Dynastenstämmen unterwerfen müssen, und es hat mit Herrschern gewechselt, wie eben die Laune des Schicksals die Herrscher durcheinander warf. Es war savoyisch, österreichisch, spanisch und neapolitanisch in wenigen Jahren, und es würde an der bourbonischen Pest verschieden sein, wenn nicht der Sturmwind unserer Tage auch dort frische Luft in's Volks- und Staatsleben gebracht hätte.

Wir werden gewiß noch den großen Festtag erleben, an dem man auf der Karte von Europa lesen wird: „Vereinigte Staaten von Italien." Wie es aber auch komme, Sicilien gehört der Ruhm, daß es den Reigen der italienischen Volkserhebung eröffnete.

Jedes Land hat geistige Mittelpunkte. Diese sind nicht immer die Residenzen der Fürsten oder die Hauptstädte officieller Bezeichnung. Hanau ist z. B., was geistige Regsamkeit und politische Bildung angeht, die Hauptstadt von Kurhessen, Nürnberg die Hauptstadt von Bayern, Leipzig von Sachsen, und so ist Messina die von Sicilien. Seine Lage in der Meerenge, dem Festlande gegenüber, hat es von jeher zum ersten Angriffs- und Vertheidigungspunkte der Insel gemacht. Eine Einwohnerschaft, welche oft in Gefahr ist und im Anblick der Waffen auflebt, wird immer die schlagfertige Faust einer Nation sein. So finden wir denn auch in der Geschichte von Sicilien Messina stets als Wecker der Insel. Jeder Versuch zum Erkämpfen der Selbständigkeit fand hier seine ersten Kräfte, und keine Stadt der Insel zählt eine solche Menge von Katastrophen, eine solche Anzahl von Aufständen, Belagerungen, Siegen und Niederlagen. Fast jede Generation hat hier Tage des Unglücks erlebt, sei es im Kampfe mit äußern Feinden oder mit tyrannischen Herren, oder unter der Geißel zerstörender Naturkräfte, vor deren Allgewalt die Menschenkraft in Ohnmacht vergeht.

Denn Messina steht auf beweglichem Boden und ist Preis gegeben der verheerendsten und fürchterlichsten aller Naturerscheinungen, welche die Menschheit heimsuchen. Die höchste europäische Esse der Erdschmelze steht an seinen Thoren. Doch so malerisch-schrecklich auch das Bild ist, welches der flammenspeiende Aetna den Messinesen manchmal zeigt, wenn glühende Lavaströme von seinem Gipfel herabfließen, so ist das doch nicht mit den Gefahren zu vergleichen, welche für Messina aus den Erdbeben entstehen, welche es schon mehrmals verwüsteten. Fast kein Monat vergeht, ohne daß nicht mehr oder minder heftige Oscillationen des Erdbodens die Einwohner an die Gegenwart des Feindes erinnern, welcher, im Leibe der Erde verborgen, von Zeit zu Zeit seine Hand herausreckt, um zu vernich-

ten: — an den Feind, vor dem, wenn er sich erhebt, die Berge den Boden der Thäler küssen, die Ströme ihre Betten verlassen, der finstere Meergrund aus der Tiefe emporsteigt an's Licht der Sonne, Quellen vertrocknen, Flammen aus der gespaltenen Erde steigen und die starren Felsmauern der Küsten, die für die Ewigkeit gebaut scheinen, zerbrechen wie dünnes Glas und in Trümmern in's Meer stürzen. Die Umgegend von Messina zeigt überall noch das Bild der Wandlungen, welche sie in Folge der Erdbeben fort und fort erlitten. Man erkennt bis zu einer Höhe von 50 Fuß über dem Meere die alten Uferlinien und Meergründe in wechselnden Schichten von Kalk und Muscheln, und ein mehrmaliges Heben und Senken des Bodens zeigt sich an tausend Stellen. In einem Traßbruche an der Küste fand man sogar Bruchstücke von Schiffen, und bei stiller, klarer See gewahrt man noch alte Bauruinen in bedeutender Entfernung vom Ufer.

Es ist der traditionelle Glaube der Messinesen, daß, so lange der Aetna Lebensthätigkeit zeigt, so lange die Esse raucht oder seine Flammensäule die Nacht erleuchtet, keine Erdbebengefahr vorhanden ist. Wenn hingegen die Rauchwolken des Gipfels schwach werden, oder gar verschwinden, dann erwartet man Erschütterungen, und sie äußern sich entweder durch ein unschädliches, leises, oft mehre Tage andauerndes Zittern des Erdbodens, oder durch mit dumpfem Getöse verbundene wellenförmige Bewegungen, welche die gewöhnlichen Vorläufer der Explosionen sind. Schrecken und Angst ergreift dann jeden Menschen. Sein Glaube an die Ruhe und Stetigkeit, an die Festigkeit und Sicherheit des Starren, auf dem er steht, fällt von ihm, und die geheimnißvolle Naturkraft, welche das Starre bewegt, tritt ihm urplötzlich, handelnd und mit ihrer ganzen Schreckensgestalt entgegen. Ein Augenblick macht gewohnte Vorstellungen zu nichte.

Die Ruhe der Erdfeste erscheint als Lüge, man fühlt sich wehrlos in der Gewalt unbekannter Mächte. Selbst die Thierwelt theilt das Gefühl des Schreckens. Der Hund rennt heulend umher, das scheue Wild verläßt die Wälder und irrt um die Wohnungen, als suche es Zuflucht und Hülfe bei den Menschen; die Ungeheuer der Tiefe steigen aus dem Meergrund und versammeln sich am Ufer; die Heerden laufen blöckend von der Weide, oder stürzen sich, um dem wankenden Boden zu entfliehen, verzweiflungsvoll in's Meer. Dem Menschen stellt sich die zerstörende Naturkraft als etwas Allgegenwärtiges, Unbegrenztes dar, und das raubt ihm die Besinnung. Er glaubt sich überall, wohin auch die Flucht gerichtet sei, über dem Herde des Verderbens, und in diesem Glauben ergreift er entweder gar kein Mittel zu seiner Rettung oder die verkehrtesten. So rannten in dem schaudervollen Erdbeben von 1783, welches Messina's Pracht in wenigen Stunden zerstörte, Tausende in die Kirchen, um das Erbarmen Gottes anzurufen, und wurden von den einfallenden Thürmen zerschmettert, und andere Tausende lagen händeringend auf den Knieen in den Straßen, bis sie die einstürzenden Häuser begruben, 14,000 Menschen verloren damals

ihr Leben, und die Stadt selbst wurde ein Schutthaufen. Dennoch erhob sie sich wieder zur prächtigsten Stadt Siciliens im Laufe eines halben Jahrhunderts, während welcher Zeit zwar leichte Erschütterungen dieselbe in Angst setzten, doch ohne verwüstende Folgen. Aber Messina's neue Blüthe, welche die furchtbare Naturgewalt so lange verschont hatte, ward von der Hand Dessen teuflisch geknickt, der sie pflegen sollte — von der Hand ihres Königs. Kaum sind einige Monate vergangen, seitdem der Monarch, welcher, mit dem Fluche und Unglück seines Volkes beladen, in Neapel zu Thron sitzt, jenes Bubenstück gegen Messina verübte, in Folge dessen die herrliche Stadt von Mord, Brand und Plünderung verheert worden ist. Die Kraft ihres Lebens ist nun gebrochen. 15,000 Menschen bluteten in Messina's Straßen und Häusern, und die Brandfackel leuchtete unbeschreiblichen Gräueln gegen Unschuldige! So rächte sich der König an dem Volke, das sein Recht forderte, und das nannte er Ordnung im Staate wahren und Gerechtigkeit üben! Aber auch dieser neapolitanische Zweig eines Stammes, welcher aus dem Fluch der Nationen emporgewachsen ist, er wird vom Blitz des vergeltenden Gottes zerschmettert werden! Das Gericht bleibt nicht aus. Die erlösten Völker aber werden dann der Worte der Bibel gedenken:

„Die Gewalt ist vor ihnen zerronnen in Nichtigkeit, und ewiger Fluch ist ihr Erbtheil."

Buenos-Ayres.

Am La Plata-Strome, fünfzehn deutsche Meilen von seiner Mündung, auf einem Landrücken, der sich 40 Fuß über den höchsten Wasserstand des Stromes erhebt, umgeben von einer unermeßlichen Ebene, liegt die größte Stadt Südamerika's, Buenos-Ayres, die Metropole des Bundes, in welchem die Republiken der Plataländer vereinigt sind. Ihre Lage ist der von New-Orleans ähnlich, und dieser Stadt an Größe und Volksmenge nahe kommend (Buenos-Ayres zählt 90,000 Einwohner), hat sie nicht geringere Ansprüche an die Zukunft. Der Plata ist nach dem Marannon und Mississippi der größte Strom des Welttheils und der natürliche Kanal für die Ein- und Ausfuhr eines Gebiets von mehr als 60,000 deutschen Geviertmeilen — eines Gebiets, größer als Spanien, Frankreich,

10136032

10136032

BUENOS AYRES

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Institt. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger.

10136032

Italien und Deutschland zusammen. Wenn einst die europäische Auswanderung diesen Gegenden Millionen Arme zugeführt und Kultur und dichte Bevölkerung ihre Wohnsitze in derselben aufgeschlagen haben, dann wird keine Stadt der alten und neuen Welt mehr Garantien der Größe und des Gedeihens haben, als Buenos-Ayres, und es wird um so schneller wachsen, je kräftiger ein Umstand dazu mitwirkt, welcher der Stadt den Namen gab. Die „gesunde Luft" des Orts ist eine Wahrheit, und die Langlebigkeit seiner Bewohner sprüchwörtlich. Es stirbt jährlich nur der 48. Theil der Bevölkerung, ein Verhältniß, das ohne Beispiel ist unter den Großstädten der Erde.

Buenos-Ayres ist mit seiner längsten Fronte gegen den Strom gerichtet und präsentirt sich von da sehr imposant. Ein weiter Halbkreis von Gärten und Anlagen schließt es auf der Landseite ein. Die Stadt ist regelmäßig angelegt und ihre Straßen durchschneiden sich in rechten Winkeln in der Entfernung von je 450 Fuß. Breite Trottoirs laufen zu beiden Seiten der Häuser hin; die Fahrbahn in der Mitte ist theils gepflastert, theils auch nur chaussirt. Die Straßenbeleuchtung ist vortrefflich und die Reinlichkeitspolizei überhaupt musterhaft. In der Bauart herrscht die spanische vor. Jedes Haus bildet ein Viereck von ein bis zwei Stock-Höhe, welches einen Hof einschließt, auf welchen die Fenster der Zimmer gehen. Die Fronte nach der Straße hat in der Mitte einen breiten Thorweg, zu dessen beiden Seiten sich gemeiniglich Läden und Contore, oder die Werkstätten der Handwerker befinden. Auf den platten Dächern stehen Blumengestelle und Orangerien, und die artige Gewohnheit, die Außenwände der Häuser mit rankenden Gewächsen zu bepflanzen, gibt dem Ganzen ein gar heiteres Ansehen. Um Balkone und Balustraden schlingen sich Luftpflanzen (Tillandsia), welche aus der Atmosphäre die Nahrung ziehen und nie des Begießens bedürfen. Mehre schönblühende Arten derselben sind hier heimisch.

Buenos-Ayres, obschon unter'm 34. Breitengrade liegend, hat doch kein wärmeres Klima als die Gegend des Mittelrheins, und der Winter macht den Gebrauch des Kamins nöthig. Das Feuermaterial ist eine Hauptausgabe an einem Ort, wo es weit und breit keine Wälder gibt und kein anderer Brennstoff zur Anwendung kommen kann, als englische und nordamerikanische Steinkohlen, oder das Holz von Aprikosenbäumen, die hier nicht der Früchte, sondern des Holzes wegen plantagenweise gezogen und wie unsere Weiden alle drei bis vier Jahre geköpft werden. Dahingegen sind andere Lebensbedürfnisse und alle Kolonialwaaren hier um so wohlfeiler; Fleisch ist sogar geringer noch im Preise als das Brod. Gegenstände des Luxus vertheuert ein hoher Eingangszoll. Im Ganzen ist das materielle Leben billiger, als in irgend einer andern Großstadt der neuen Welt, und auch in geselliger und geistiger Beziehung können wenige Städte mehr bieten. Der Ton der bessern Gesellschaft ist leicht, ungezwungen, und läßt

von der altspanischen Grandezza nur die ihr innewohnende Anmuth zurück. Jede angesehene Familie hält offenes Haus und empfängt zu ihren Abendgesellschaften die von Bekannten des Hauses eingeführten anständigen Fremden sehr zuvorkommend. Politik, Musik und Tanz sind die Hauptquellen der hiesigen Unterhaltung und des Vergnügens. Musik wird von aller Welt mit Leidenschaft getrieben; das Piano fehlt in keiner anständigen Wohnung. Das Theater ist gut und wird häufig besucht. Stierkämpfe, sonst häufig, sind obsolet geworden. Die altspanischen Sitten vergehen immer mehr, je häufiger die Niederlassungen von Briten, Nordamerikanern, Deutschen und Franzosen werden und je mehr die Fremden durch ihren Reichthum, ihre Intelligenz und ihre Zahl an gesellschaftlichem Einfluß gewinnen. Einen großen Uebelstand hat Buenos-Ayres zu beklagen: — den Mangel an gutem Trinkwasser. Die meisten Einwohner sind auf ihre Cisternen angewiesen. Andere lassen sich das Wasser aus dem Plata zuführen, was eine bedeutende Ausgabe verursacht. Brunnen fehlen ganz, und die vielfachen Versuche zur Auffindung artesischer Quellen sind fehlgeschlagen. Wohlstand ist in Buenos-Ayres der sichere Lohn der Arbeitsamkeit; denn Geschick und Fleiß werden hier so theuer bezahlt, als in den nordamerikanischen Städten. Dennoch sind Armuth und Bettelei nicht selten, beide Kinder der spanischen Faulheit. Der thätige, sparsame Ausländer hingegen kommt nirgends in der Welt schneller empor, und ein großer Theil der hiesigen reichen Leute gründeten ihr Glück unter den bescheidensten Verhältnissen. — Die Hauptnahrungsquelle ist der Handel, der schon jetzt über 500 große Seeschiffe beschäftigt und jährlich über 12 Millionen Dollars umsetzt. Die Importen umfassen alle Fabrikerzeugnisse Europa's, denn Fabrikthätigkeit kennt man hier nicht; sie werden bezahlt mit den Ausfuhrartikeln, deren Zahl eben so gering ist, als ihr Betrag groß. Die unermeßlichen Ebenen des Landes geben Millionen von Pferden und Rindern das ganze Jahr hindurch die reichlichste Weide, und jedes Landgut hat mehr oder minder viele Quadratmeilen solchen Weidelandes aufzuweisen, auf dem die Heerden ohne Pflege leben und sich vermehren, und wovon man jährlich so viel Thiere einfängt, als man eben Häute, Talg ꝛc. zu verkaufen gedenkt, oder der Wirthschaftsplan es gestattet. Das Fleisch der Rinder wird auf vielen Gütern nur in so weit benutzt, als es die Konsumtion erheischt; das übrige wird Beute der Geier und Raubthiere. Selbst in Buenos-Ayres kostet das beste Rindfleisch nur wenige Pfennige. Einen Ochsen kauft man zu 4—5 Dollars, ein Pferd zu 3—6 Dollars. — Alle Obstarten, Gemüse und Wein werden in den Gärten angebaut und gedeihen vortrefflich; aber weiter erstreckt sich ihre Kultur nicht, und selbst das Mehl fahren die Amerikaner herbei, da die Gutsbesitzer bei dem reichen Ertrage ihrer Viehzucht es nicht für der Mühe werth halten, auch Ackerbau zu treiben. Sogar die Milch der Kühe wird noch wenig genützt, obschon die Platastaaten die ganze Welt mit Butter und Käse versorgen könnten. —

10186032

Das SIEGESTHOR im MÜNCHEN

10136032

Auf manchem Gute weiden 50—100,000 Stück Rindvieh, und manches verkauft jährlich 10,000 Stück Häute. Eine Nebennutzung der Viehzucht sind die Hörner, von denen jährlich $1^1/_2$ Million Stück exportirt werden. In neuerer Zeit haben die Nordamerikaner angefangen, große Salzereien von Rindfleisch zu etabliren, von denen bereits 2—300,000 Centner jährlich ausgeführt werden: ein Geschäft, das eine neue große Quelle des Reichthums für das Land öffnet.

Buenos-Ayres, das 1809 und in den folgenden Jahren seine Befreiung vom Joch des spanischen Mutterlandes erkämpfte, würde seine Größe noch viel schneller entwickelt haben, wäre es nicht so häufig ein Schauplatz bürgerlicher Unruhen, und könnte es zu einem ruhigen Genuß der Freiheit kommen. Bisher hat es sich fast stets der Diktatur der Faktionen unterwerfen müssen. Dem Volke fehlt es an Vorbildung zur Freiheit und an republikanischer Tugend, und wo Beides mangelt, da mögen die Nationen die Throne zerschlagen, aber der Tyrannei werden sie nicht entgehen. So wird auch uns und Allen die beste Frucht jeder Revolution ein Geheimniß bleiben, wenn wir nicht in unserm Herzen und in unserm Kopfe, im Hause und in der Schule revolutioniren und nicht die strengen Grundsätze der Republik in unserer Lebensweise, in unsern Sitten, Gewohnheiten und Vorstellungen zur dauernden Geltung bringen.

Das Siegesthor in München.

Es war eine Zeit, da wogte ein Volk im Festgewand aus und ein durch die Portiken der Propyläen, da füllte sich das Forum mit den Versammlungen der Bürger, um unter den Denkmalen ihrer großen Zeit und den Bildsäulen ihrer großen Männer Fragen des öffentlichen Wohls zu berathen, da drängten sich Hunderttausende nach den Theatern, um sich an den Tragödien des Aeschylos zu begeistern, oder auch am blutigen Gladiatorenspiel ihre Lust zu kühlen, da feierte alljährlich die Nation in den Hallen des Pantheon das Andenken ihrer großen Todten, da warteten der heimkehrenden Sieger Ruhmes- und Ehrenpforten, und Jung und Alt strömten jubelnd ihnen entgegen, um die Bekränzten nach den Altären ihrer Penaten

heim zu geleiten. Das war die Zeit großer Thaten, großer Impulse, großer Ideen, großer Menschen und großer Werke. Sie ist längst begraben. Die verödeten Tempel, die verschütteten Statuen, die eingesunkenen Arkaden, die verfallenen Amphitheater, die vergrasten Arenen und Rennbahnen sind nur noch die Leichensteine, die ihre Grabstätte bezeichnen. Später folgte eine Zeit neuer Ideen, neuer Erscheinungen im Volksleben. Heere frommer Beter bedeckten die Landstraßen, pilgerten nach den heiligen Stätten, über denen zur Ehre des Christengottes herrliche Dome zum Himmel ragten und hohe Kuppeln sich wölbten. Da wogte ein Meer von Lichtern und eine Fluth von Engelstönen durch die Hallen, der gläubige Sinn weihte Hab und Gut, Genie und Geschick der Verherrlichung der Symbole seines Glaubens und wetteiferte in dem Glanz und der Pracht seiner Abteien und Klöster, Basiliken und Kapellen, Krypten und Mausoleen. Auch diese Zeit ist im Ersterben, die Ideenwelt, die sie belebte, im Erlöschen, und die schöpferische Kraft, die ihren Boden mit Werken der Kunst bepflanzte, im Versiegen.

Der herrschende Geist der Zeit ist's allein, der seine Ideen in Formen der Kunst ausprägt, und die Baukunst ist's vorzugsweise, in der sich jener Geist am festesten und deutlichsten verkörpert. Wie prägnant scheidet sich in der Kunst die heidnische von der christlichen Richtung, wie bestimmt stellt sich in seinen Monumenten das heitere Götterthum von Hellas dar gegen den düstern Apisglauben der Aegypter, oder die luxuriöse Genußreligion der Römer gegen den feierlichen Ernst des Katholicismus! nicht minder deutlich spiegelt sich in der Baukunst die Geschichte ab. Die Eigenthümlichkeiten der Nationen, ihre Denk- und Vorstellungsweise, ihre Bedürfnisse, die Zone, der sie angehören, finden in ihren Baustylen Ausdruck; sicher begleitet ihren Kulturgang, ihr Auf- und Niedersteigen und ihre Blüthepochen die Entwickelungsgeschichte ihrer Architektur, in ihren naiven, kindlichen, einfachen Anfängen, in der Fülle und im Reichthum ihrer Formenentfaltung, in ihrer Ueberladung mit Putz und Ornamenten, in der Verarmung der Ideen, in ihrem Zopf- und Schnörkelthum, in ihrem endlichen Versinken zur Unnatur und Häßlichkeit: — immer kommen die Formen naturwüchsig aus dem Boden der Kulturentwickelung, immer sind sie ein unzertrennlich mit ihr verwachsenes Element gewesen, immer leitet ein historischer Pfad durch alle ihre Phasen.

Fragen wir aber nach einer Kunst unserer Zeit, namentlich nach einem Bausty l, welcher den Geist unserer Zeit versinnlicht und vom Genius unserer Kultur getragen wird — was ist die Antwort? Es gibt keine lebende Baukunst. Unser Zeitgeist ist ein Geist, der zerstört, aber nicht schafft, ein Geist der Negation, ein Geist der Kritik, der die herrschenden Ideen ihres Thrones entsetzt, aber keine neuen ideellen Autoritäten an deren Stelle führt, — es ist ein Geist der Fäulniß und Zersetzung, dessen Keimkraft noch im Embryo schlummert. Woher soll das Kunstwerk

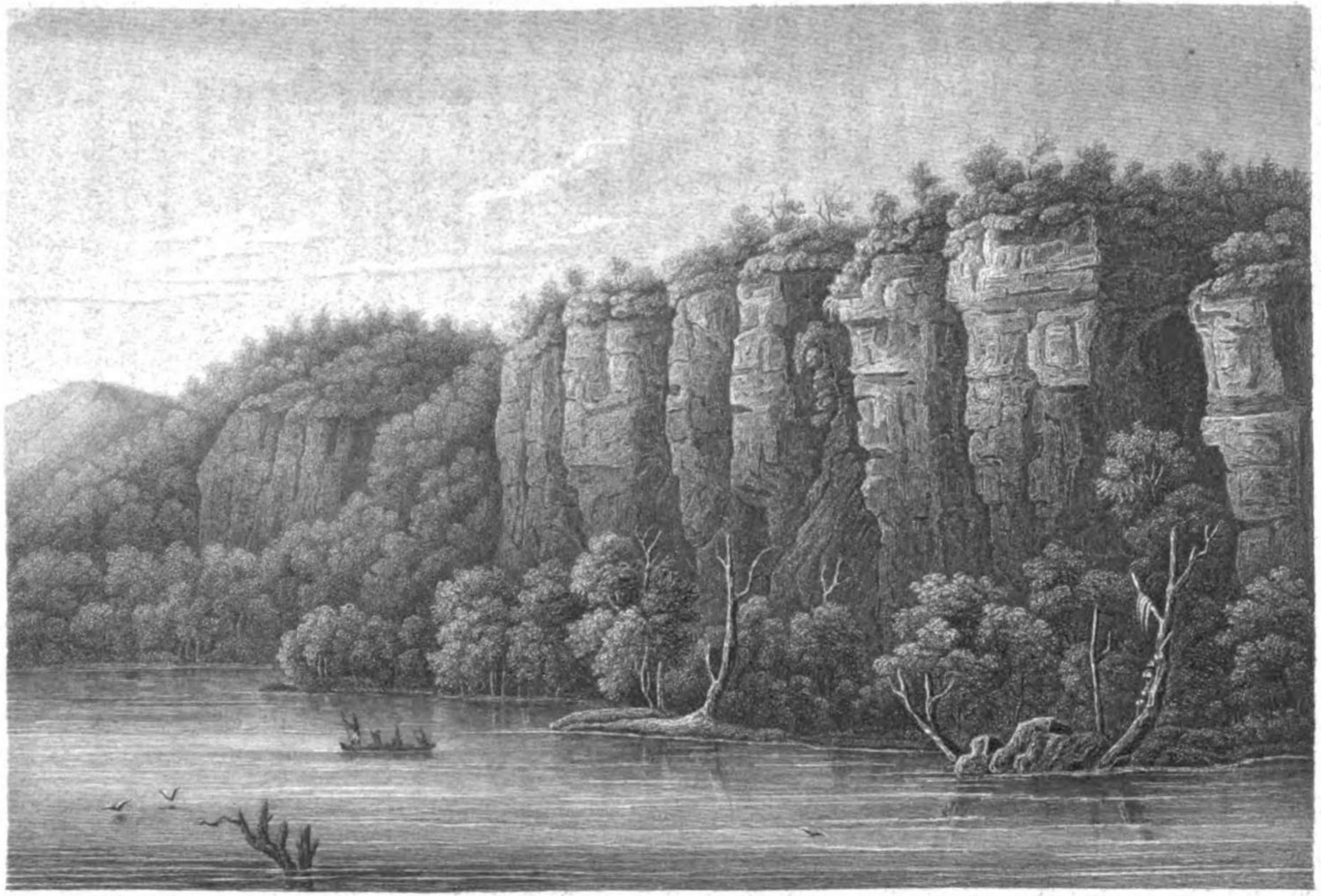
kommen, wenn die Idee fehlt, woher die Puppe, wenn die Raupe ein leerer Balg ist, woher die neue Form für ein Wesen, das noch nicht geboren ist? Wohl ist unsere Zeit fruchtbar an großen Bauwerken und reich an Baukünstlern; was sind diese aber gewöhnlich? Nichts anders als Kunstliebhaber, die wählerisch in den alten Formen umhersuchen, um Altes nachzubilden. Kirchenbauten, die keinen Funken von religiösem Sinn verrathen, Häuser für Schauspiel, welches das Volk nicht versteht, Monumente, an denen Jedermann theilnahmlos vorübergeht, Museen, welche der Menge nichts weiter sind als Kuriositätenkästen und Triumphbogen zur Verherrlichung von Thaten feiler, livrirter Knechte, die auf's Geheiß ihrer Herren wurgen, Apotheosen des Fluchs der Menschheit, Denkmale menschlicher Schmach und menschlichen Elends: denn unsere Zeit hat längst den Stab der Verdammung über das Heldenthum des Schwertes gebrochen, und vor dem Richterstuhl der Humanität und des Christenthums erblaßt der Kriegsruhm unter der Anklage des Mordes. Denkmäler errichtet man den entflohenen Götzen der alten Zeit, aber das einzig wahre und berechtigte Kunstwerk, das einen Geist wiederspiegelt, der seinen Schöpfer beseelt, das eine Idee ausspricht, die in seiner Zeit pulsirt, das an das Herz der Menschen faßt und Erhebung und Begeisterung für seine Ideale ihm einflößt, — ein solches Kunstwerk kann die Zeit nicht schaffen; was uns die Gegenwart als solches bietet, ist eitel Lüge.

Wir wollen nicht wiedersagen, was wir bei dem Anschauen des münchener Siegesthors gedacht haben. Vom König Ludwig ward es dem Waffenruhme der bayerischen Heere, im Styl der römischen Triumphbogen, aus gelblichem Sandstein errichtet. Es erinnert ein wenig in seiner Anordnung an den Bogen des Konstantin, nur gebricht es ihm an Harmonie der Verhältnisse, und der Eindruck, den es macht, ist nichts weniger als groß. Vier Pilaster und entsprechende vortretende Säulen korinthischer Ordnung theilen die zwei kleinern Portale von dem mittleren 70 Fuß hohen Bogen. Marmorfriese mit allgemeinen Sinnbildern kriegerischer Tapferkeit dekoriren die Façaden und Seiten der kleineren Bogen, und vier geflügelte Viktorien schauen von den hohen Sockeln über den Säulenkapitälern herab. An der Attike sind sechs Medaillons eingelassen: — die allegorischen Figuren der acht Kreise Bayerns. Der Entwurf des Siegesthors ist von Fr. von Gärtner, nach dessen Tode Ed. Metzger den Bau vollendete (1850). Die schönen Skulpturen sind nach Modellen von Martin Wagener in Rom in münchener Bildhauerwerkstätten ausgeführt. Auf der Plattform steht eine kolossale Bavaria im Siegeswagen von vier Löwen gezogen: — ein trefflicher Erzguß vom berühmten Ferd. Miller.

Die Felswände bei St. Paul.

Die Mississippiufer unterhalb St. Paul erheben sich in fast senkrechten Wänden, in deren Spalten und Fugen Adler und Eulen nisten. Zwergartige Cedern und niedriges Buschwerk finden dürftige Nahrung in dem Boden, welcher die Felsspalten ausfüllt, und mancherlei Schlinggewächse klettern an dem Gestein und zwängen ihre Wurzeln in jede Ritze, in welcher sich etwas Feuchtigkeit sammelt. Diese hohen, schroffen, oft senkrechten Maueruser gehören zur Charakteristik des oberen Mississippi. Ein schönes, wellenförmiges Hügelland streckt sich dahinter aus, das sich vortrefflich zu Ackerbau eignet. Es ist meist Wiesenland, mit dichten Baumgruppen malerisch bestreut und aus Eichen, Hickory, Ahorn und Ulmen bestehend. Ungeheuere Nadelholzwaldungen krönen die Höhen und steigen in die tiefen Seitenthäler hinab, welche ihre Gewässer dem Hauptstrome zuführen. Diese Föhrenwälder sind in neuerer Zeit für den Unternehmungsgeist und die Arbeit der weißen Bevölkerung Quellen des Reichthums und Wohlstands geworden, und ihre Ausbeutung ist der Magnet, welcher den rüstigsten Theil der östlichen Bevölkerung und der neuen Einwanderung in dichten Schaaren herbeizieht. Es sind das jene mannhaften, unverwüstlichen Hinterwäldner (backwoodmen), welche sich den ganzen Sommer mit dem Fällen der riesigen Stämme und der Zurichtung derselben zu Flößen, oder dem Zerkleinern zu Bretern und Planken beschäftigen, während Frau und Kinder, mit einem braven Wolfshund zum Wächter und Schirmer, in einer Blockhütte mit der Wartung eines Gärtchens und Besorgung der einfachen Wirthschaft die Jahreszeit verbringen. Die Zeichen der Arbeit jener unverwüstlichen Menschen treten Dem, welcher den obern Mississippi auf dem Dampfer bereist, beständig vor's Auge. Es sind jene plumpen Flöße, welche den Fluß hinabgehen, und jene Berge von rohem und geschnittenem Bauholz, von Bretern und Schindeln, welche die Schneidemühlen umgeben. An allen Bächen in allen Seitenthälern stehen solche Sägewerke, gebrechliche schlechte Gerüste von Balkenwerk, denen man es nicht ansieht, daß sie ihre Eigenthümer sicherer zu reichen Leuten machen, als die Goldminen Kaliforniens. Bis tief in den Spätherbst hinein dröhnen die Wälder wieder von der Axt des Holzfällers, vom Gekrach der stürzenden Stämme und dem Halloh der Arbeiter. Die Stämme werden von Ochsen nach dem Wasser hinabgeschleift; dort bleiben sie während des Winters

10136032



BLUFFS BELOW ST PAUL

MISSISSIPPI-RIVER

10136032

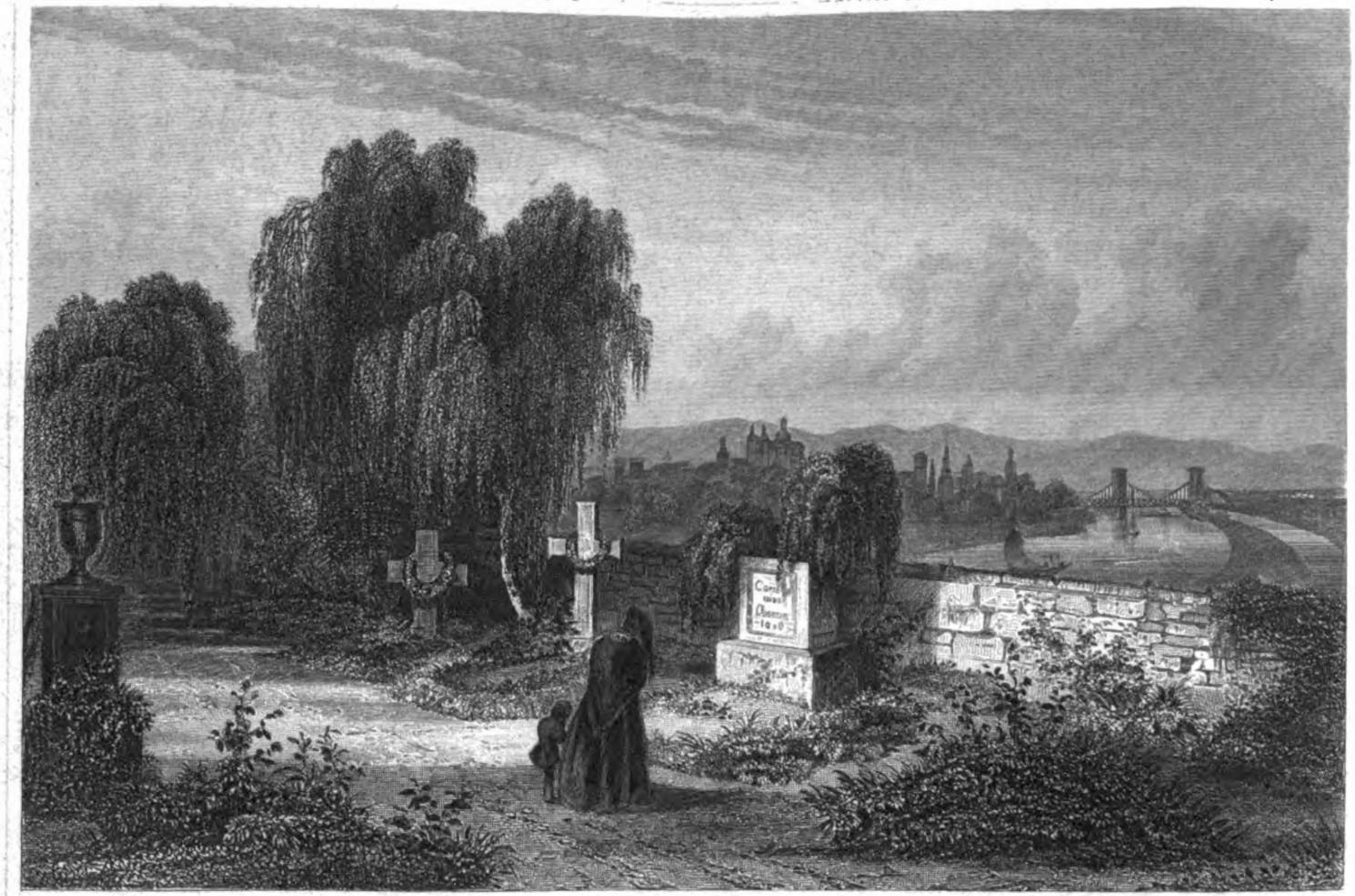
liegen, und im Frühjahr schwemmt man sie zu den Mühlen hinunter oder in eine Bucht des Mississippi, wo man sie in Flöße zusammen bindet und in dieser Gestalt, von den langen Rudern ihrer Steuerleute regiert, in die jungen aufblühenden, wachsenden und bauenden Städte des Thals zu Markte führt. Auf jedem Floß ist eine kleine Hütte zum Schutz der Mannschaft, welche in zwei Parten getheilt ist, deren eine den Tag-, die andere den Nachtdienst zu versehen hat, weil die Gefahren des Stromes eine stete Wachsamkeit erfordern. St. Louis ist der Mittelpunkt dieses unermeßlichen Flößereigeschäfts. Viele Flöße werden an dieser Stadt aufgebrochen und verkauft.

Der Staat gibt die Ausbeutung der auf unverkauftem Kongreßland stehenden Wälder frei; man bezahlt keine Abgabe und ist keiner lästigen Bevormundung, keiner Kontrole unterworfen. Will sich der Holzhauer einen besonders schönen, oder günstig gelegenen, Holzbestand aneignen, so kann er dieß durch Erlegung des geringen Preises von $1^1/_4$ Dollar für den Acre in dem nächsten Landverkaufsamt jeder Zeit bewerkstelligen, und er wird dadurch zu gleicher Zeit Eigenthümer von Grund und Boden. Wie völlig unbedeutend jener Preis, verglichen zum Holzwerthe, ist, wird man begreifen, wenn man weiß, daß ein Acre gut bestandener Föhrenwald am obern Mississippi gewöhnlich 60,000 Kubikfuß Holzmasse und öfters noch viel mehr liefert. In den letzten Jahren hat die große Einträglichkeit des Holzgeschäfts viele vermögende Einwanderer aus den östlichen Staaten herbeigezogen, welche, obgleich rauh in ihrem äußern Wesen und oft von Reisenden für schlechte Leute gehalten, in der That von keiner andern Bürgerklasse an Intelligenz, guter Sitte und Menschenfreundlichkeit übertroffen werden. Nicht selten ergreifen die Söhne der besten Familien das Holzgeschäft als die einträglichste Beschäftigung, bis sie die Mittel erlangen, größere Landkomplexe zu kaufen, oder Mühlen und Sägewerke anzulegen und sich so eine Carriere zur Erlangung von Reichthümern zu öffnen. Der rüstige, von Unternehmungslust getragene Mann gewöhnt sich leicht an das rauhe unwirthliche Leben des Hinterwäldners; die Idee, welche er verfolgt und ihn erfüllt, läßt ihn alle Schwierigkeiten, alle Anstrengungen ertragen: nicht so das Weib, welches vielleicht aus dem weichem Schooße des üppigen Lebens der großen Stadt sich losreißt, um ihrem Gatten in die Einsamkeit der Wälder des fernen Westens zu folgen. Gerade auf sie, die Gattin und Mutter, fällt das härtere Loos, die größere Entbehrung; denn nicht einmal die Hoffnung, stets an der Seite ihres Mannes die Sorgen und Strapazen des neuen Lebens zu ertragen, begleitet sie. Der Mann, festeren Bau's und stärkern Willens, von Kindheit an gewöhnt zur Lust an Wagniß und Abenteuer, von der Sucht nach Gelderwerb gespornt und von der gewissen Aussicht auf eine gewinnreiche Thätigkeit erwärmt, zieht, angekommen an dem Ort seiner Wahl, leichten Herzens mit seinen Leuten oder Genossen, Büchse und Axt auf der Schulter, in die Wildniß

und beginnt sein rauhes Tagewerk; ein Roß trägt ihm Zelt und wollene Decke nach; er richtet sich ein, so gut er kann und findet in Felshöhlen oder Schluchten Schutz vor Sturm und Unwetter und eine Küche und einen Herd zur Bereitung seines Mahls; die schwache und zarte Frau aber, die vielleicht noch ihre ganze Sorgfalt dem Säugling und dem Häuflein kleiner Kinder widmen muß, — sie, die früher in comfortabler Wohnung, von liebenden Aeltern, Verwandten und Freunden umgeben, gelebt hat, wird nun geprüft, ob sie Muth und Seelenstärke genug besitze, um ihre Pflichten in einem Wirkungskreise zu erfüllen, der ihr in langen Jahren, ja vielleicht niemals wieder, eine der gewohnten Freuden, oder eine Erholung bietet, ihr aber Gefahr und Noth in Menge verspricht. — Ihr Haus ist eine aus rohen, unbehauenen Baumstämmen eilig aufgeführte Hütte, und meistens nur nothdürftig gegen Wind und Regen verwahrt. Hier verlebt sie nicht Tage und Wochen, sondern jedes Jahr oft Monate, ohne ihren Mann zu sehen; die kalte Erde, mit einer Schilfdecke überdeckt, ist ihr Fußboden; der Strom oder der Urwald ihre Aussicht. Kein Nachbar besucht sie; denn der nächste lebt vielleicht eine Viertel=Tagereise entfernt; kein Arzt kann ihr und ihren Kindern beistehen; ein kleiner Arzneikasten ist ihre Apotheke, und sie muß sich selbst verordnen. Ihre Vorrathskammer ist ein Kasten mit Mehl, Grütze, Kaffee, Zucker, Thee, Schmalz und Rauchfleisch; oft kaum ausreichend für die lange Zeit der Trennung von ihrem Gatten. Der finstere Wald ist ihr Spaziergang, im nahen Bach oder Quell schöpft die Verlassene ihren Trank. Des Abends ist sie öfters genöthigt, ein Feuer anzuzünden, um den Bären oder den Präriewolf vom ungastlichen Besuche abzuhalten, und ganz einsam und schutzlos wäre die Arme, wenn nicht der treue Hund des Nachts die Hütte umschlich und die wilden Thiere durch seinen Muth in Respekt hielt. Tausende von Frauen sind in solcher Lage in diesen einsamen Gegenden des Westens; aber unter den Tausenden findet sich kaum ein Beispiel, daß es ihnen an der Tugend des Heroismus gebräche, welche eine solche Lage erträglich macht und solche Pflichten zu überwinden versteht. Furchtlos sorgen die Mütter für die ängstlich sich anklammernden Kinder, trösten die Zagenden, treffen mit mehr als männ=licher Seelenstärke und Klugheit ihre Anstalten und richten ihr Hauswesen ein. An diesen Frauen wird das Wort: „Gebrechlichkeit, dein Name ist Weib", recht eigentlich zur Lüge. Ist's doch, als habe die Natur nur die Gelegenheit erwartet, in dem schwachen Wesen die schlummernden Geistes=kräfte und ihre Seelenstärke zu wecken, und brauchte es nur das Gebot der Nothwendigkeit, um das Weib in einer Weise ihre Pflichten erfüllen und thätig und selbsthandelnd auftreten zu lassen, welche der Bewunderung werth ist.

Hinter der auf unserem Bilde dargestellten Steinwand liegt das indianische Dorf „Le petit Corbeau" (der kleine Rabe). Im Jahre 1849 bestand dieser Ort aus 40 Hütten und ungefähr 300 Capasia-Indianern,

10136032



Der TODTENACKER zu MANNHEIM

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Inst. in Hildbh.

Eigenthum d. Verl. der

10136032

einer Horde des Dacotah=Stamms. Auf einer Bergterrasse hinter dem Dorfe sah man eine Reihe Gerüste aufgerichtet, auf denen die Leichname der verstorbenen Krieger, in Decken von Bisonfellen gehüllt, ausgesetzt wurden, eine Stange mit weißer Flagge bezeichnete schon von weitem die Stelle der luftigen Indianergräber. Die Dacotahs und einige ihnen verwandte Stämme haben vorzugsweise diese sonderbare Weise, ihre Todten zu bestatten. Sie glauben, der Verstorbene wünsche noch eine Zeit lang den Vorgängen unter seinem Volke zuzuschauen, an denen er während seines Lebens Theil genommen hat. Kindlicher Glaube, der von einer tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens zeugt! Wir lachen über ihn, und doch hat er in Gefühlen seinen Grund, die der ganzen Menschheit und allen Jahrtausenden angehören und, freilich oft ganz unbewußt, aus den nationalen Gebräuchen und Sitten der verschiedensten Völker zu uns reden.

Auf dem Todtenacker zu Mannheim.

„Saat von Gott gesäet, am Tage der Garben zu reifen."

Ein Friedhof. —

Wie ist doch so ein Stückchen Erde, wo des „alten Wühlers" Maulwurfshügel blühen und die Thränen der Liebe wie Thautropfen an den Grashalmen hängen, ein so reiches Feld für die Betrachtung! Jeder Friedhof ist ein Vorhimmel, jedes Grab ist ein Altar, und Gott selbst erscheint dem geistigen Auge an keinem Orte lieber. Rauscht auch in jedem Baumwipfel die Aeolusharfe der Wehmuth und tönen in jeder Glockenblume Trauer und Schmerz; so schwingt sich doch von den Gräbern der Gedanke am leichtesten zum Himmel auf und folgt dem Lichtheere seiner Welten. —

Leider! gibt es für Viele nichts Niederdrückenderes und Beängstigenderes als einen Todtenacker, obschon nichts Beruhigenderes und Erhebenderes auf Erden ist, sobald nur das Nachdenken sich der äußern Erscheinung bemächtigt hat. Das Bild des Todes, welches an die Vergänglichkeit alles Irdischen und des eigenen Daseins mahnt, verliert seinen Stachel, sobald der Mensch inne wird, daß der Tod nur eine nothwendige

Folge derselben Gesetze ist, welche das Weltgebäude zusammenhalten und ihm ewige Bewegung, ewiges Leben verleihen. Er weiß, daß jedes Sterben die Geburtswehe eines neuen Lebens ist, und daß nach unveränderlichen Gesetzen jedes Dasein nur einen Uebergang bildet zu einem andern höhern Dasein, gleichviel, ob das Ueberschreiten selbst mit der Schnelligkeit des Augenblicks geschieht, oder große Zeiträume braucht. Ohne das Zertrümmern und Wegräumen eines alten Gebäudes kann ein neues an dessen Stelle nicht erstehen; ohne Tod und Auflösung gäbe es keine Stoffe zu neuen Wesen; Welten selbst müssen vergehen, damit Welten werden. Allmächtig und ewig ist das Princip der Zerstörung und gegenwärtig in Allem, was Gott geschaffen hat; aber eben so allmächtig und ewig und allgegenwärtig ist das der Erhaltung. Kein Sonnenstäubchen im ganzen Universum gibt es, das ausgestoßen werden könnte aus dem Kreislauf des Lebens und, abgenutzt, entkräftet und verbraucht, bei Seite bliebe. Wenn nebelartige Massen im Weltraume sich zu Sonnen bilden, wenn Sterne aufhören zu sein, oder wenn sie für unser Auge unsichtbar werden, oder ihre leuchtenden Kräfte verlieren, immer deutet es nur eine Veränderung zu neuer Gestaltung an. — Selbst Länge und Kürze der Zeiten verlieren ihren eigenthümlichen Werth, gehalten gegen die Ewigkeit. Wo ist der Maßstab? Zeit ist ein phantastisches Gedankenspiel, unserm irdischen Eintagsleben entnommen und auf Beobachtung gewisser Erscheinungen begründet, die wir zu fassen vermögen. In der geschaffenen Welt, in der Natur gibt es nur Entwickelung. Wenn die Sonne sich in Finsterniß taucht, oder im Ocean verschwindet, so verschwindet sie nur für uns; das Abendroth, mit dem sie für uns niedergeht, ruft in einer andern Hemisphäre, als Morgenroth, Leben, Bewegung, Freude hervor. — Wenn die Natur den festesten Eckstein allmählig in in seine Elemente zersetzt und in seine Grundstoffe auflöst, so will sie nur diesen Stoffen das Recht der Entwickelung vindiciren, auch dafür sorgen, daß sie die Stufenleiter der Verwandlung zu höheren Organismen beschreiten.

Wir staunen über die Schnelligkeit der Zeit, und je älter wir werden, je schneller entfliehen uns Tage und Jahre und je mehr bekümmert uns die Kürze und Eiligkeit des Daseins. Wir Thoren! Eine Stunde nennen wir lang, wenn sie uns keinen Genuß bietet, oder keine Arbeit sie würzt, oder Erwartung uns spannt; ist aber ein Jahr vorüber, oder ein Jahrzehnt, so klagen wir über die reißende Schnelligkeit seines Verschwindens. Wie können uns doch, nachdem uns die Jahrzehnte des eigenen Erdenlebens so kurz geschienen, die Jahrhunderte und Jahrtausende so unendlich lange Zeiträume dünken und unser Erstaunen erwecken? „Unter allen Zeugnissen von der Macht oder der Eitelkeit des Menschen", sagt Humphrey Davy, „sie mögen errichtet sein, um seinen Namen ewig zu machen, oder sein Gebein zu verbergen, kennen wir kein einziges,

dessen Dauer mit dem Maßstab von Hunderten von Generationen gemessen werden dürfte. Ist ein zweihundertjähriger Dorfkirchhof etwas Seltenes? Die Dauer dieses zweihundertjährigen Dorfkirchhofs aber zehnfach genommen, führt schon in das römische Weltreich zurück, und das Geburtsjahr unserer Urgroßväter hundertmal in die Vergangenheit gelegt, gibt einen Datum, der um Tausende von Jahren älter ist als die Geschichte des Menschengeschlechts". So sehr schwindet bei dem Vergleich die Länge der Zeit zusammen. Das Kolosseum in Rom, unter den Monumenten auf dem Erdkreise eines der größten, wurde von den Beherrschern der Welt erst vor 17 Jahrhunderten errichtet; heute sehen wir es als Ruine, nach 5 oder 10 Jahrhunderten wird es Staub sein. Es wird eine Zeit kommen, wo auch Sankt Peters Dom, der Christenheit größtes Gotteshaus, sein wird wie das Kolosseum, und wieder eine Zeit, wo der Staub vom Grabmal des Apostels sich mit dem des goldnen Hauses des Nero mengt. Alles Menschenwerk und alle menschlichen Einrichtungen, selbst die herrlichsten und edelsten: die Lehrgebäude der Philosophen, die Verfassungen der Staaten, die Religionen selber — sind als Formen geistigen Schaffens dem allgemeinen Gesetz des Wechsels unterworfen: sie entstehen, blühen eine Zeit lang, sinken und vergehen. Aber weder die geistige noch die physische Natur läßt die Stoffe verderben; sie ist vielmehr unausgesetzt bemüht, um die an die Formen gefesselten Stoffe wieder zu befreien, wieder in den Strom des Lebens und zur weiteren Entwickelung zu bringen. Wollen wir immer, wie Kinder, in Hyperbeln reden? Wollen wir noch von der Beständigkeit menschlicher Einrichtungen faseln, oder der ewigen Dauer der Bauwerke in Theben, Memphis und Ellora? Wenn ihre Trümmer einige Jahrtausende länger widerstehen durch die gewaltige Masse, als die von Babylon, Ninive, Persepolis und Troja, deren Staub längst versammelt ist zum Sand der Wüste, so werden sie doch so sicher vergehen, als Tyrus und Karthago vergangen sind, deren Dasein nur noch im gefärbten Sande des Strandes, in den bunten Geschieben, die von den Prachtgebäuden aus Marmor, Porphyr und Serpentin herrühren, die letzten schwachen Spuren zurückließ. Und doch pulsirt in der Jetztwelt keine gewaltigere Lebenskraft als in diesen Städten pulsirt hat, die zweimal gestorben sind und zweimal gelebt haben. Nicht London, nicht Paris, nicht New-York sind ihnen zu vergleichen.

Was der Erde entnommen ist, nimmt die Erde zurück: was der Mensch der Natur entzog, um es für seiner Hände Werk dauernd zu verwenden, ist die Natur beständig bestrebt, durch tausend Mittel und Kräfte im Wege der Zerstörung sich wieder anzueignen, und alle menschliche Kunst und Wissenschaft reicht nur hin, den Zeitpunkt der Veränderung etwas weiter hinauszurücken und den Auflösungsprozeß zu verlängern. Ist es ein beengender und niederbeugender Gedanke, alle die herrlichen Monumente der Kunst, die unser Stolz sind, unsere Bewunderung erregen und uns so

hohe Freuden und Genüsse gewähren, nach kürzerer oder längerer Dauer dem Untergang geweiht zu wissen, so erhebt es im Gegentheil um so mehr, sich der Fähigkeit bewußt zu sein, Unvergängliches zu schaffen im Reiche des Geistes und sich ein Wirken zu bereiten, das durch die Ewigkeit geht. Was ist flüchtiger, als ein Gedanke? was ist vergänglicher, als ein Hauch, ein Laut? Und doch werden die Gesänge Davids, die Lieder, in denen Israels Volk an „Wasserflüssen Babylons" sein Weh seinem Jehova klagte, noch heute und so lange Menschen auf Erden wohnen, Trost und Freudigkeit in die Herzen gießen und zu hohen Thaten begeistern. Ihr Wirken dauert ungeschwächt fort, während Babel in Schutt begraben liegt und auf Zion längst ein anderer Glaube und ein anderes Volk seinen Tempel gebaut hat. Wo sind sie, die Mausoleen der Besieger Troja's? Was ist aus ihren Heldengeschlechtern geworden und was aus ihren Reichen? Aber das Heldengedicht Homers lebt in jugendlicher Kraft und Schönheit für alle Zeiten fort. Wenn die Ziege weiden wird auf den Schutthügeln Londons; wenn in den Hallen des Berliner Königsschlosses das Käutzchen die Stunden der Nacht abrufen wird; wenn die Siegesbilder auf der Vendômesäule ausgebrochen in den Museen zu schauen sein werden; wenn die Archäologen über die einstige Lage des Vatikans Streitschriften wechseln: dann werden Shakespeare's und Schillers, Byrons und Goethe's Werke noch jedes Bücherbret zieren, werden die Gesänge Tasso's, Dante's und Berangers, die Töne Haydns, Beethovens und Mozarts noch alle Herzen erwärmen, und um die Büsten Newtons, Keplers, Copernikus' Herschels, Franklins, Davy's und Faraday's, Humboldts, Ritters, Berzelius' und Liebigs, Arago's und Lavoisiers, um die Standbilder von Washington, Luther und Huß und so viel hundert anderer Heroen im Reiche des Gedankens und der Wissenschaft wird eine verehrende dankbare Nachwelt noch frische Kränze legen.

Möge der Staub der Weisen und Guten, der Blutzeugen Gottes und der ewigen Wahrheit, der Märtyrer der Freiheit und der unveräußerlichen Menschenrechte, — verwehen; mögen die Opfer für ihres Vaterlandes Größe und ihres Volkes Ehre unter dem Gezänk der Parteien in der Erde kühlen Schooß sinken: die Enkel feiern sie in unsterblichen Gesängen, und in ihren zur Nacheiferung mahnenden und erweckenden Thaten leben sie für ihre heiligen Zwecke beständig fort. Wie manches Grab erinnert an das Wort des Propheten: „Dem Verworfenen wird mehr Ehre werden, denn dem Könige, dessen Schwert die Menschen mäht, wie die Sichel das grüne Gras."

So wollen wir uns denn nicht kümmern um die Vergänglichkeit des Kleids, das unsern ewigen Geist umhüllt! — So wenig, wie wir unserm eigenen Körper eine unbegrenzte Dauer wünschen können (hätten wir auch das Erdenleben noch so lieb!), so wenig würde eine solche den

Werken von Menschenhand zu wünschen sein im Interesse der allgemeinen Entwickelung und des Fortschritts des Geschlechts zu höherer Vollkommenheit. Der Verfall der Kunstwerke und Monumente, die Vergänglichkeit aller, auch der weisesten Einrichtungen, bewahrt uns davor, bei den alten Ideen stehen zu bleiben. Was von den kostbarsten und höchsten Werken der Kunst aus der Verlassenschaft des Alterthums herüber gerettet ist in die Gegenwart, ist für den Zweck geistiger Anregung genügend; wir erfrischen unsern Geist und bilden unsern Kunstsinn an diesen Meisterstücken, ohne daß sie uns Raum und Veranlassung entziehen, Neues zu erfinden und Anderes, Zeitgemäßeres zu schaffen. Auch das Allerherrlichste ist ohne Ausnahme mit dem Stempel seiner Zeit bezeichnet; und offenbar hat sich gar manches bewunderte Denkmal schon zu lange erhalten für den Fortschritt, und wir müssen bei aller Verehrung dennoch bekennen: es hat sich längst überlebt.

Darum noch Einmal: jede Betrachtung über die eherne Gewalt und Macht der ewigen Gesetze der Zerstörung und Erhaltung im Reiche Gottes führt zur Zufriedenheit, und was in seinen äußern Erscheinungen dem Gedankenlosen zuweilen so trostlos vorkommt, wird, näher besehen, allemal zur Quelle des Trostes und der Erhebung. Wir Menschen, ebenbürtige Bürger dieser Schöpfung, und ewig wie sie selber, können der Natur nur gebieten, indem wir ihren Gesetzen gehorchen. Dieß gilt nicht bloß von der Materie; auch unser geistiges Schaffen, Wirken, Denken und Streben ist diesen Gesetzen unterthan. Der Staatsmann, der politische Institutionen aufrichtet, welche dem Rückschritt statt dem Fortschritt huldigen; der Denker, der philosophische Lehrgebäude aufstellt, die das Geschlecht den Krebsgang führen; der Priester, der die religiösen Wahrheiten in Formen zu hüllen strebt, welche der fortgeschrittenen Intelligenz der Völker Hohn sprechen; der Schwärmer, der für Systeme eifert und Propaganda macht, welche auf unnatürlichen oder gebrechlichen Fundamenten ruhen; der Reformator von Staat und Gesellschaft, der politische und sociale Einrichtungen in geistige Klimate verpflanzen will, wo sie nicht gedeihen können, — alle diese müssen ihre von Ueberschätzung, Unvernunft, oder Irrthum begleiteten geistigen Bestrebungen unfruchtbar verkümmern und welken sehen. Diejenigen Unternehmungen im geistigen Gebiete aber, welche aus unreinen Leidenschaften hervorgehen, werden jedesmal unfehlbar gestürzt, ehe sie an's Ziel gelangen; denn nichts bleibt erhalten und hat Antheil am Erbe der Ewigkeit, denn diejenigen Werke des Menschengeistes, die mit der göttlichen Natur desselben rein und vollkommen harmoniren.

„Auch der Umsturz der Reiche" — bemerkt Volney — „wird nur durch den Zwiespalt der Pflichten und des Willens der Gewalthaber verschuldet. Wenn sie das Gesetz der Natur befolgen, wenn sie die Macht und das Wohlsein der Staaten nicht auf Unwissenheit und Leidenschaften bauen,

sondern auf Bildung und Freiheit gründen, so ist ihr Bestehen in Harmonie mit den Gesetzen Gottes und sie haben nichts zu fürchten." — Dieß ist der einzige sichere Weg. Auch Verfassungen und Bekenntnisse sind Formen, welche so wenig Anspruch auf Unveränderlichkeit haben, als Parlamentshäuser und Kirchthürme. Aber dahin könnten und sollten wir es bringen, daß, wenn das Alte untauglich und unpassend wird für die Bedürfnisse einer in Erkenntniß fortgeschrittenen Gesellschaft, dasselbe beseitigt werde ohne Revolution und Verwüstung, — und eine Bildungsstufe über die andere sich friedlich erhebe.

Es käme nur darauf an, daß man die Merkmale des Fortschritts, die neue Zeit mit den neuen Bedürfnissen, zeitig erkennte, und daß man den redlichen Willen hätte, ihnen gebührend Rechnung zu tragen. Einst predigte Schleiermacher: — „Wenn lang genährte Vorurtheile vor dem Lichte der Vernunft verschwinden: — so werden die Blinden sehend. Wenn gelähmte Volkskräfte sich neu beleben: — so werden die Lahmen gehend. Wenn das sittliche Verderben tief und reuig empfunden wird: — so werden die Aussätzigen rein. Wenn tausendmal verkündigte, aber immer überhörte Wahrheiten und Mahnungen endlich Eingang finden: — so werden die Tauben hörend. Wenn das Veraltete, Abgestorbene, Unbrauchbargewordene einem neuen frischen Leben Platz macht! — so stehen die Todten auf. Wenn die ewigen Menschenrechte an jedem Menschen, auch an dem Aermsten erkannt und geehrt werden, und so eine Kraft von Unten nach Oben die Völker begeisternd durchdringt: — so wird den Armen das Evangelium gepredigt." —

Doch die Blinden sehen nicht, die Lahmen gehen nicht, die Aussätzigen werden nicht rein, die Tauben hören nicht, den Armen wird das Evangelium nicht gepredigt. Eins aber ist gewiß: — unsere Todten werden auferstehen! —

10136032

DER AETNA

(von Catania aus)

10136032

Der Aetna und Catanea.

Wie aus den untersten Schichten der Menschheit die größten Geister kamen, so sind die höchsten Gebirge Kinder der Tiefe. Plutonische Kräfte zeugten sie in dem Innern der Erde und thürmten sie im Laufe der Aeonen empor. Erdgeboren sind sie, wie alle irdischen Dinge, der Wandlung unterworfen. Von den ältern Gebirgen hat keines mehr seine ursprüngliche Gestalt. Sie sind in der That nichts weiter, als Ruinen, um welche die Zerstörung während der langen Zeiträume, welche die Erdformationen trennen, kleinere Trümmer gehäuft hat. Schutt und Staub haben die Räume, welche die Berge trennten, ausgefüllt; sie sind das Band geworden, welches letztere zu den Gebirgen zusammen knüpfte, die wir auf der Erdkarte bald als Bergketten mit Gipfeln auf dem Rücken, bald als ein großes Hochland, oder Alpenland, mit Seitenarmen, Mittel- und Vorgebirgen bemerken. Allen diesen Höhengruppen sind Thäler mit Flüssen, Nebenthäler mit Bächen eigen; häufig hebt sich Terrasse über Terrasse, oder Hochebenen lagern auf ihrem Rücken. Mit solchen Formen erscheinen alle großen Gebirgssysteme, z. B. die Alpen, die Pyrenäen, die Karpathen, die Apenninen, der Kaukasus.

Ganz anders zeigt sich hingegen der Bau des neuen Gebirgs, das die Hand der Zeit und ihre Kräfte, oder Erdumwälzungen, noch nicht zerstört haben. Es stellt sich in den Vulkanen der jüngsten und vorletzten Erdperiode dar. Selbständig, freistehend, eine Feuereisse, welche die Erde sich selbst gebaut hat, erhebt es sich aus der Tiefe zu den Wolken und bringt dieser den Blitz und den Donner. Ein Gebirg dieser Art ist der Aetna, der höchste Berg Siciliens, der größte und merkwürdigste, der kraftvollste und in seinen Wirkungen furchtbarste Vulkan Europa's. Obgleich an Umfang und Höhe ein Berg erster Größe, besteht er doch nur aus einem einzigen Kegel, ohne Kamm, ohne Hochebenen und Terrassen, ohne Thäler und Flüsse. Seine ungeheuere Masse ruht auf einer Basis von 24 Quadratmeilen, und er streckt den Gipfel 11,000 Fuß hoch zum Himmel, sein Flammenleben also weit über die Regionen der ewigen Erstarrung. Nur die Spitze der Alpen und einige Punkte der Sierra Nevada übertreffen ihn an Höhe.

Dieser Riese tritt mit seinem südlichen Fuße in die Ebene von Catanea und in Osten steigt er zu den Tiefen des Meeres hinab. Seine Basis hat die Kreisform. Seine Kegelspitze thront vollkommen in der Mitte; die Wände dachen sich, mehr oder minder steil, nach allen Seiten ab. Die Spitze des Aetna wird von der Randmauer des Hauptkraters gebildet, eines furchtbaren Feuerrachens, der über eine halbe Stunde im Umfange groß ist. Hunderte von kleinen Kratern steigen auf allen Seiten, als abgesonderte Hügel mit trichterförmigen Vertiefungen, empor; aber sie sind, obwohl groß genug für sich betrachtet, doch nur Zwerge im Verhältniß zum Hauptkegel, und erscheinen neben diesem wie Maulwurfshaufen.

Der Erdboden des ganzen Bergs ist vulkanisches Gebilde: Lava, in hundert Gestalten, Dichtigkeitsgraden und Farben, mit Zwischenlagern von Gyps und Schwefel, oder Asche. Letztere bedeckt vorzugsweise die höheren Regionen. Quellen schickt der Aetna nur von seinem Fuße der Ebene zu.

Für physikalische Forschung, für Denjenigen, der den Einfluß beobachten will, welchen die Höhe auf das Klima und mittelbar auf den Pflanzenwuchs ausübt, ist der Aetna klassischer Boden. Nirgends vielleicht in Europa sind die verschiedenen Vegetationsgürtel so in die Augen fallend, so scharf begrenzt und können so leicht mit einem Blicke übersehen werden. Schon die Umwohner bezeichnen diese Verhältnisse durch Namen; sie unterscheiden drei Regionen, die angebaute, die waldige, die nackte. Erstere reicht bis zu 2500 Fuß Höhe. Hier herrscht die üppigste Fruchtbarkeit. Sie offenbart sich in den Weingeländen, den Waizen- und Gerstenfeldern und in den Hainen der Südfrüchte. An den sonnigen Wänden der Mittagsseite ist die Vegetation wahrhaft tropisch. Zuckerrohr und Baumwollenstaude kommen im Freien fort, und zarte Kaktusarten bekleiden an den wasserärmsten Stellen den schwarzen Fels mit buntem Blüthenschmuck. — Der zweite Gürtel geht bis 6000 Fuß Meereshöhe. Die Kinder der Tropen, die Orange und der Oelbaum, sind hier nicht mehr sichtbar, die Mandel entbehrt des fröhlichen Gedeihens, und höher hinan erfreut und lockt auch die Traube der rankenden Rebe nicht mehr von der hohen Ulme. An die Stelle des Mais und des Waizens ist der härtere Roggen getreten; der Hafer fängt an die Gerste zu verdrängen. Aber der eigentliche Herrscher ist der starke Baum des Forsts: die Wälder sind majestätisch und nehmen fünf Sechstel dieser ganzen Region ein. Sie bestehen meist aus Eichen und in den untern Partien aus Kastanien, die eine fabelhafte Größe erreichen. Manche dieser Stämme haben seit vielen Jahrhunderten Namen, die darauf Bezug haben; so heißt einer der Baum der hundert Reiter; er hat 180 Fuß an der Wurzel im Umfang. Gegen den obern Rand der Region hin nimmt der Baumwuchs ab, und endlich bleibt nichts davon übrig, als die kriechende Wachholder und der Berberisstrauch mit seinen rothen Beerbüscheln. — Der höchste Gürtel geht von 7500 Fuß bis zum Kraterrand. In diesem sind baumartige Gewächse verschwunden. Der

Boden ist mit nackter schwarzer Lava und Asche überdeckt, kaum 10 Pflanzenarten, den Kryptogamen angehörend, findet der Forscher noch in den untersten Theilen des Gürtels auf. — Obschon der Aetna die ewige Schneegrenze weit überragt, so bleibt doch, wegen der Wärme seiner Seitenwände, so wenig wie an der Wand einer immer geheizten Esse, der Schnee sehr lange Zeit liegen.

Eine Besteigung des Aetna ist eine schwere Arbeit und erfordert mehr als gewöhnlichen Muth und große Rüstigkeit des Körpers. Sie geschieht am häufigsten von Catanea aus und kostet mindestens ein Paar Tage, oft auch mehre. Die erste Nacht wird in der Regel in dem englischen Hause gerastet, einem 1811 von den in Sicilien wohnenden Briten auf Subskription errichteten Gebäude, das dreizehn hundert Fuß unter dem Hauptkegel liegt, nahe an der Stelle, wo die Sage des Alterthums den Philosophen Empedokles wohnen ließ. Bis dahin kann man allenfalls reiten; dann muß man aber die Maulthiere zurücklassen und den Ueberrest der Wanderung zu Fuß machen. Es kommen Stellen, wo man auf Händen und Füßen zu klimmen hat, und wo dieß auch nicht der Fall ist, wird das Steigen durch die Unsicherheit des Tritts auf der Asche und dem lockern Bimsteingerölle doch äußerst beschwerlich und ermüdend. Den Kraterrand selbst erklettert man in einer tiefen Schlucht, die nichts Anderes ist, als ein Riß im Krater selbst. Der Blick vom Rande in die Tiefe des Feuermunds ist wahrhaft schauerlich. Die ganze innere Wand des Kraters ist mit Schwefelkrystallen von wunderlichen Formen, die Rauch und Ruß schwarz gefärbt haben, überzogen, und die aufgeregte Phantasie macht leicht Teufels- und Mißgestalten von Gnomen und Drachen daraus, die grinzend, verlangend und drohend nach dem neugierigen Wanderer heraufschauen. Tief im Abgrunde ist der eigentliche Kanal, der nach dem Innern der Erde geht. Rauch- und Schwefelqualm brechen aus ihm hervor, leuchtender Erdbrei quillt und strudelt an seinen Ufern, und unter unheimlichem Stöhnen und mit grauenvollem Aechzen schleudert er von Zeit zu Zeit glühende Steine prasselnd empor und gegen die Kraterwände, gleichsam als zürne er seines Kerkers. Es ist ein Entsetzen erregender Gedanke, den Krater hinabzuklettern: und dennoch ist dieß mehrmals und mit Glück gewagt worden. Man ist der Feueröffnung so nahe gekommen, daß man Steine hineinwerfen konnte, und hat das Kochen und Brausen im Erdleib deutlich gehört. Ein Franzose, d'Orville, ließ sich an einem um den Leib geschlungenen Strick hinab; zu seinem Erstaunen fand er die Oeffnung geschlossen und an ihrer Stelle ein Gewölbe glühender Lava, aus deren Rissen Blitze zuckten, und Flammen, weiß wie Gasflammen, loderten. Es ist also wahrscheinlich, daß der Krater zu Zeiten seine Form ändert.

Unvergleichlich ist die Aussicht von der Zinne des Aetna: „die Erinnerung daran macht den Menschen selig.“ Da kein anderer Gipfel,

keine Bergketten sie beschränken — denn die nahen Gebirge Siciliens schrumpfen zu Hügeln ein, betrachtet vor dieser Höhe! — so liegt das Land und das Meer mit seinen Eilanden, fünf und dreißig Meilen in der Runde sichtbar, wie eine Ebene ausgebreitet da; es ist, als ob man in einem Luftballon im Aether schwebte, aber mit dem beseligenden Gefühl, auf festem Boden zu stehen. Man überschaut ganz Sicilien wie eine Stadt von ihrem Thurme; die liparischen Inseln heben sich aus der klaren Fluth so deutlich, als ob man sie mit den Händen greifen könnte. Wie eine silberne Schlange windet sich die Meerenge von Reggio zwischen die Länder, die sie scheidet; jenseits breitet sich Kalabrien aus, und über dessen 6000 Fuß hohe Berge hin schweift der Blick in's jonische Meer und sucht und findet die blauen Höhen Attika's. Der Golf von Neapel wird durch die Rauchsäule des Vesuvs bemerklich, der von dieser Höhe winzig und unbedeutend sich ausnimmt. Im äußersten Nord erkennt man die Spitzen der sardinischen Gebirge, und in entgegengesetzter Richtung macht das bewaffnete Auge bei hellem Horizonte Entdeckungen an der Küste Afrika's.

Wie die großen Thaten großer Menschen durch längere Zeiträume getrennt sind, während die Thätigkeitsäußerungen der kleinen sich oft rastlos an einander reihen, — so ist auch ein Ausbruch des Aetna ein viel selteneres Ereigniß, als der seines so häufig feuerspeienden Nachbars. Selten vergeht ein Jahr, ohne daß der Vesuv seine Umwohner ergötzt oder schreckt; der Ausbrüche des Aetna hingegen sind nur wenige in einem Jahrhundert. Ist er ruhig, so sieht man bloß lichte, weiße Rauchsäulen von seinem Gipfel aufsteigen; treten aber die Vorzeichen seines Kreißens ein, dann wird der Rauch dunkler, es fahren des Nachts einzelne Blitze heraus, und dieser Zustand dauert oft mehre Wochen, während welcher Zeit die Rauchsäule immer tiefer sich schwärzt, immer furchtbarere Blitze aussendet. Es steigen dann in ihrer Mitte einzelne Flammen auf, die allmählig zu einer beständigen Flammensäule sich vergrößern. Unterirdisches Brausen und Dröhnen wird sodann hörbar; der Donner rollt im Bergleib, die Erdveste geräth in zitternde Bewegung. Erdbeben spalten die Seiten des Berges, und Schwefeldämpfe entquellen den Rissen. Es baut die unterirdische Feuersgewalt sich neue Essen auf, da und dort an den Seiten des Vulkans; die Spitzen der neuentstandenen Kegel öffnen sich; inmitten der Flammen werden Felsstücke emporgeschleudert, glühende Asche verfinstert die Sonne und fällt als ein feuriger Regen auf die Erde nieder. Zwei, ja zuweilen drei und vier Monate nach den ersten Symptomen eines Aetna-Ausbruchs erhebt sich endlich der flüssige Erdbrei bis zu der Mündung der Krater und strömt dann, ein Alles verwüstender Feuerstrom, aus der Spitze der Kegel, oder aus den Seitenspalten derselben, mit anfangs furchtbarer Schnelligkeit an den Bergwänden hinab. Oft gesellen sich Ströme siedenden Wassers dazu, die, wenn sie die Lava berühren, mit furchtbarem Krachen detoniren, meilenweit hörbar. Die Lavaströme des Aetna erlangen

eine Breite von mehren Miglien, und ihr Lauf währt Monate, bis sie endlich an ihrer Spitze erstarren. In der Strömungszeit hört das Flammen der Krater, hören die Aschen- und Steinregen und die Erdbeben nicht auf. Der Tag wird dann oft zur Nacht, die Nacht zum Tage. Städte werden verschüttet, Thäler ausgefüllt, Wälder gehen in Flammen auf, und wo der menschliche Fleiß in vielen Jahrhunderten ein Eden schuf, werden Wüsteneien. — Doch kaum sind einige Jahrzehnte verstrichen, so keimt auf den ehemaligen Feuerströmen wieder frisches, junges Leben: denn die porösen Laven zersetzen sich gar bald, und der erwärmte Boden gibt dem üppigsten Pflanzenleben Nahrung. Die Fruchtbarkeit des Bodens um den Aetna ist sprüchwörtlich und so lockend für die Menschen, daß sie, so oft sie auch der gewaltige Berggeist verjagt hat, doch immer wieder, seine Schrecken und die Gefahr nicht achtend, in sein Reich zurückgekehrt sind.

Unter den neuesten Ausbrüchen des Aetna ist der von 1832, welcher die Umgegend von Bronte und die schönsten Wälder verwüstete, und der von 1852 berüchtigt. Keine Eruption war aber furchtbarer und in ihren Folgen entsetzlicher, als jene von 1669. Schon die Zurüstungen des Berges setzten damals ganz Sicilien in Bestürzung. Achtzehn Tage vor dem Ausbruch war der Himmel schwarz vom Rauch, und es blitzte und donnerte unaufhörlich. Zu gleicher Zeit setzten sich die Nachbarvulkane in Bewegung: die auf Stromboli und der Vesuv spieen Flammen, das Kreißen des größern Verderbers verkündend. Am 11. März öffnete, nach einer zweistündigen Pause, der Aetna selbst, unter plötzlichem, gräßlichem Krachen, seinen Leib nach Catanea zu, und in der Breite von mehren tausend Schritten drang aus dem ungeheuern Schlunde ein Feuerstrom. Noch in derselben Nacht entstanden an mehren andern Stellen des Berges Risse, aus denen sich nun die Laven unter stetem Beben der Erde der Niederung zuwälzten und Alles verbrannten und verheerten. Dieß dauerte fort bis zum 25. März, wo das ganze Gebirge vom Erdbeben so gerüttelt wurde, daß der große Hauptkegel in sich selbst unter betäubendem Getöse zusammenstürzte. Bald darauf warf der Schlund die Bergtrümmer wieder aus und schleuderte Massen von tausend und mehren Centnern wie Federbälle in die Luft. — Die Lavaströme hatten indeß die Ebenen am Fuße des Aetna erreicht. Vor ihren glühenden Wogen fielen und vergingen Städte, Flecken und Wälder wie dürres Laub vor dem Sturme. Sie warfen die Mauern von Catanea nieder, und über der Stadt weg fluthend, suchten sie das Meer. Als sie das Wasser erreichten, sprudelte es thurmhoch auf in kochender Bewegung, und Prasseln ward gehört, schrecklicher als der furchtbarste Donner. Alte Lavaströme, auf welchen seit Jahrhunderten der Mensch Gärten und Wohnungen gebaut hatte, wurden, durch die unterirdische Hitze erweicht, flüssig, und mit Grauen sah man ganze Gehöfte mit Weinbergen auf den Feuerfluthen eine Zeit lang, wie Inseln, treiben, bis sie die Gluth verschlang. Binnen 40 Tagen — so lange dauerte der

Ausbruch! — waren die Wohnungen von 37,000 Menschen zerstört worden, und von 20,000 Einwohnern Catanea's blieben nur 3000 am Leben. —

Und nicht ist's das erste Mal, daß diese Stadt der Aetna zerstört hat; schon dreimal hat die Lava ihre Straßen ausgefüllt, schon dreimal alles Leben in Tod verwandelt. Und wie oft auch hat der Kriegsgott in Catanea schrecklich gehaust! Schon von Dionys ward es verheert und geschleift. Es ging im punischen Kriege unter; Augustus kolonisirte es von Neuem. Gothen, Vandalen, Saracenen fiel später die Stadt abwechselnd zur Beute, und von allen wurde sie zerstört oder verbrannt. Dennoch ist sie wieder und immer schöner wieder erstanden. Die Fruchtbarkeit der Gegend, ihre herrliche Lage, das tropische Klima zogen nach jeglicher Verwüstung eine neue Bevölkerung schnell herbei, und jetzt ist Catanea, wenn nicht die größte, doch, mit mehr als 70,000 Einwohnern, die blühendste und reichste Stadt Siciliens.

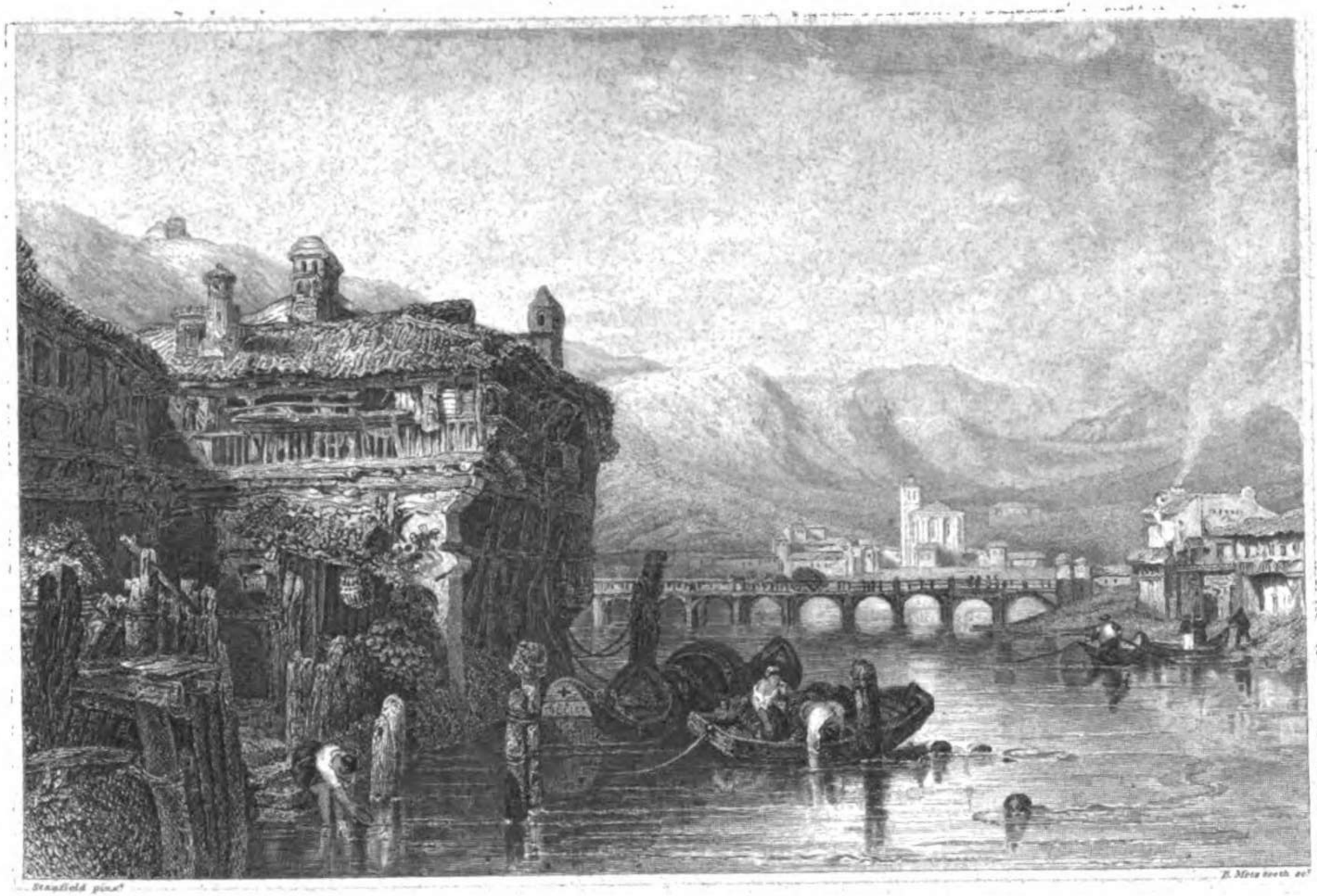
Die Bidassoa: Eintritt in Spanien.

Die hohe Gebirgskette der Pyrenäen, welche Frankreich von Spanien trennt, dacht sich an ihrem äußersten, nördlichsten Ende als eine Hügellandschaft von geringer Breite ab, in deren Thälern die Bidassoa mit ihren Nebenflüssen nach kurzem Laufe dem Meere zueilt. Es bildet der mäßiggroße Bergstrom hier die Grenze zwischen den beiden Reichen, und die über denselben führende, von St. Jean de Luz herkommende Straße ist die einzige nördliche, welche den Hochrücken der Pyrenäen meidet. Sie ist zugleich die bestgebahnte. Die übrigen Straßen über die Nordpyrenäen, zum Theil Werke Napoleons, sind auf spanischer Seite sehr verfallen, und werden jetzt fast nur von Schleichhändlern benutzt.

Je näher man dem spanischen Gebiete kommt, desto verlassener und öder wird die Landschaft, desto seltener werden die Wohnungen. Struppiges Buschwerk bekleidet die Hügel, und schon einige Stunden von der Grenze wird der Volkstypus ganz verändert. In Anoa, dem letzten Dorfe von den Staaten Ludwig Napoleons, spricht Niemand französisch, als der Maire.

10136032

10136052



IRUN und die BRÜCKE über die BIDASSOA

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Institut in Hildbh.

Eigenthum d. Verlegers.

10136032

Von der Höhe hinter diesem Ort fällt der Blick in das freundliche Thal der Bidassoa, jenseits derselben auf biskaische Hügel und damit zuerst auf spanische Landschaft. Malerisch liegt Irun am Abhange des Gebirgs, und seitwärts, im Hintergrunde, zieht sich die lange Brücke über den Strom, schon öfters der Rubikon, dessen Uebergang das Schicksal von Monarchen und Reichen entschied. Auch der Mann des Jahrhunderts hat das erfahren, und an der Bidassoa begann, was sich in den Flammen Moskau's entschied, und bei Leipzig und Waterloo vollendete.

Aber noch tiefer als diese, der Vergangenheit angehörenden Betrachtungen, bewegt die neuere Zeit des Schauenden Gemüth, die Zeit des Bürgerkriegs, der Jahre lang nie rastete in dieser Gegend. Irun, die erste Stadt auf spanischem Boden, deren weiße Wände so freundlich zu uns herüber blinken, sie war nur noch das Gerippe einer Stadt, und jene Mauern verbargen Schutthaufen, getränkt mit Blut. Des Stromes einst blühende, mit freundlichen Wohnungen geschmückte Ufer waren auf spanischer Seite verlassen und gänzlich verwildert! Aschenhaufen traten an die Stelle der Häuser, und statt der Schalmey der Hirten und dem Blöcken der Heerden, dröhnte der Donner des Geschützes und das Geprassel der Musketen aus den höhern Thälern. Auch auf französischer Seite hatte sich die Bevölkerung zurückgezogen, die Weiler waren in Kasernen verwandelt, und von Strecke zu Strecke erhoben sich Schanzen mit der dreifarbigen Flagge, aus deren Schießscharten die ehernen Würgengel des Kriegs ihre Rachen drohend nach dem unglücklichen Jenseits richteten. Hüben hie und da eine Vedette; drüben dann und wann die unheimliche Gestalt eines Schmugglers, oder eine malerische Gruppe von Christinos, oder Karlisten, je nachdem gerade diese oder jene Faktion im Besitz der Gegend war.

Armes Spanien! Wohl Recht hatte der Dichter, zu singen:

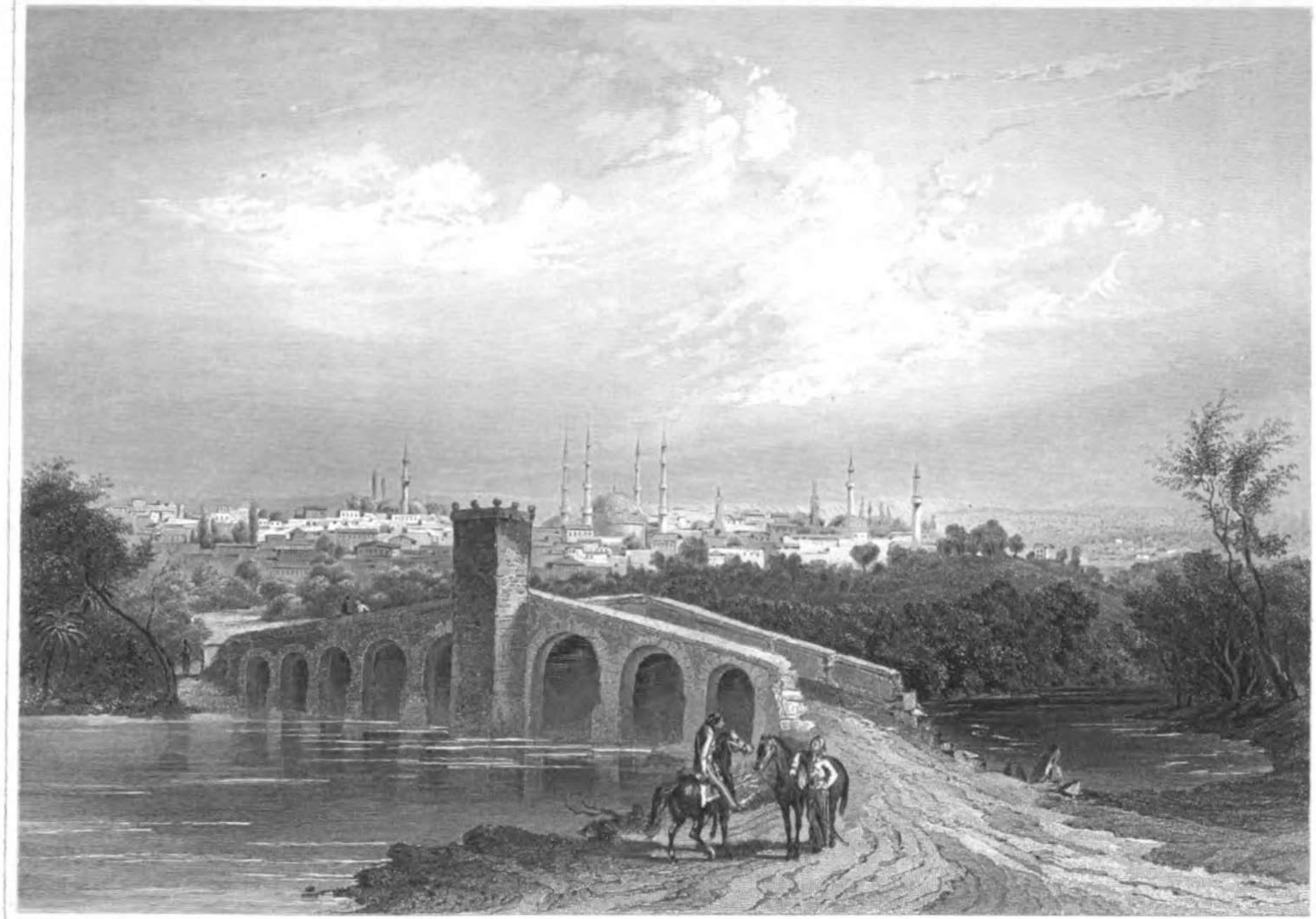
„Unselig Land, dich wollt' ich, daß sie rächten!
Du liegst und stöhnst — Kein Helfer tritt heran.
Du gleichst dem Stier in deinen Stiergefechten,
Der blutend zuckt und doch nicht sterben kann.
Die Völker sehn's, sie stehn geschaart im Kreise!
Daß er dich rette, tritt kein Einz'ger vor?
Ein Matador! — Wen lüstet nach dem Preise? —
Ein Reich für einen Matador!"

Adrianopel.

Es sind trübsinnige Eindrücke im erhabensten Style, wel die Großstädte der europäischen Türkei auf den abendländischen Reisend machen. Inmitten einer Natur, über die alle Zauber der Schönheit gossen sind, unter einem Himmelsstriche, wo Alles, wie die Sage ge von bewundernswürdiger Güte und Sanftheit ist, Luft und Erde und Thi Alles — bis auf den Menschen, — da dehnen sich, über Thäler und Hü hin, jene Riesenbaue mit ihren Moscheen und Palästen, Zinnen und Thü men ohne Zahl, stolz und gewaltig, und dennoch, trotz des blendend Glanzes, von unheimlichem Aussehen, tausend Spuren des Verfalls sich tragend, wie belastet vom Fluche des Untergangs und gebrandmar von all den Greueln, welche im Laufe von Jahrhunderten in und auß den Mauern der Mensch hier verübte, und deren Erinnerungen den Wa derer auf Tritt und Schritt, wie schwarze Schatten, verfolgen. So Stambul, so auch Adrianopel oder Edreneh, wie die Türken sie ne nen, die zweite Stadt des Reichs.

Auch ihre Lage ist von hoher und berühmter Schönheit, und w droben auf der Gallerie eines der schlanken Thürme steht, welche sie ziere und den Blick schweifen läßt über die Stadt und die buntfarbige Lan schaft, über der das tiefe Blau eines südlichen Himmels ruht, genießt ein entzückenden Anblicks. Da liegt zu deinen Füßen im weiten Thal d Maritza, über sieben sanfte Anhöhen sich hinziehend, das kaum übersehba Häusermeer. Zierlich gewunden und in verschiedene Arme sich theilend schlängelt der blaue Fluß durch die Stadt, und Gruppen von Grün, i allen Schattirungen und allen Formen bis hinan zur schwarzen Cypres leuchten anmuthig zwischen den flachen rothen Dächern hervor, über dere Gewirr die schwärzlichen Mauern und Thürme und, wiederum aus der Schatten gewaltiger Bäume, die weißen Minarete und blanken Kuppel der Moscheen majestätisch sich erheben. Dichtbelaubte Gärten mit schim mernden Landhäusern, lachende Weinberge, Rosenwäldchen und strotzend Saatgefilde bilden in lieblichem Wechsel die Umgebung der Stadt un locken den Blick in die Ferne, bis er sich hier in's Unendliche verliert, do von den blauen Bergen des Balkan begrenzt wird. Entzückt stehst du vo dem reizenden Bilde, betroffen von dem mächtigen Eindruck der Stad vor deinem Geiste aber rollen sich die Bilder der Geschichte des denkwür digen Volkes auf, das hier haust: wie es hervorbricht aus dem Inner Asiens, ein reißender Bergstrom die Niederungen überschwemmt, Städt

10136032



ADRIANOPEL

Aus d. Kunstanst. d. Bibliogr. Instit. in Hildbh.

Eigenthum d. Verleger

10136032

zerstampft, Reiche erobert, das Banner seiner Herrschaft aufpflanzt in drei Welttheilen, ganz Europa beben macht durch den Klang seines Namens — und, halb Grausen, halb Bewunderung im Herzen, steigst du von deiner luftigen Warte nieder. Dich verlangt, diesem kühnen Volke näher zu treten, die blendende Stadt, einen Mittelpunkt seines Reichs, in der Nähe zu schauen. Du willst ihre 40 Moscheen, ihre Bollwerke und Prachtbauten, alle die Denkmale ihrer Größe bewundern, willst dich in das Wogen ihrer Bevölkerung mischen, an ihrem Schaffen und Genießen, ihrem Wagen und Gewinnen dich erfreuen, und du wirfst dich hinein in das Labyrinth von Häusern, das du aus der Höhe eben überblickt hast. Welche Täuschung! Da siehst du das Gras wachsen auf den Straßen, siehst die Gebäude wie verlassen stehen, hier verfallende Paläste, dort Reihen in Schmutz versinkender Baracken, halb eingestürzte Zinnen und Thürme, von dunkelgrünem Epheugeranke dicht umwuchert; siehst Gärten verödet und verwildert, Trümmer ehemaliger Wasserkünste halb versunken unter dem Schatten riesiger Bäume, in deren Wipfeln das Volk der Vögel jubilirt und sich des Tages freut, unbekümmert um Lust und Leid der Menschen; du siehst das armselige schläfrige Treiben der Märkte und Straßen; das monotone, freude- und interesselose Leben der Einwohner, die, aus Juden, Türken, Griechen und Armeniern bunt zusammengesetzt, im weiten Umfang der Stadt sich verlieren, wie in einem weiten Mantel ein dürrer Körper; siehst ihr mühevolles Ringen um ein farges Stück Brod, ihre ganze klägliche Existenz unter Schmutz, Lumpen und Ungeziefer; nirgends frisch pulsirendes Leben, nirgends ein geistiges Interesse, überall nur furchtbare Oede, Verfall und Verkommenheit, Stumpfheit, Noth und Verlassenheit überall, auf jedem Gesicht, an jedem Giebel, in jedem Winkel. Da ergreift ein peinliches Gefühl von Trauer und Melancholie dein Gemüth, du gedenkst deines fernen Deutschlands mit seinen hohen Reichthümern, seiner Literatur, seinem Wissen, seinem Verlangen und Ringen nach geistigen Gütern — und du verstehst mit einem Male das Voltaire'sche*) Witzwort, das vom „kranken Mann" spricht unter den Staaten Europa's.

Wohlan! Durchfliege noch einmal die Blätter jener Geschichte, deren Bilder dir vorhin in so imponirendem Licht erschienen, und der Verfall dieses Reiches wird dir als eine nothwendige Folge klar werden, als ein Schicksal, das Religion, Staatseinrichtungen und Volkscharakter vereint herbeiführten. Der Islam ist ein Kind Arabiens. In den wilden unzugänglichen Steingebirgen dieses Landes, in seinen Sandwüsten mit ihren sternenfunkelnden Nächten und der öden und erhabenen Einsamkeit, dort ist seine Heimath; dort, überhaupt in Asien, hat er noch heute seine volle Lebens-

*) Der Philosoph von Ferney brauchte den Ausdruck zuerst in seinen Briefen an die Kaiserin Katharina von Rußland, um ihren byzantinischen Gelüsten zu schmeicheln.

kraft. Er ist das Herzblut der Raçe, des Klima's, der socialen und sittlichen Anschauungsweise jener Länder und jener Menschen. Unter europäischen Himmel verpflanzt, neben abendländische Kultur, das phantastische Kind der Wüste neben den nüchternen Sohn christlicher Civilisation, war er der Baum, der auf ungeeignetem Boden verkümmert: der Türke verlor seine Glaubensgluth und Glaubenskraft und nahm zum Ersatze dafür nichts als den Auswurf westlicher Gesittung. In Europa muß und wird der Mohammedismus untergehen. Nicht mindere Schuld aber, als diese religiösen Verhältnisse, trägt am trostlosen Zustande des Staates der Charakter des türkischen Volkes überhaupt. Der Türke ist mit dem Araber, seinem Glaubensgenossen, nicht auf einerlei Stufe zu stellen. Die Araber sind ein edles, reichbegabtes Volk, von wilden starken Gefühlen, aber zugleich eiserner Gewalt, sie zu bändigen. Wo sie gebildete Länder eroberten, erlangten sie allenthalben schnell einen bedeutenden Grad von Civilisation. Der Türke dagegen ist geblieben, was er war, der ungeschlachte, aller Kultur und Sitte unzugängliche Barbar. Die ganze gewaltige Laufbahn dieses Volkes, sein Ruhm und seine Triumphe sind nichts als die Siege des Schwerts, die Erfolge der rohen Gewalt. Wie rauhe Bergluft in milde Thäler stürzte die Horde aus ihrer Steppe über die civilisirten Länder her. Der rohe Nomad sieht den gebildeten Weichling zu seinen Füßen; durch Raub und Mord werden die schönsten Frauen seine Beute; vor seinem Schwerte sinken blühende Städte in Trümmer, die herrlichsten Länder werden zur Wüste unter dem Hufschlag seiner Pferde; Verheerung, Rauch und Trümmer bezeichnen seinen Pfad; aber dieser Pfad führt ihn aus den Zelten der Wüste auf die weichen Polster der griechischen Großen, aus Armuth zu überschwänglichem Reichthum, aus Unbedeutendheit auf den Thron der Weltherrschaft. Sein Schwert ist der Schrecken der gebildeten Welt. Mit seinem Schwerte triumphirt er über Geist und Civilisation, Bildung und Schönheit. Was Wunders, wenn er, arm an Ideen, wie er ist, Geist und Kultur verachtet, der Menschlichkeit Hohn spricht, mit der Brutalität eines rohen Emporkömmlings sich dem Genusse ergibt, und das Schwert sein Glaube, seine einzige Beschäftigung bleibt? In der That, auf Unduldsamkeit und stete Eroberung war die Herrschaft der Türken gegründet, und so lange der Schreckensstrom ihrer Kriegsfahrten und Raubzüge in frischer Kraft dahin brauste, so lange stand es wohl und sicher um ihr despotisches Regiment. Aber jede physische Kraft wird endlich erschöpft und bricht zusammen, und jeder Genuß findet in sich selbst sein Grab. Jener gewaltige Strom verlief sich allgemach, und das Reich sah sich eingedämmt zwischen die Staaten der europäischen Christenheit zu friedlichem Gedeihen. Der Barbar der Steppe verlor sein Schwert, und mit ihm Alles. Ohne geistiges Leben, ohne Anbau im Innern zu weiterer Entwickelung, ohne alle Rücksichtsnahme auf die Forderungen, welche Zeit und Nachbarn stellten, eingerostet in seinen Reichs- und Glaubensformen, bot der Staat das Bild des starren orientalischen Despotismus, und die

täglich um sich greifende Schwäche und Versumpfung setzte unaufhaltbaren Verfall als sein unvermeidliches Loos außer Zweifel. Das ist das Leiden des „kranken Mannes", das die Türkei schon seit hundert Jahren zum Spielball auswärtiger Politik macht, und dessen Symptome dem Wanderer in jenem Lande aller Orten entgegentreten, an keinem aber stärker und ergreifender als in Adrianopel. Kehren wir jetzt dahin zurück.

Die Stadt ist alt und hat wechselvolle Schicksale im Laufe der Zeit erlebt. Ursprünglich hieß sie Uskadama und war die Hauptstadt der alten Bessier. Ihren jetzigen Namen führt sie von Kaiser Hadrian, der sie neu aufbaute und vielfach verschönerte. An dem Punkte gelegen, wo die verschiedenen Pässe des Hämus zusammentreffen, war sie dem Andrängen aller Völkerschaften ausgesetzt, welche Beutelust oder abenteuerlicher Sinn über das Gebirge nach dem Süden führte. Von Gothen und Bulgaren erlitt sie wiederholte Plünderung und Verheerung; auch die Kreuzfahrer unter den Komnenen nahmen über Adrianopel ihren Weg. Endlich im Jahre 1360 bemächtigte sich Murad II. der schon damals nicht unbedeutenden Stadt, und sie war fortan, bei ihrer für militärische, politische und merkantile Zwecke äußerst vortheilhaften Lage, bis zur Eroberung von Konstantinopel Residenz der Sultane und Mittelpunkt des gesammten Osmanenreichs. Jetzt begannen für sie die Tage des Glanzes. Bald schimmerten die kupfernen Dächer zahlreicher und prunkender Moscheen weit hinaus in die Gefilde, Paläste und Schlösser entsprangen dem Boden, Gärten entstanden mit Villen und Lustsitzen, Wasserleitungen und künstlichen Springbrunnen, Befestigungswerke wurden aufgeführt, großartige Bäder von Marmor geschaffen mit domartigen Vorhallen, Märkte und Kahne gebaut, Klöster, Schulen, Spitäler und andere Stiftungen errichtet, Brücken in kühnem Schwung über den Fluß geworfen, die Stadt alljährlich vergrößert und verschönert. Der Tribut gezüchtigter Völker, die Beute aus eroberten und verheerten Ländern, die Schätze von hundert verwüsteten Städten, die Trophäen zahlloser Siege, Alles floß hier zu unermeßlichem Reichthum zusammen und wurde von den Großen des Reichs in orientalischer Genußsucht, Weichlichkeit und Prachtliebe vergeudet. Jagdzüge und Jagdfeste, mit unerdenklichem Pompe von den Sultanen veranstaltet, belebten die Umgegend; die Einwohner (deren Zahl sich damals auf mehr als 300,000 belief, während sie jetzt kaum 90,000 beträgt) thaten sich hervor in den Künsten des Ostens, ihr Rosenöl und Rosenwasser, ihre Seidenzeuche, ihre feine Seife, ihre Scherbete und ihr Zuckerwerk wetteiferten mit den berühmtesten Erzeugnissen des Orients, und gefeierte Dichter sangen Hymnen zum Preise der Stadt und ihrer Bevölkerung.

Von all den Bauwerken, welche aus jener Zeit noch vorhanden sind als die Zeugen des entschwundenen Glanzes, ist Weniges mehr sehenswerth. Etwa die Citadelle, die mit ihren 16 Thürmen die Stadt beherrscht, der Bazar mit 6000 Gewölben, das alte und neue Serai und einige Moscheen,

z. B. die Murads II. mit ihrem berühmten Vorhofe, dessen 20 Kuppeln von 70 der kostbarsten, aus den Ruinen von Athen und Cyzikus hierher geschleppten Marmor- und Granitsäulen getragen werden. Mehr aber noch als diese verdient unsere Aufmerksamkeit die in der Mitte der Stadt auf einer Anhöhe gelegene und Alles überragende Moschee Selims II., und ihr Bild läßt uns mit einem würdigen Eindruck von der Stadt des Hadrian scheiden. Diese Moschee, deren Bau in Folge eines Gelübdes nach der Eroberung von Cypern (1466) unternommen wurde und die Summe von 18 Millionen Piastern verschlang, wird von Sachkundigen für die prachtvollste des ganzen Orients erklärt. Sie bildet ein Viereck von 180 Fuß nach jeder Seite, mit einem Vorhofe von gleichem Umfang, dessen drei freie Seiten (die vierte bildet die Façade der Moschee) vierundzwanzig von Säulen gestützte Kuppeln zieren. Das Dachgewölbe der Moschee, außen mit Blei bedeckt, auf der innern Seite mit vielfarbigen Steinen zierlich ausgelegt und von Fenstern durchbrochen, übertrifft an Größe und Höhe das der Aja Sofia in Konstantinopel, und noch weit über dasselbe empor ragen die vier prachtvollen Minarete, von deren Gallerien aus man die reizende Aussicht genießt, die wir oben beschrieben. Im Innern des Tempels, das nur mit entblößten Füßen betreten wird, sind weder Bilder noch Statuen, noch Altäre, noch Grabdenkmale zu sehen; nur arabische Inschriften, Sprüche aus dem Koran, Namen heiliger und frommer Männer, meist in Gold und in kolossalem Maßstabe ausgeführt, schmücken die Wände. Auf dem weißmarmornen und mit Teppichen bedeckten Fußboden liegen hie und da auf besondern Gestellen große und prächtig ausgestattete Exemplare des Koran, und eine Quelle des herrlichsten Wassers sprudelt in der Mitte der Moschee, schön in Marmor gefaßt, unter einem säulengetragenen Gewölbe. So drückt sich erhabene Einfachheit, Ruhe, Größe und Einheit des durchgehenden Gedankens aus, im Style des Ganzen wie in der Ausschmückung des Einzelnen, und der Eindruck ist durchaus gewaltig. Gewaltig am Tage, wenn durch die 250 Fenster der Kuppel das Licht der Sonne niederströmt, gewaltiger noch in den feierlichen Nächten des Ramazan, wenn der Tempelraum im Glanze von zwölftausend Lampen wiederstrahlt, und so zur großartigsten Verbildlichung der Aufschrift wird, welche seine Pforten ziert:

„Gott ist das Licht des Himmels und der Erde."

10136032

Die GRABMÄLER der KÖNIGE

zu St Denis.

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildburghausen.

Eigenthum d. Verlegers

10136032

Die Grabmäler der Könige zu St. Denis.

„Er wird die Sünden der Väter heimsuchen an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied." — Eine finstere Drohung des Propheten, vor der sich der Glaube an den ewigen Geist der Liebe und Versöhnung empört. Aber an denen, die hier unten ihre letzte Stätte fanden, ist sie schrecklich in Erfüllung gegangen. Wir brauchen nicht lange in den Reihen der Särge zu suchen, die Frankreichs Schicksal mit inhaltsschweren Inschriften gekennzeichnet hat. Hier Einer, der dem Stahl eines Mörders verfiel, dort ein Anderer, der sein Haupt unter der Guillotine ließ, an Beiden sind die Sünden ihrer Vorfahren heimgesucht worden, Beide, die besten ihres Geschlechts, fielen als schuldlose Sühnopfer für eine große Schuld, — für die Schuld der Könige Frankreichs an seinem Volk. Ist aber das französische Volk selbst so schuldlos? Ja, ist die Frage schon beantwortet, ob es gegen das übrige Europa und die Welt nicht mehr gesündigt hat, als alle seine Könige?

Wahr ist's, so lange die Könige in Frankreich herrschten, herrschten sie im Kampf gegen die Interessen des Volks und die Rechte der Gewissen und in einem Kampf, der unsägliche Opfer verschlang. Jedoch der Kampf an sich war ein offener. Nur die tausend Akte von Treulosigkeit und Gewalt häuften die größere Schuld auf die Könige. Dagegen erweckten diese Thaten und Unthaten, diese tapfere Vertheidigung von Volks- und Glaubensrechten und die pfäffisch-tückische Vernichtung und Beschimpfung derselben das Gefühl der Theilnahme bei allen Nachbarvölkern und den Geist der Wachsamkeit und des Widerstandes in ähnlichen Richtungen. Im Aufsteigen begriffen war das Streben freieren Gestaltens in Wissenschaft, Staat und Leben, geachtet, anerkannt war der kühne freie Denker, und ein stetig wachsender Einfluß liberaler Ideen auf die öffentlichen Institutionen war nicht bloß der Wunsch des Volks, sondern auch der höheren Stände.

Da fuhr in die schwüle Welt der zerschmetternde Blitz der französischen Revolution, und aus den Trümmern des brennenden Staatsgebäudes stieg die scheußlichste Gestalt der ganzen Weltgeschichte empor: die Schreckensherrschaft der mordenden Freiheit! Mehr als ein halbes Jahrhundert ist über die Blutstätte dieser Inquisition des Liberalismus dahingegangen, und noch heute verfolgen die Schatten der vom

Richterspruch des französischen Volks Gemordeten jede freisinnige Regung in ganz Europa. Verdächtigt, verachtet, verfolgt ist fortan, was einst das Ziel der Edelsten war. „Schlagt ihn todt, er ist ein Liberaler!“ ward ein Losungswort, das die freiheitsfeindliche Richtung derselben Stände bezeichnete, die früher mit Rousseau geschwärmt und mit Voltaire gelacht hatten. Es gibt keinen mächtigeren, plötzlicheren und gleich beklagenswerthen Umschwung der ganzen Ideenrichtung eines Zeitalters, als die damalige. Aber wahr ist auch die entsetzliche Ursache: daß diese Verfechter der Volksrechte binnen zwölf Monaten mehr Verbrechen begingen, als die französischen Könige, die Merovinger, Karolinger und Kapetinger, binnen zwölf Jahrhunderten vollbracht hatten! —

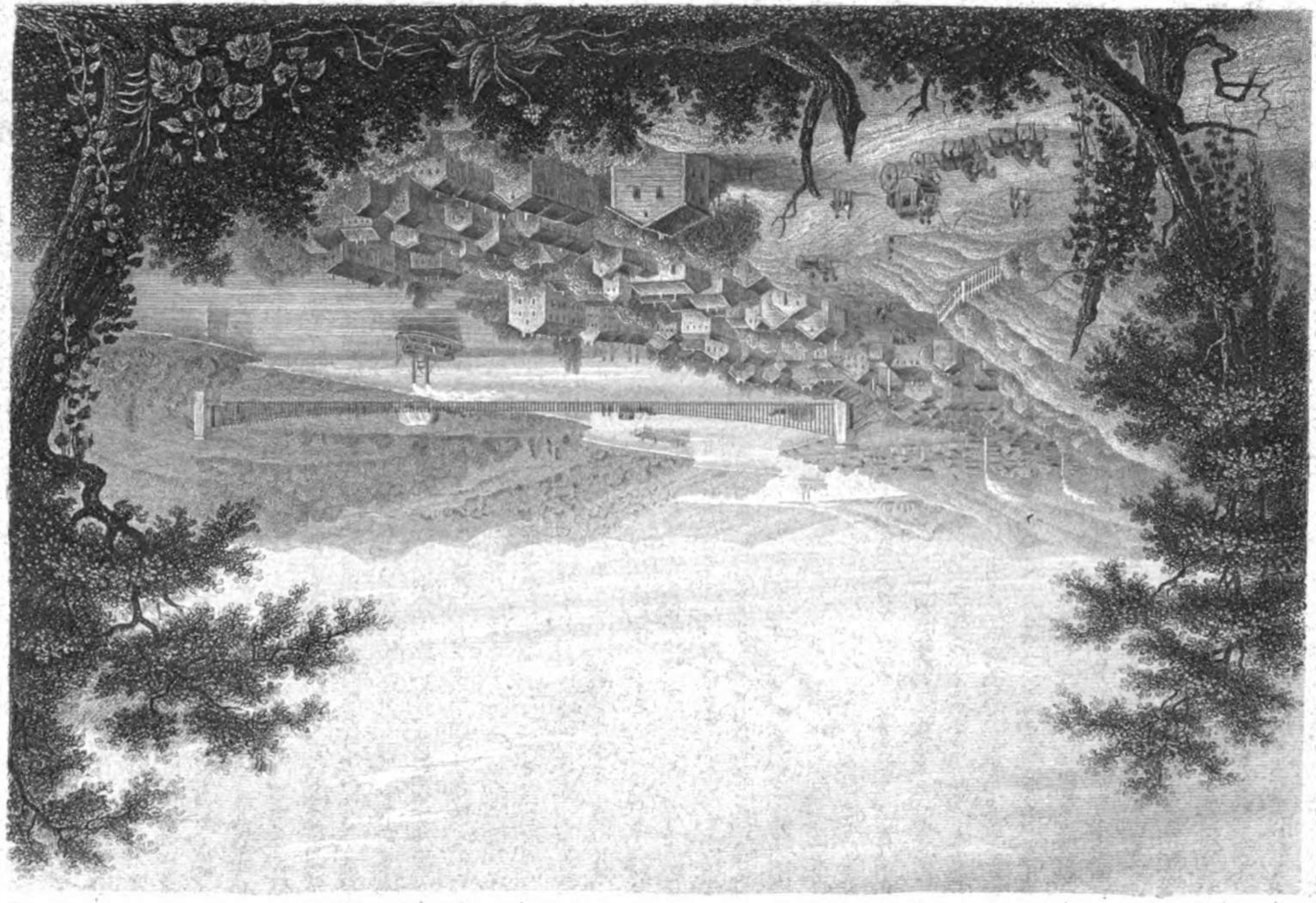
„Er wird die Sünden der Väter heimsuchen an den Kindern!“ Blickt hin! Betrachtet Frankreich vom Tage jener Greuel an bis heute! Erkennt ihr die Heimsuchungen des französischen Volks für jene Sünde an der Menschheit? Da folgt auf einander, wie ein Fluch dem andern: der kaiserliche Despotismus mit der gefesselten Presse und und umgestürzten Rednerbühne, mit Kerkern, fester als die alte Bastille, und Gerichtshöfen, gehorsamer als die alten Parlamente! Blickt weiter: die Restauration der Bourbons und der Jesuiten, die Kammer von 1815 und ihre Aechtungslisten, das Wiedererstehen des Feudalgeistes, der Uebermuth des Klerus, die Verfolgung der Protestanten, das Auftreten eines neuen Geschlechts von Montfort's und Dominicus' im vollen Lichte des neunzehnten Jahrhunderts! Noch weiter: der Beitritt Frankreichs zum heiligen Bunde, der Krieg, den alte Soldaten der dreifarbigen Fahne gegen die spanische Freiheit führen! Noch weiter: zwei neue Revolutionen mit neuen Verbrechen und als einzige Frucht all der blutigen Blüthen: — das heutige Frankreich!

Wenn es ein Richterspruch des Schicksals ist: „Wer einmal die Göttin der Freiheit durch Blut und Koth geschleift, für den ist ihre Glorie in Ewigkeit verloren!“ — dann mag der Geist der Menschheit Trauer anlegen für dich, und Millionen werden über dich seufzen: Armes Frankreich!

Der heilige Dionysius wanderte gegen Ende des 13. Jahrhunderts von Rom nach dem gallischen Vicus Catulliacus, wo er den Märtyrertod durch Henkershand erlitt. Catulla, eine vorher heidnische Frau, die seinen Leichnam begrub, dann die heilige Genoveva, dann Dagobert I. und zuletzt Pipin und Karl der Große errichteten nach einander Kapellen, Kirchen, Abteien über seinem Grabe. Um die reiche und mächtige Benedictinerabtei und aus dem römischen Flecken blühte seit dem 7. Jahrhundert eine Stadt auf, die, nach dem Heiligen, St. Denis genannt wurde. Sie zählt jetzt über 10,000 Einwohner. Wir aber haben es hier nicht

10136032

WHEELING in VIRGINIA



10136032

10136032

den Lebenden, sondern nur mit den Todten zu thun. Denn in den iten Gewölben der Abteikirche ruhten die Leichname von mehren Köni= des ersten und zweiten und allen Regenten des dritten Geschlechts, von go Capet bis auf Ludwig XV., nicht weniger als 84 Prinzen und nzessinnen, 10 Königinnen und 25 Könige von Frankreich. Am Todes= e der armen Königin Marie Antoinette zertrümmerte der pariser bel Kirche und Gräber, warf alle Leichname in eine große Grube und aus den bleiernen Särgen, sowie aus dem Blei des Kirchendachs Ku= t. Napoleon ließ Kirche und Gruft wieder herstellen und sein N mit Bienen an die Stelle der Lilien setzen, bestimmte auch für sich und e Gemahlin die Ruhestätte. Ludwig XVIII. entfernte das kaiserliche ammt den Bienen, ließ die Kirche von Neuem als königliches Erbbe= bniß weihen, restauriren, den noch vorhandenen und erkennbaren Gebei= neue kostbare Denkmale setzen und liegt selbst darinnen. Die Juli= nastie verlegte ihre Gruft nach Dreux. Aber sie konnte ja so wenig sen, wohin man sie begraben werde, als die nachfolgende es wissen kann.

Wheeling.

(1858.)

In Amerika, dem Land der Sklaverei mit der Freiheitsmütze, dem stitutionsstolzen Land ohne Gerechtigkeit und Gesetz, dem gelobten Land Korruption, des Eigennutzes und der Dollarjägerei, der Wiege des winbels und geheiligten Betrugs, dem Vaterland des Rowdyismus, des dernen Faustrechts und der Freibeuterei, des licensirten Unglaubens und Gottesleugnerei, dem Asyl von Zucht= und Tollhäuslern, von Demago= , Dieben und Mördern. So pflegt man beredter Weise dieses Land t zu Tage zu kennzeichnen. — Sieht das schmucke Wheeling denn h aus, wie Gewächs eines solchen giftathmenden stinkenden Sumpfes? r Lästerer von Amts= und Unverstandswegen, die ihr jenes Land so eifrig näht, und ihr Leichtgläubigen und Bethörten, die ihr so eifrig die Läste= gen nachbetet, schaut her; schaut näher, ihr Splitterrichter und vergeßt t des Balkens in eurem Auge, fegt vor eurer eigenen Thüre, ehe ihr den chsten mit Koth bewerfet. Allerdings besteht in Amerika Sklaverei der warzen; wer anders aber hat sie dahin gebracht, als eine mit Erleuch= g sich brüstende, Civilisation und Humanität im Munde führende euro=

päische Großmacht, die heute noch — freie Einwanderung, so ist's ungetauft, mit Negern und Kulis treibt und Millionen armer Hindus auf ihren Zucker- und Indigoplantagen, in ihren Reis- und Baumwollfeldern, in ihren Wohnungen und auf ihren Schiffswerften nichts Besseres noch Anderes als Sklavenarbeit verrichten läßt. Und hat nicht in Europa Jahrhunderte lang Leibeigenschaft bestanden? und war noch bis vor Kurzem und ist theilweise noch heute der zins-, robot- und frohndenpflichtige Weiße etwas Besseres? Endlich, besteht denn die Freiheit so manches Freien bei uns in etwas Anderem, als der Freiheit, zu verhungern, wenn er nicht für seinen Brodherrn arbeitet um das ihm zugemessene schmale Stückchen Brod, in Schlesien, im Erzgebirge, in so vielen Fabrikdistrikten Deutschlands, in den belgischen Spinnereien und Spitzenfabriken, in den englischen Kohlenwerken, auf den Gütern der irischen Großen, wo überhaupt nicht, mehr oder minder? So wahr die Thatsache ist, daß das materielle Loos des Schwarzen in Amerika von jedem europäischen Handlöhner und selbst Fabrikarbeiter beneidet zu werden verdient, so kann doch nur der bornirteste Verstand und das vertrocknetste Herz darin eine Vertheidigung der Sklaverei suchen; man wisse aber auch, daß nirgends mehr, als im eigenen Land dieses fluchwürdige Institut, diese Erbschaft Europa's, verwünscht und beklagt wird, daß nirgends tiefer die Nothwendigkeit ihrer Beseitigung erkannt und nirgends energischer und aufopfernder für letztere gekämpft wird. Obgleich noch kein Jahrhundert alt, ist die Sklaverei für Amerika's innere Politik seit lange schon die glühende Frage, die allen Patrioten auf den Herzen brennt und über Kurzem in offenen Flammen auflodern wird, um dieser Erbsünde los zu werden, koste es, was es wolle. Amerika wird nicht so viele Jahrzehnte dazu gebrauchen, als Europa sich Jahrhunderte damit fortgeschleppt hat. Es ist ferner wahr, daß das Gesetz dort häufiger mißachtet und das Recht öfter ungestraft verletzt wird, als bei uns, aber es fragt sich dennoch, ist der Werth der Gesetzlichkeit da höher, wo solche aus freier Selbstbestimmung eines Volks hervorgegangen und deshalb dem Schutz der eigenen Bürgertugend und Bürgerpflicht anvertraut ist, oder da, wo die Unfreiheit des Volkswillens, die aufgezwungene eigene Unmündigkeit oder politische Theilnahmlosigkeit im Gesetz nur eine ihm gebotene Verordnung erkennt, und was ist eine solche Bürgertugend und Gesetzlichkeit werth, die auf Schritt und Tritt von einer bewehrten Schildwache gehütet und von der Furcht vor der Strafe und dem weitreichenden Arm der Polizei geleitet wird? ist das aber nicht in den meisten europäischen Staatensystemen mehr oder minder der Fall? Dafür seufzt auch Amerika nicht unter der schweren Wucht eines kolossalen Regierungsapparats, unter dem Druck eines großen Beamtenheeres, unter der Willkürherrschaft einer allmächtigen Polizeigewalt, unter einer kaum erträglichen Schuldenlast und der Presse Gut und Blut verzehrender Steuerlasten wie so mancher europäische Staat. Allerdings empört dort manche That der Rohheit, mancher Akt der Selbsthülfe das

sittliche Gefühl und leihen Dolch und Revolver der verbrecherischen Absicht oder der ungezähmten Leidenschaft dort häufiger ihre Hülfe, als hier zu Lande, aber ist der souveräne Trotz, die ungebrochene Thatkraft, die rasch auflodernde Energie der Leidenschaft nur des Mißbrauchs fähig, sind sie nicht zugleich auch eine bessere Garantie für den Fortschritt der Nation, für die Sicherheit ihrer Freiheitsgüter, für eine muthvolle Begegnung drohender Gefahren, für eine kraftvolle, wenn auch stürmische Entwickelung ihrer staatlichen Zukunft, als der zahme, in Ruhe und Sicherheit eingelullte, auf den Schutz der berufenen Regierungsgewalten vertrauende Sinn? Das gelobte Land der zügellosen Dollarjägerei und rücksichtslosen Selbstsucht, heißt es ferner; ja, gelobt sei dieß Land, in dem der spekulative Geist, das in jeder Menschenbrust wohnende Verlangen nach materieller Wohlfahrt freie, durch keinen Koncessions- und Zunftzwang beschränkte, durch keine Schlagbäume, durch keine landesherrlichen Verordnungen gesperrte, nicht durch Konvenienzen, Herkommen, Standesvorurtheile vorgezeichnete Bahnen vor sich hat und ein unermeßlich großes, an Erfolgen unbeschreiblich fruchtbares Feld, auf dem Derjenige die ersten Preise erringt, dessen Fleiß, Fähigkeiten und Unternehmungsgeist ihm den ersten Rang im allgemeinen Wettlauf einräumen; was Wunder, daß dabei die Schwachen, Zaghaften und Trägen unter die Füße gerathen und zertreten werden da, wo nur die eigene Thatkraft, Selbstvertrauen und Energie Berechtigung finden? Nur Diejenigen, die daran Mangel leiden, mögen die Bequemlichkeit einer vorgeschriebenen und vorbereiteten Carrière vorziehen und ihre Beförderung im Leben von ihrer Reihenfolge auf der Anciennitätsliste erwarten. Ob an den übrigen gerügten Gebrechen des öffentlichen und Geschäftslebens, Bestechlichkeit, Schwindel und Betrug, Amerika die alte Welt übertreffe, dürfte erst erwiesen werden, wenn sich die geheimen Archive der Diplomatie, die Korrespondenzen der Verwaltungsräthe unserer Eisenbahnen und Kreditbanken, die Geheimnisse der Börsen und Börsenleute an die Oeffentlichkeit kämen und wenn alles Entdeckte so schonungslos entblößt würde, als es die amerikanische Presse thut; daß sich Europa aber eben so toll im Veitstanze des Schwindels zu drehen weiß, haben die Erlebnisse unserer Zeit mehr als einmal dargethan. Dieses lange Kapitel gebührend auszuführen, gebricht uns hier der Raum, es sei nur noch angedeutet, wie natürlich es ist, daß bei der unbeschränkten Freiheit individueller Entwickelung auch die Schwächen, die Laster und Leidenschaften der Menschen üppiger wuchern, als unter der fortwährenden Obhut gebotener Sittlichkeit, und daß jene Mißgestalten und krankhaften Erscheinungen schamloser und ekelerregender auftreten, als unter der Maske der Heuchelei und Tünche der Decenz. Im Grunde sind die Uebel und ihre Wirkungen dieselben: so muß jeder Unbefangene urtheilen, der die beiderseitigen Zustände aus eigener Anschauung kennt, und wenn man dann die Bilanz zwischen den Vorzügen und Nachtheilen hüben und drüben abwägt, so neigt sich entschieden das Zünglein nach der Seite Amerika's.

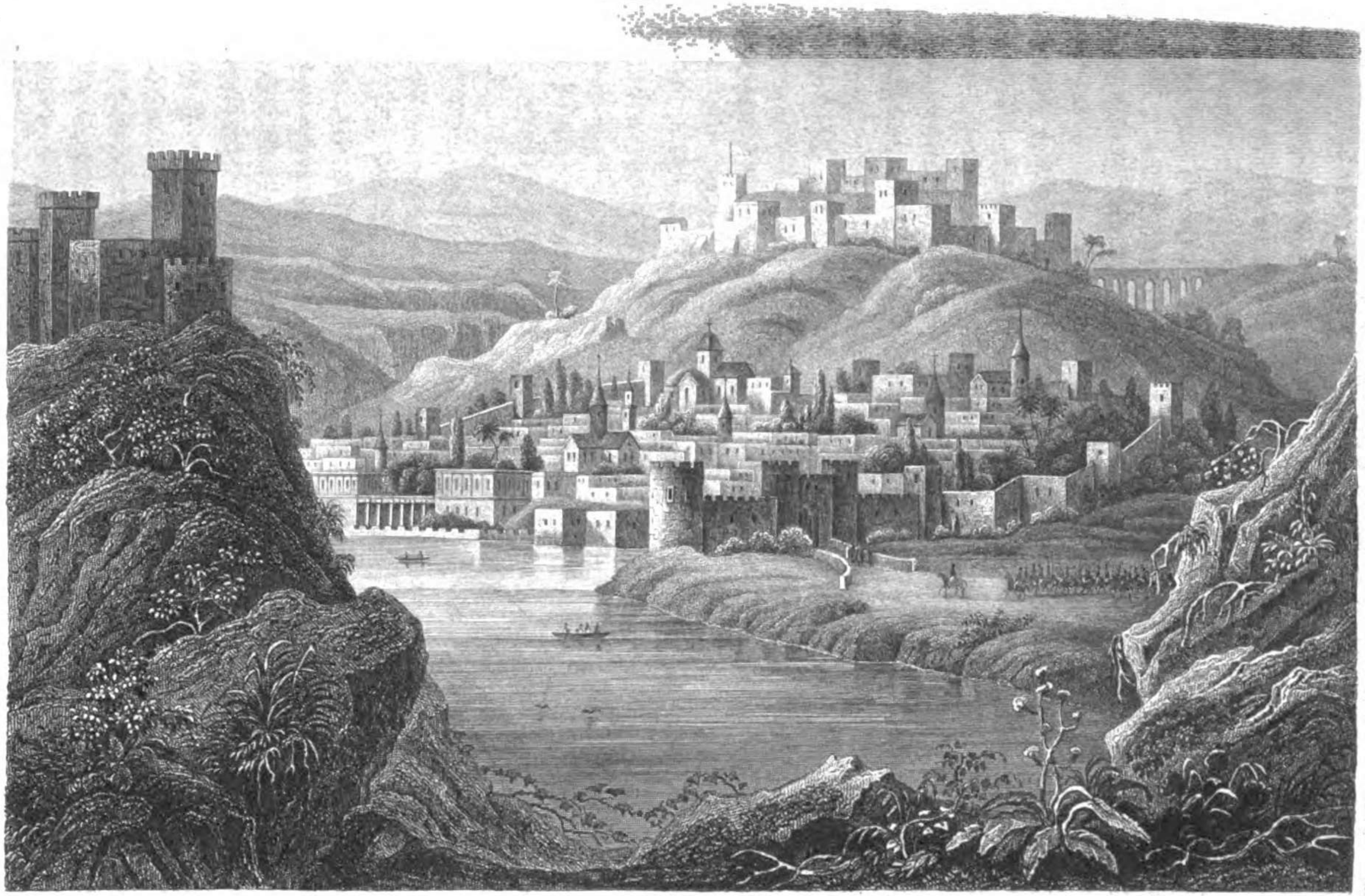
Und solchen Thatsachen gegenüber werden Schmähungen und Verwarnungen dem Hoffnungsdrang nach einer besseren Zukunft, welcher alljährlich Hunderte von Auswanderungsschiffen bevölkert, weder steuern, noch andere Richtungen anweisen können.

Zu den blühendsten Hauptquartieren des deutschen Wanderzugs gehört Wheeling, eine Zollhafenstadt auf der Landenge, welche Virginien dem Ohio entlang zwischen Pennsylvanien und Ohio eingeschoben hat. Es ist für den Flußhandel der bedeutendste Stapelplatz zwischen Pittsburg und Cincinnati und der Terminus mehrer Eisenbahnen. Die Stadt ist erst seit den dreißiger Jahren, also seit den deutschen Masseauswanderungen in Folge der Julirevolution und deren Nachwehen, in ihre Blüthezeit getreten. Im Jahr 1820 zählte sie erst 1600 Einwohner, 1850 nahe an 12,000 und gegenwärtig schätzt man an 20,000. Die lebhafte Schifffahrt auf dem Strom und der Reichthum an Steinkohlen in der Nähe bedingen die Ausdehnung ihres Handels und die Art ihrer Industrie. Sie entsendet auf dem Ohio an 50 eigene Dampfboote und übt in Eisengießereien, Nagel-, Baumwoll-, Glas-, Papier- und Maschinenfabriken eine umfangreiche Gewerbsthätigkeit. Die schöne Drahtbrücke, die wir auf dem Bilde sehen, verbindet Wheeling mit dem Staat Ohio; sie schwebt 150 Fuß über dem Flußspiegel, und ihre Spannung, eine der längsten in der Welt, mißt 1010 Fuß.

Tiflis.

Dort in dem östlichen Berg- und Sonnenlande, am Kaukasus und am Ararat, quillt von Anfang an der frischeste Lebensborn der Menschheit. Dort war es, wo, als die Wasserfluthen über die Erde stürmten, sich die Erwählten des Geschlechts auf die Berge retteten, und von dort verbreitete sich eine neue Bevölkerung im Laufe der Jahrtausende über Asien und Europa. Dort hat die Civilisation, haben die Künste des Friedens ihre Keime; das Wissen von den Geheimnissen der Natur ist von dort ausgegangen, dort wurden die ersten Propheten geboren, denen Gott sich offenbarte, jene Männer, welche die erlangte Weisheit den Völkern lehrten, Stiftshütten, Altäre und Tempel bauten und die ersten Staaten gründeten. In Iran (dem heutigen Georgien und Armenien) sind die ersten Anfänge geordneter Menschenvereine zu suchen, und aus ihrer Wurzel sind die ältesten Staaten in Indien, Saba, Aegypten, Syrien, Palästina,

10136032



ATHENS

Orig. Kunstwerk a Bibl. Institut in Hildburghausen

Digitized by Google

10136032

Phrygien und Turan mit ihrer bunten Blätterpracht entsprossen. Von dort sind die Männer voll Muth, Willenskraft und Körperstärke ausgezogen, die Helden und Eroberer, von welchen die ältesten Schriftdenkmäler erzählen, jene gewaltigen Naturen, welche mit ihren Genossen die Wüsten der Erde erforschten, um Abenteuer aufzusuchen, Ungeheuer zu bekämpfen und das Land für die Aufnahme der Saat der Gesittung zu roden; jene Helden, welche, die Pioniere der Civilisation, ihren Willen den wilden Racen als Gesetz auflegten und das rohe Naturrecht bändigten, damit der Friede mit seinen Segnungen unter den Menschen gedeihen könne. Die Fülle von Kräften, welche den Urbewohnern jener Länder angeboren ist, der unverwüstliche Schatz von geistigen Vorzügen, von Gedanken, Tönen und Klängen, den Gott in ihre Brust legte, der heitere Naturssinn, mit dem er sie ausstattete, und das schöne Ebenmaß ihrer Körperformen und ihrer Seelenkräfte stellte sie recht eigentlich dem kindlichen Begriff der ältesten Zeit als Verwandte der Götter dar. Der kaukasischen Race und den Anstrengungen derselben ist darum, wie uns schon die frühesten Sagen erzählen, auch der Ruhm und die Herrlichkeit vorzugsweise geworden. Auch Hellas und die Stadt der sieben Hügel sind davon Zeugen, und was die germanische Kraft in der alten Welt geschaffen hat, bis zu ihrem Walten in der neuen Welt: — dieser unermeßlich breite Strom der Gesittung führt, wenn wir seinen Ursprung aufsuchen, in die Alpen Armeniens und des Kaukasus. Noch immer liegen dem Menschenstamm, der dort seine Urheimath hat, und der zum Gebieter über die Erde erkoren ist, die Mühen und Arbeiten des Herakles ob; noch immer ist er derjenige, welcher mit den Löwen und Leoparden, den Ebern und Minotauren zu kämpfen berufen ist; beständig treiben in ihm die Lebensgeister um und gürten ihn zum ewigen Streite; noch immer hat er die Mission der Drachentödter, der Lindwurmbändiger und des ersten Pflügers, welcher die Erde, wo sie noch wüst befunden, zur Aufnahme der Saaten bereitet. Unter dem ausgewählten Hirtenstamm, dessen Schafe am Ararat weideten, da war es ja auch, von wo die Erlösung der Menschheit aus den finstern oder unklaren Vorstellungen der Gottheit und Weltregierung hervorgegangen ist, da ward das Sittengesetz aufgerichtet, welches zum Stab der Menschheit wurde, von dort kommen jene Offenbarungen und Verheißungen, welche dem Tod den Stachel nehmen und diesen als eine Durchgangspforte aus einem niederen Naturleben in ein höheres, geistigeres erkennen lassen. Oder war es nicht so? Waren nicht jene Gegenden Abrahams Heimath, und stammte nicht aus seinem Geschlecht der liebevollste, weiseste, gottreichste aller Propheten, dessen Lehren hinfluthen über die ganze Erde, sie neu zu beleben, zu befruchten, zu erheitern, zu beglücken. Am Kaukasus ruht von der Zeiten Anbeginn ein Schatz, der sich nie erschöpft hat, so viel auch die Wanderungen der Völker von ihm genommen. Am Ararat ist die Stromkarte der Geschichte aufgehangen mit allen ihren Weiterungen und Wen-

dungen, Stürzen und Wasserschnellen. Von dort her ist der Welt das Ferment gekommen, in welchem wir den Grund aller Bewegung in der Geisterwelt erkennen und die Mutter der Kraft, welche alle Mumiendecken des Irrthums nach und nach abstreifen wird, und welche alle Verwandlungen im unendlichen Entwickelungsprozeß der Menschheit beständig schafft und leitet. Von dort her empfingen wir auch die Leuchte einer höheren Geschichte, und darum kann kein heller Menschheitstag gedacht werden, ohne zugleich des Landes zu gedenken, wo der erste Lichtpunkt zum Morgenroth entstand, welches die Nacht verscheucht hat.

Das Land „Georgien ist die Perle der Erde" nach Klaproths Ausdruck. Es füllt die Einsenkung zwischen dem Kaukasus und den armenischen Alpen aus. An Größe kommt es Bayern, Würtemberg und Baden zusammengenommen gleich. Es deckt die Vorstufen und Abhänge beider Gebirge und nimmt das zwischen diesen liegende herrliche Thal des Kur ein, welches zu allen Zeiten wegen der Fruchtbarkeit seines Bodens, seiner milden, gesunden Luft und der Schönheit seiner Menschen berühmt war. Oft zwar wurde es durch innere und äußere Kriege und die Raubzüge der Mongolen und Tartaren verheert; doch die Kultur faßte immer schnell wieder Boden. Gegenwärtig ist es das blühendste unter den pontischen Ländern und es begreift die Fürstenthümer Kachetien, Karthlien, Imerethien, Mingrelien und Gurien, aus welchen im Alterthume die Reiche Kolchis, Iberien und Albanien gebildet waren. Seit Kurzem ist es als grusinisch-imerethisches Gouvernement dem Staatenkomplex des nordischen Riesen einverleibt.

Die Zahl seiner Einwohner ist nicht ganz eine Million, von denen 700,000 dem eigentlichen georginischen Stamme angehören. Turkomannen, Osseten, Tartaren, Mongolen, Armenier und Juden, theils Einwanderer und Kolonen, theils Racentrümmer aus den früheren Einfällen und Kriegen, bilden den Rest der Bevölkerung. Der größte Theil bekennt sich zum griechisch-christlichen Glauben; doch sind auch unter der langen Tyrannei mohammedanischer Eroberer Viele zur Fahne des Propheten übergetreten. Fast die Hälfte der Gurier sind Muselmänner. Seit undenklicher Zeit hat sich in diesen Ländern eine Art Feudalverfassung ausgebildet, welche unter allen Wechseln der Herrschaft sich in ihren Grundzügen aufrecht erhielt. Der sehr zahlreiche Adel, dessen Häupter die Familien der ehemals souveränen georgischen Fürsten sind, hat den bei weitem größten Theil des Grundbesitzes inne, und ihm ist der dritte Stand der Leibeigenen, welche als Hörige der Scholle für den Edelmann arbeiten, unterthan. Der zweite Stand der Freien bewirthschaftet kleinere Güter oder er lebt von Handel und Gewerben in den Städten.

Unähnlich dem gewöhnlichen Verlaufe scheint die früheste Ansiedelung des Landes von der Höhe zur Tiefe, von den Quellflüssen des Kur abwärts bis an's schwarze Meer zu gehen. Wo der Kur, vom Hochgebirg umgeben, als reißendes Gletscherwasser sich durch Schluchten und Klüfte seinen Weg bahnt, sucht die Tradition die Urgeschichte Georgiens auf. Dort sind die geheimnißvollen Ruinen seiner ältesten Wohnsitze: die Troglodyten-Stadt von Uplis-Ziche, und die grauen Trümmer von Armas, deren Mauern Giganten aufgeschichtet zu haben scheinen. Die Feudalverfassung, welche schon 1000 Jahre vor unserer Zeitrechnung sich unter den Völkerschaften des Kaukasus und Armeniens mehr oder weniger ausbildete, war der Anlage großer Städte ungünstig: unseren Rittergeschlechtern des Mittelalters gleich, baute sich jeder adelige Mann eine Burg oder ein Kastell auf einer Höhe, und versammelte um dieselbe die Hütten seiner Hörigen, die ihm das Feld bewirthschafteten und die er zu schützen verbunden war. Den Fürsten zum Heerbann verpflichtet, lebte der Edelmann übrigens sehr unabhängig und bildete sich ein, in dem engeren Kreise seiner Besitzungen selbst ein Fürst zu sein. Günstig der Bewahrung einer freiheitsstolzen Gesinnung und aller häuslichen Tugenden war diese Einrichtung doch der Entwickelung der Eintracht und Stärke des Staats nicht zuträglich: Georgien, durch seine Lage nicht geschützt, wie die Volksstämme der Nachbarn in den hohen Gebirgen, wurde beständig von den Einfällen fremder Nationen heimgesucht, welchen bald von Nord her, bald von Süd, nach der paradiesischen Landschaft gelüstete. Heute fielen die armenischen Reiterschwärme ein, morgen kamen die tartarischen, oder die persischen Verwüster und Eroberer, ein anderes Mal stiegen die Scythen aus dem Norden herab, und der lockere Verband der georgischen Fürsten unter sich und ihres Adels war nicht dazu gemacht, sich aller dieser Feinde stets mit Erfolg zu erwehren. Schon 633 v. Chr. gerieth Georgien unter das Joch der Scythen; später wurden sie den Persern unter Darius Hystaspes zinsbar, gewannen zwar oft ihre Freiheit wieder, wurden aber auch öfters wieder unterworfen. Alexander der Große ließ bei der Zertrümmerung des persischen Reichs das Land durch einen Unterfeldherrn besetzen, indessen gelangten unter seinen Nachfolgern die georgischen Könige und Fürsten bald wieder zur Unabhängigkeit und suchten sie, oft mit glänzendem Erfolg, oft zeitweilig unterliegend, später gegen die Griechen, Perser, Tartaren und Mongolen zu behaupten. Uneinigkeit unter sich war allezeit ihr Hauptfeind. Waren sie nicht von außen bedrängt, so befehdeten sich die Großen unter einander, und die häufigen Erbtheilungen und der öftere Dynastiewechsel ließen das schöne Land nicht zur Ruhe und Kraft kommen. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts gab es nicht weniger als 24 souveräne georgische Fürsten auf einmal, welche unabhängig von einander regierten. Von dieser Zeit an wird der russische Einfluß sichtbar. Die russischen Großfürsten hatten ihre Herrschaft bis an's kaspische Meer ausgedehnt, sie kamen nun mit den Persern

in häufige Konflikte, welche ihrerseits, eingedenk ihrer langen Herrschaft über Georgien, beständig darnach trachteten, dieselbe zu erneuern. Ihre Ansprüche hatten sie nie aufgegeben. In dieser Lage bewarben sich die Georgier um die Freundschaft der Russen zum Schutz gegen den gemeinschaftlichen Feind. Aber die Bundesgenossenschaft des Schwächeren mit dem Stärkeren hat noch allemal zur Unterjochung des ersteren geführt. Als die persische Macht in dem immerwährenden Kampfe mit Rußland sich erschöpfte, im 17. Jahrhundert, kam es schon zur gelegentlichen russischen Besatzung von georgischen Häfen der Pontusküste — und in dem Kriege des Czaren gegen die Türken, 1770, drang eine russische Armee unter General Tottleben durch Imerethien gegen Kars und Erzerum vor. Russischer Einfluß dominirte fortan im Lande. Er setzte Fürsten ein und ab, er usurpirte die Oberhoheit in staatlichen Dingen, und als im Jahre 1783 Persien von Neuem seine alten Ansprüche auf Georgien erhob, da begab sich der damalige Fürst Irakli, der den Königstitel führte, offen unter russischen Schutz und schickte der Kaiserin Katharina durch eine glänzende Gesandtschaft seinen Unterwerfungsakt nach Petersburg. Gleich darauf ließ Rußland das ganze Land besetzen. Die georgischen Fürsten waren zu russischen Lehnträgern und Vasallen ohne Regierungsgewalt herabgesunken. Der König selbst wurde Pensionär des Czars, und so trägt nun Georgien, welches über 2000 Jahre, wenn auch unter manchem Wechsel, seine Unabhängigkeit behauptet und, wenn verloren, stets wieder erkämpft hatte, und dessen Fürstengeschlechter ihren Stammbaum zu der Wiegenzeit des Menschengeschlechts zurückführen, den Stempel des russischen Sklaven, wenn auch noch angethan mit dem äußeren Glanz und Pomp einer Herrschaft, die sie nicht mehr besitzen.

Das Folgende entnehme ich Bodenstedts Erzählung in seinen kaukasischen Reisen.

„Zwei Straßen führen von Süden her nach der georgischen Hauptstadt. Eine Meile nördlich von Eriwan am Abhange des fruchtbaren und schönen Goktschai-Gebirges, welches den gleichnamigen, 5000 Fuß hoch gelegenen, 9 Meilen langen und halb so breiten Goktschai-See mit seinen zackigen Porphyrgipfeln umsäumt, liegt Kanakir, ein armenisches Dörfchen, von dem aus wir in das anmuthige Thal der Sanga hinabritten, um wenig östlich von dem Wege, den wir nach Etschmiadsin herabgekommen waren, durch die Hochebene von Basch-Abaran zurückzugehen. Ein anderer Weg führt über den hohen Gebirgskamm des Goktschai zum lieblichen Thale von Deliktschan, dessen freundliche Baumgruppen etwa 10 Meilen von Eriwan beginnen und zu einer wahrhaft alpenartigen Bergnatur in's Thal der schmalen, aber reißenden und Goldsand

führenden Axtafa überführen, längs der man dann den Kur und an ihm aufwärts Tiflis selbst erreicht. Wir ließen diesen Weg zur Rechten, übernachteten in dem Tartarendorfe Karadschüran, und trafen auf zwei Kosakenpikets, welche bestimmt waren, den Karawanen das Geleit nach Gümri zu geben (das jetzt unter dem Namen Alexandropol bekannter ist), und überschritten den südlichsten Kamm des Pambakgebirges auf einem kürzeren Wege, wo wir in dem Tartarendorfe Karsal vor Regen und Dunkelheit Schutz fanden. Aus der hohen und offenen Gegend, in welcher dieß Dorf sich befindet, steigt man durch ein tiefes, bewaldetes Gebirgsthal bei mehr als 6000 Fuß Höhe über den Bergrücken des Besobdal zu einem höchst fruchtbaren Thale hinab, welches durch einen dritten Bergrücken, 11 Meilen von Tiflis, wieder von den baumlosen Hochebenen geschieden ist, die bis zum Kurthal sich abdachen. Wenige Meilen weiterhin in der nun schon offeneren Gegend beginnen, 7 Meilen von Tiflis, die ersten deutschen Niederlassungen der im Jahre 1819 durch Glaubensschwärmerei hierher getriebenen Würtemberger, die alle Wechselfälle des Krieges mit ertragen haben und von den räuberischen Bergbewohnern zu vielen Malen ausgeplündert wurden. Man erkennt Katharinenfeld, in einem Nebenthale des ostwärts zum Kur abfließenden seichten, aber sehr breiten Chramflusses, jenseits des kegelförmig aufsteigenden Alawerdi gelegen, alsbald an seinen weißen Häusern mit Fenstern, Thüren und Schornsteinen. Bald erreicht man auf dem Wege, der längs des herrlichen Felsthales des Chram, dessen Ufer aus löchrichter schwarzer Lava gebildet sind, hinzieht im Thale des Alghet das deutsche Elisabeththal. Es besteht aus einer Doppelreihe schöner niedlicher Häuserchen, die Fenster alle nach der Straße zu, und einer überaus freundlichen Kirche. Von da wendet sich die Straße durch eine sehr anmuthige bergige Gegend Tiflis zu, von dem Elisabeththal nur drei Meilen entfernt ist. Zwei andere deutsche Kolonien liegen noch dicht oberhalb der Stadt am Kur, zwei andere 7 Meilen weit nach Osten zu am Fuß des Kaukasus, und noch zwei andere gegen 20 Meilen südostwärts in der Nähe von Gandscha oder Elisabethpol.

Will man von Tiflis einen vortheilhaften Gesammteindruck empfangen, so muß man einen Mergelschieferhügel am linken Ufer des Kur über dem sogenannten Sande in Neu-Tiflis ersteigen. Dort (dem Standpunkte für den Zeichner unseres Stichs) beherrscht das Auge die ganze georgische Hauptstadt mit ihren amphitheatralisch gruppirten Häusern, Festungen, Kirchen, Kapellen und Palästen, wie sie zwischen den hohen kahlen und ziemlich steilen Bergen in einem Kessel gelegen ist, der ostwärts vom reißenden trüben Strome an ziemlich schmaler Stelle durchbrochen wird, im Norden aber weit geöffnet ist mit einem prächtigen Fernblick auf die hohe Alpenkette des Kaukasus, die gerade im Mittelgrunde den kameelbuckelförmigen Gipfel des Kasbek zeigt. Das Amphitheater der Häuser zieht von Nordwest nach Südost immer steiler hinauf; im Vordergrunde dehnt am linken

Ufer Awlabar sich aus, eine theilweis von deutschen Handwerkern bewohnte, von Wagen, Waarenballen und Floßholz überfüllte Vorstadt; auf dem anderen Ufer erhebt sich in sanfter Steigung die alte Stadt, deren Häuser noch vielfach mit grasbewachsenen Erdterrassen eingedeckt sind, während die stattlichen Neubauten dazwischen mit grün und roth gemalten Holzdächern prangen, oder in strohgelbem Anstrich zwischen den schmutzig braunen armenischen und georgischen Häusern hervorleuchten. Vor Allem fallen die blanken einförmigen Mauern der großen Kasernen in's Auge, daneben die im armenisch-georgischen Baustyle nicht kuppelförmig gewölbten, sondern kegelförmig zugespitzten, mit bunten Farben bemalten alten Dome, die, gleich gewaltigen massenhaften Kirchthürmen, über die niedrigen Häuser hervorragen; nicht so die Wohnung des russischen Generalgouverneurs, die an der Stelle des alten georgischen Königspalastes steht, wiewohl ihr Bewohner mit unumschränkter Gewalt über Länderstrecken von Deutschlands Größe zu sagen hat. Je höher die Häuserreihen zum Rücken des Berges hinaufziehen, um so prächtiger zeigt sich die Stadt, in welcher gerade durch diese amphitheatralische Gruppirung die Festungen, Kasernen, Kirchen, Kapellen, Bazars und Karawanserais so bedeutend gewinnen, daß ich den Anblick von Tiflis, verglichen mit Konstantinopel, Genua, Neapel, Brussa, Prag, Salzburg oder Algier, auf keine Weise in die letzte Reihe stellen würde. Denn eben der ernst-schöne Charakter seiner Felsenumgebung, die fremdartige bunte Mannichfaltigkeit seiner Bauwerke an den hohen Ufern des wilden Bergstromes und jene Mischung von Morgen- und Abendland geben ihm an großartiger Pracht noch den Vorzug vor Prag, mit dem es sonst eine gewisse Aehnlichkeit hat. Dieß ist das Bild der mächtigen Stadt, von der der Siegesflug des russischen Adlers schon weit nach Süden drang; hier muß der Glanz des weißen Czaren ganz entfaltet werden, damit die Völker davon staunend wiedersagen; hier wird so manches kühne, kaukasische Fürstenherz gebändigt und zum Frieden umgestimmt, wenn es erkennt, wie doch an diesem Fels sich endlich die Wogen der größten Tapferkeit brechen müssen.

Noch bis zum Jahre 380 n. Chr. war Tiflis ein ärmliches Dorf, das seinen Namen von den heißen Quellen trug, die sich an einem kleinen Bache finden, der mitten in der heutigen Stadt dem Kur zufließt. Da aber gründete ein persischer Befehlshaber, der einige grusinische Volksstämme unterwarf, ein festes Schloß an den Bädern, und 70 Jahre später ein georgischer Fürst die eigentliche Stadt in drei Quartieren, die Schloßstadt oder Kalissi, die Bäderstadt Thilissi und die heutige Vorstadt Nissani, wohin dann 50 Jahre später, um's Jahr 500, die Residenz der georgischen Könige selber verlegt ward. Als solche war sie in allen Wechselfällen des Schicksals und unter Timur der schrecklichsten Plünderung preisgegeben, bis endlich zuletzt noch im Jahre 1795 der Wütherich Aga-Mahomet-Khan mit Persern, Kurden und Tartaren den größten Theil von ihr in einen Schutthaufen

verwandelte. Schon vorher waren die Russen als bleibende Schutzherren Georgiens eingetreten. Sie bauten Tiflis schöner auf und fügten die neuen weiten Straßen den schattigen Gassen der Orientalen hinzu, so daß die Stadt nun über viertehalbtausend Häuser zählt und jetzt der Sammelplatz all der Völker vom Araxes bis über den Kaukasus hinaus, wie vom kaspischen und schwarzen Meere geworden ist. Die gemeinsame Sprache, durch welche alle sich verständigen, ist die tartarische, wiewohl auch russisch viel gehört wird. Zwei Reihen räucheriger Küchen sorgen für Speisung der Tausende fremdartiger Gäste, welche die hiesigen Märkte besuchen; Schneider, Schuster, Sattler, Barbiere und Waffenschmiede arbeiten theilweis in offenen Buden auf der sogenannten großen Straße; die Würtemberger bringen Gemüse und Kartoffeln, Georgier liefern Geflügel, Kaukasier Wildpret und Felle, Armenier Stoffe zu Kleidern, Tartaren die trefflichen Pferde. Vor Allem prangen die kostbaren Waffen, die für den Bergbewohner in den Buden ausgelegt sind, um allerlei seltenere Gäste aus weiter Ferne herzulocken; dann müssen die großen militärischen Schauspiele im Maimond dazu dienen, die Herrlichkeit des großen „Padischah in Petersburg" zu veranschaulichen, und selbst der griechische Gottesdienst mit seiner überwältigenden Pracht und seinem zu Rom nicht so herrlich ausgeführten Chorgesange kann nur den gleichen Zweck erfüllen wollen. Denn von dem Christenthum des Abendlandes, zumal wie es das evangelische ist, weiß man sich hier kaum eine Vorstellung zu machen, da Niemand um das Evangelium sich kümmert, was nur des Priesters Sache ist; daher denn auch der russische Soldat so lange noch für sich den Himmel offen weiß, als er nur seine Messe nicht versäumt, die Fasten streng gehalten, das vorgeschriebene Gebet gemurmelt, gekniet und sich bekreuzigt hat. Dem mohammedanischen Gottesdienste steht diese Art und Weise näher, als man glaubt; sittliche Tüchtigkeit wird nicht begriffen, oder als Thorheit verstanden; nur Almosengeben an jedem Freitag, wo die Bettlerschaar sich durch die ganze Stadt ergießt, führt noch zum Himmel ein. Aus diesem Grunde haben die beiden Vorgänger des redlichen, aber einfachen Generalgouverneurs v. Reidhardt, Baron v. Rosen und Fürst Golowin, bei diesen Völkern mehr gewirkt, als sonst nur möglich wäre, indem sie, obschon weit unter dem großartigen Yermoloff stehend, durch die Pracht ihrer Hofhaltung des letzteren Schöpfungen wenigstens wohl zu erhalten wußten, während v. Reidhardt durch seine bescheidene Eingezogenheit und namentlich dadurch, daß er selbst die zu Ostern üblichen großen Hoffeste unterließ, den ganzen Kreis des längst an Pracht, Tanz und Lust gewöhnten Adels sich zum Feinde machte. Dieß mag denn auch der Grund gewesen sein, weshalb der greise Sardar der Kyrosstadt im Frühlinge des Jahres 1845 durch Graf Woronzow ersetzt ward, der seitdem den Fürstentitel führt. Selten, vielleicht nie mehr, hat Tiflis solch einen zauberischen Glanz, solchen Zudrang von Menschen, solch eine wunderbare Pracht gesehen, als bei dem

Einzuge dieses neuen Statthalters. Ein sonniger Himmel begünstigte das Fest. Alle Straßen waren mit Blumen bestreut, alle Bazars mit Teppichen ausgelegt, die Häuser aller Wohlhabenderen mit kostbaren Stoffen behangen; auf den Dächern, auf den Balkons und Gallerien war Kopf an Kopf in den schönsten Gewändern; einige Springbrunnen waren mit bluthrothem Weine gefüllt. Am Abend schien die Stadt zu einem Feuermeere umgewandelt zu sein, die Berge in der Runde waren flammende Vulkane geworden, auf allen Dächern loderten Fackeln; gleich blitzenden Perlenschnüren zogen schimmernde Lampenreihen überall durch die Straßen, auf allen Plätzen brannten bengalische Feuer, und nun dazwischen die leichtfüßigen Töchter von Tiflis in luftigen Gewändern, die stattlichen Männer des Gebirges in silbernen Waffengeschmeiden, die Stämme von Kolchis, vom Ararat, Kosaken, Tartaren und Reiterschaaren, das Wirbeln der Trommeln und Hörnerklag — es konnte im Mährchen nicht schöner sein! Aber mit dem Erlöschen dieser Flammen ging manche letzte Hoffnung auch hinüber.

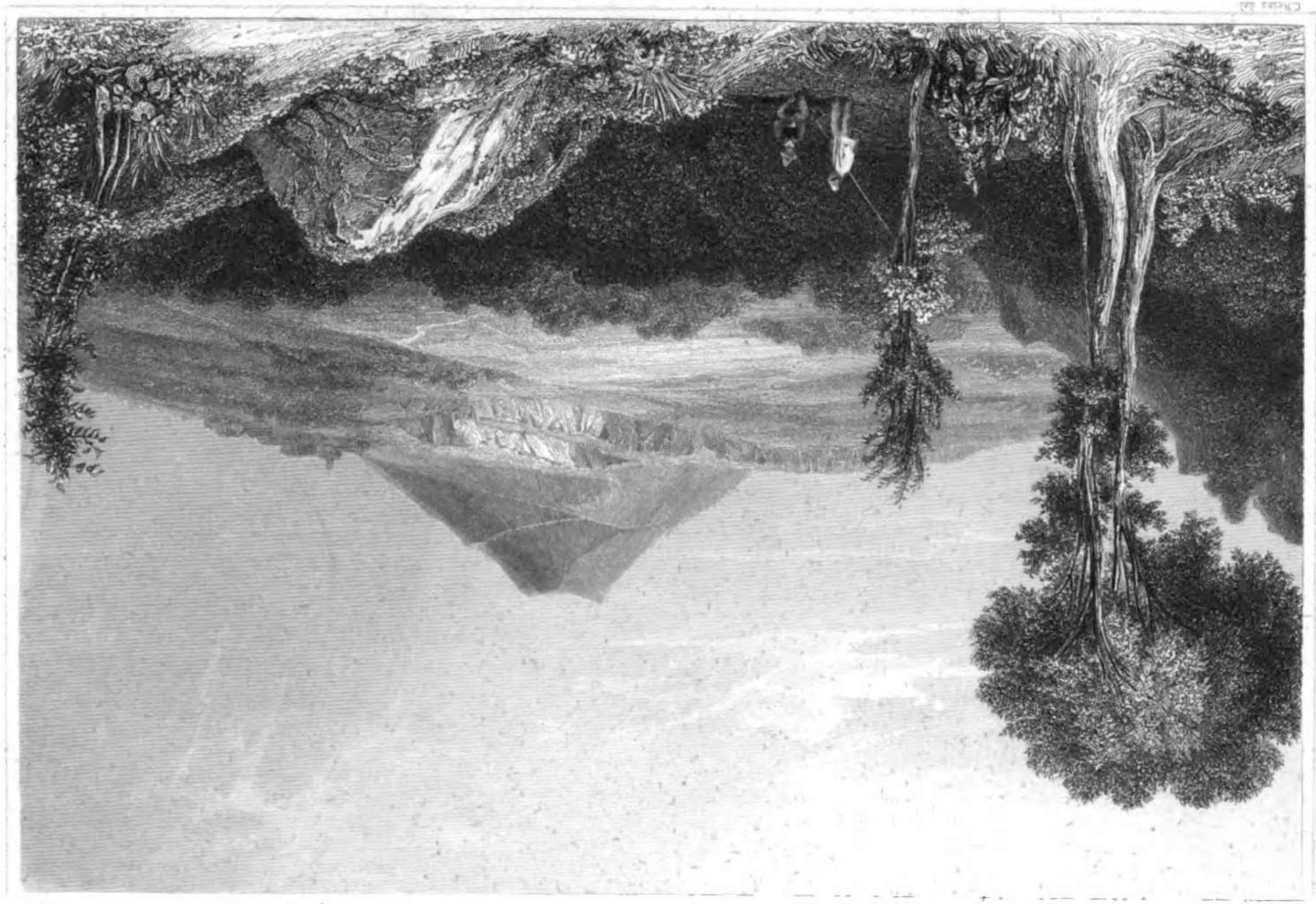
Ich, der ich fern stand von solchen Hoffnungen, verlebte meine Zeit im stillen Kreise lieber Freunde, indem wir uns am Wein und an der Liebe Lied ergötzten. Manche Stunde verging uns bei'm ehrlichen Salzmann, dem allbekannten deutschen Sandwirthe von Tiflis, wo Billard gespielt und gelärmt wird von russischen Offizieren, während für deutsche Landsleute ein abgesondertes ruhiges Stübchen bereit ist. Doch ohne den theuren Champagner geht es auch dort nicht ab, nachdem der billige blutrothe Kachetiner vorangegangen ist. Wenn aber dann der sonnenhelle Mond Georgiens zur Ruhe leuchtete, und in den menschenleeren Straßen nur noch der trunkene Kosak gefunden ward, oder nur hie und da noch eine tief in die blendend weiße Tschadra (weißes Obergewand) verhüllte Georgierin an uns vorüberschwebte, oder die Töne der Balalaika (dreisaitige Guitarre) zur Schönen auf dem Dache sprachen, dann ward in anderer Art die Stadt für mich zur Feenstadt, zumal wenn dann mein morgenländischer Freund, der reichbegabte Mirza Schaffy, des Herzens innerste Gedanken sogleich in schöne Dichterblumen umzuprägen wußte.

Die „gute Gesellschaft" von Tiflis besteht vorwiegend aus den vornehmeren Militärs und der höheren russischen Beamtenwelt, worunter eine Menge deutscher und einzelne französische und spanische Namen sich befanden; dazu kamen zahllose Prinzen und Prinzessinnen aus dem alten georgischen Königshause und einzelne begüterte armenische und georgische Fürsten, deren Kleidung und Lebensweise schon mehr oder weniger einen europäischen Anstrich trug. Bei außergewöhnlichen Festlichkeiten sah man die Fürsten der Kirgisen, Truchmenen, Kabarder, Abchasen, Gurier, Tuschen, Mingrelier, Imerether und anderer Stämme, in den prachtvollsten asiatischen Gewändern und kostbaren Waffengeschmeiden; doch in den engeren Kreisen der Gesellschaft war die französische Sprache nebst schwarzem Frack oder

gewöhnlicher Uniform das herrschende Element. Die große Masse der georgischen, armenischen, tartarischen und persischen Bevölkerung der Stadt war für diese Kreise gewissermaßen gar nicht da, indem man es für erniedrigend achtete, sich dem Hause einer nicht salonfähigen Familie irgendwie näher zu stellen. Die Asiaten selbst aber haben durchaus kein geselliges Leben im europäischen Sinne des Wortes, indem die Frauen für gewöhnlich ausgeschieden sind, und nur bei ganz besonderen Veranlassungen, wie Kindtaufen, Hochzeiten u. dgl., finden auch eigene Frauengesellschaften Statt, die man nur draußen durch's Fenster zu sehen Gelegenheit hat. Es sitzen mit untergeschlagenen Beinen dann 30 — 40 auf einem das ganze Zimmer ausmessenden Teppiche umher, meist stumm und regungslos; den Wachsfiguren gleich, bis endlich eine nach der andern den als Armband getragenen Rosenkranz löst und in Ermangelung besseren Zeitvertreibes dessen Perlen langsam die seidenen Fäden herabgleiten läßt. Eine mit Süßigkeiten jeder Art beladene Tischplatte steht in der Mitte des Kreises und fordert zu gelegentlichem Nippen auf, oder ein Mährchen ertönt aus dem Munde einer älteren Dame, dem Alle so gespannt lauschen, daß sie das Spielen mit der Tschotka oder dem Rosenkranz darüber vergessen. Dieß ist's, worauf sich Alles beschränkt; nie aber kommt eine lebendige Unterhaltung unter diesen mit kostbaren Stoffen behangenen Schönen zu Stande, die auch ein derartiges Bedürfniß durchaus nicht zu fühlen scheinen. Dagegen ist es bei den Männern im andern Zimmer um so lauter und bewegter, da dort das Trinken die Hauptsache ist, worin es dem Armenier fast Niemand gleichthun möchte. Nur wo europäische Sitte in einzelnen armenischen oder georgischen Häusern schon hie und da gemischte Gesellschaften hervorgerufen hat, sind auch die Trinkgelage mäßiger geworden, wogegen die Unterhaltung gewonnen hat. In einem solchen Hause, das zu den besten und wohnlichsten der Stadt gehörte, war mir's vergönnt, einer vorwiegend aus Armeniern und Georgiern bestehenden Hochzeitsgesellschaft anzugehören, bei der die Frauen sämmtlich in ihrer Nationaltracht erschienen, während auch unter den Männern nur wenige schwarze Fracks und Uniformen zu sehen waren. Eine Unterhaltung mit den rings an den Wänden auf Divans herumsitzenden Frauen, mit Ausnahme einiger Jüngeren, welche, in der adeligen Pension von Tiflis erzogen, nicht allein russisch, sondern auch französisch sprechen gelernt haben, ist auch hier kaum möglich; der Tanz nimmt fast die ganze Aufmerksamkeit der Damen in Anspruch, dazu die Lieder der vier Sänger, die abwechselnd zum Ruhme des Brautpaares, des Hauses und der Gäste sich hören lassen, und unter denen ein alter Blinder als Stegreifsdichter vorzüglichen Beifall erntete. Die Herren spielen Schach oder Lotto im Nebenzimmer; die Diener tragen ausgewählte Leckereien, insonderheit Backwerk, herum, damit die Zeit vergehe bis zur zwölften Stunde. Dann geht der Zug zur Kirche bei nächtlicher Weile, wie es die Sitte will. Im altehrwürdigen Dome drängt sich nun Kopf an Kopf, das weibliche Geschlecht durch eiserne

Gitter vom männlichen streng geschieden nach altem Kirchenbrauch, und es beginnt die Einsegnung zunächst des Trauringes, der unter der Aufforderung des Diakonus: „Nun lasset uns beten zu dem Herrn des Friedens“ auf einen Teller gelegt und dann vom Priester singend eingesegnet wird unter dem Schwingen des Weihrauchfasses. Lieder aus dem armenischen Gesangbuche wechseln mit Stellen der Schrift und Gebet, bis endlich die Ceremonie vollendet ist und nun der Ring der Braut gegeben wird. Dann folgt unter gleicher Weitschweifigkeit die Einsegnung „des Kleides der Krone“, das dem Bräutigam vor dem Altare angethan wird, während die Braut in einem besondern Raume, verborgen vor den Augen der Männer, sich umkleidet. Hierauf bewegt sich der Zug zum Hause zurück, wo die Hände des Paares in einander gelegt werden unter Gebet und Gesang, und jetzt erst werden die letzten Förmlichkeiten wieder in der Kirche vollzogen, indem zwei dreifädige Schnüre zum Umwinden der Kronen gedreht werden, mit denen die Brautleute gekrönt sind, welche nach Ablegung ihres Sündenbekenntnisses das heilige Kreuz küssen und endlich zum heiligen Abendmahle gehen, womit die mehrstündige Kirchenfeier schließt. Daheim aber wird noch ein gesegneter Becher mit Wein den Vermählten gespendet, dem Bräutigam ein Schwert gereicht, unter welchem die Braut hindurchschlüpfen muß in der Thüre, als Zeichen, daß sie unter seinem Schutze stehe; darnach erinnert ein Trunk süßen Wassers an die Hochzeit von Kanaan und endlich ein vom Bräutigam unter die Füße getretener Teller an unsere Sitte des Polterabends. Erst nach Durchmusterung der vielen reichen Hochzeitsgeschenke begann das eigentliche Mahl, bald aber gewann auch hier das „Allahwerdy!“ und Jachschi jot!“ („Gott hat's gegeben!“ „Einen guten Weg gehe es!“) bei'm Strömen des Champagners so sehr die Oberhand, daß am hellen Morgen das Haus noch davon wiederhallte.

Das ganze Transkaukasien, welches in zwei ungleich große Unterstatthalterschaften zerfällt, eine östliche am kaspischen Meere, bestehend aus den vorherrschend mohammedanischen Provinzen Karabagh, Talysch, Schirwan, Baku, Derbend und Scheki, und eine westliche vom Ararat bis zum schwarzen Meere, wird, wie auch Ciskaukasien, allein von Tiflis aus beherrscht, von wo drei durchaus fahrbare gute Straßen, nordwärts durch's Gebirge, westlich längs des Rion zum schwarzen Meere und nach Südost im Thale des Kur zum kaspischen Meere führen. Dazu nun gerechnet die Straße nach Eriwan, und man begreift, wie Fürst Woronzow, die Wichtigkeit der Lage von Tiflis erkennend, bis in die neueste Zeit fortwährend neue Garten- und Parkanlagen, ganz neue Stadttheile, Brücken, Bäder, Theater und Prachtbauten jeder Art im Sinne des Kaisers hervorrufen konnte, um durch die Kraft des Mörtels zu verbinden, was noch durch's Schwert so tief zerspalten lag. Wem diese Hauptstadt einst gehören wird, vermag kein Sterblicher zu sagen; doch gibt es nicht ein Ohr im fernsten Kaukasus, das nicht spähend jeder Kunde von Tiflis lauscht.



LXXV

10136032

10136032

Hohenstaufen.

(1848.)

„Ein Kaiser und Ein Reich!“ so riefen vor dreißig Jahren die Männer, welche für die Rettung des Vaterlandes ihr Leben einsetzten, so riefen die Dichter und die Jünglinge; so klang es aus den Liedern Körners, Schenkendorfs, Arndts und anderer geharnischten Sänger. Derselbe Ruf erscholl von den Höhen der Wartburg, als der schöne edle Traum der Burschenschaft in dem Geist der Jugend schwärmte, und derselbe Ruf klopfte mahnend an die Thüre des Wiener Fürstenkongresses. Man dachte sich damals, ein Kaiser müsse auf's Neue an die Spitze des Reichs treten und die Würde erblich sein, so lange das Geschlecht bestehe; man dachte die Herzoge des Reichs, die Fürsten und Standesherren um ihn versammelt zu einer Pairskammer; die Nation aber in einer zweiten Kammer als Reichsparlament mit der Initiative der Gesetzgebung. Diese Verfassung hielt man damals fast einstimmig für die einzige, welche lange Zeit dauern könne, und für diejenige, welche dem deutschen Charakter und der deutschen Sinnesart paßlich sei.

Der Wiener Kongreß jedoch konnte sich zu einem so großen architektonischen Plane nie erheben, und der Schmutz der fürstlichen Partikularinteressen, welcher die Versammlung dominirte, konnte nichts Besseres gebähren als die schlechte Bundesakte und den schlechten Bundestag: — die Quelle unserer Unterdrückung und unserer tiefsten Erniedrigung seit 30 langen Jahren. Die Vorsehung hatte ein Anderes beschlossen. Nicht aus den verdorrten Baumkronen, nicht von Oben herab sollte ein mattes Scheinleben sich gestalten; auf anderem Wege, aus dem frischen Leben von unten herauf sollte die Idee grünen und in die Höhe treiben, und, wenn die Stunde der Reife gekommen wäre, sich offenbaren und zur That gestalten. Ein Kaiser und Ein Reich ist nun von Neuem ein Losungswort geworden; es hallt weithin durch's Land, und dieser Ruf, der ehedem Verbrecher machte, welche Jahre lang im Kerker büßen mußten für die unerhörte Frechheit, dem deutschen Bund die deutschen Farben, dem deutschen Fürstenverein einen gekrönten Präsidenten, oder den acht und dreißig Köpfen eine gemeinsame Krone aufdringen zu wollen, findet jetzt an den Stühlen der Bundesfürsten selbst das lauteste Echo. So ändern sich Zeiten und Menschen: Dreißig Jahre des schmählichsten Drucks, ein dreißigjähriger Krieg des Geistes der Freiheit gegen die nächtlichen, das Schlachtfeld unterminirenden Angriffe der Herrschsucht und des Knechtsinns, dieser gefährlichsten Koalition gegen Glück und Ehre der Völker, und so viel edle, nutzlos verbrauchte Thätigkeit — waren nicht vermögend, den Ruf: „Ein

Kaiser und Ein Reich!“ zur Anerkennung zu bringen; und jetzt reichen 14 kurze Tage hin, um ihn, dem gewaltigen Rufe nach Republik gegenüber, als Ruf der Loyalität zu bezeichnen, ja ihn zum Rettungsanker zu machen, welcher das lecke Fahrzeug der Familienherrschaft in Deutschland halten soll in dem Sturme, der es umtobt und mit gänzlicher Vernichtung bedroht.

Vor einem solchen Abschnitt in der Geschichte des deutschen Volks ist es gut, einmal dessen Kaisergestalten vergangener Zeiten zu mustern und nach Idealen zu suchen, die auf jeden Fall die große Gegenwart noch mehr bedarf, als jede frühere deutsche Zeit. Finden wir aber diese Ideale? Wo sind denn die großen Männer strengen Sinns, jene eisernen Naturen, in Widerwärtigkeit stahlhart ausgehärtet, daß sie mit der Sense des Schwerts und mit der Schneide des Worts das dürre Heu wegmähen, damit das junge Leben Raum gewinne? In welchem Geschlechte stehen denn wahre Helden, Riesen an Muth und Willenskraft und Körperstärke, die die deutsche Krone trugen über Alle und von denen deutsches Volk singt und sagt bis an der Zeiten Ende? — Einen Einzigen trägt als solchen das Volk im Munde. Der Rothbart war's, von dem die Sage umgeht, er werde, wenn der Freiheit rechte Stunde geschlagen, herabsteigen von seinem Kyffhäuser und Deutschland groß machen über alle Reiche der Erde. Das war ein Hohenstaufe. In dem Geschlecht der Hohenstaufen allein hat die Idee deutscher Reichseinheit, kaiserlicher Machtfülle und imposanter Stellung gegen Außen, den Hauptbedingungen der Größe des Vaterlandes, seine Erscheinung gefunden. Es war aber nur eine persönliche Erscheinung: die Idee hat die Sage dazu gethan.

Als die Hohenstaufen den deutschen Reichsapfel erfaßten, litt das Reich an schweren Gebrechen. Die Reichseinheit war untergraben, am Stamm des Nationallebensbaums nagte damals schon das Gewürm, unter dessen rastlosem Treiben im Völkerwalde Europa's kein einziger Baum zu reiner und voller Blüthe gelangen konnte: Fürstenaristokratie und Pfaffenherrschsucht zehrten an ihrem Marke. Die Herzöge, Fürsten und Grafen des Reichs hatten die Schranken des Beamtenthums, innerhalb welcher noch die Ottonen und die ersten Kaiser aus dem salischen Hause sie festzuhalten gewußt, schon unter Heinrich V. niedergerissen. Denn nachdem ihnen dieser Kaiser die Erblichkeit ihrer Aemter und Würden zugestanden hatte, war die Theilung der öffentlichen Gewalt nur ein zweiter Schritt; mit dem dritten erhob man die Getrenntheit der Macht zum Princip. Der eifrigste Beförderer dieser Zersplitterung war das Papstthum, oder, wie Priestereitelkeit und pfäffische Anmaßung sich noch heute mit Gewicht ausdrücken — die Kirche. In früheren Zeiten hatten Klerus und Kaiser gemeinschaftlich gegen die Machtentwickelung der weltlichen Großen angekämpft, Beiden zum Heil, so lange der Kaiser das Scepter über den Krummstab schwang, so lange es in seiner Machtvollkommenheit stand, Männer sei-

ner Wahl auf die höchsten und wichtigsten Kirchensitze zu führen. Gregors VII. Sieg über Heinrich IV. warf das Scepter unter des Papstes Pantoffel: mit der Aufhebung der Investitur, d. i. der Belehnung der Geistlichen durch den Kaiser mit Ring und Stab (das wichtige Symbol der Lehnsabhängigkeit des Klerus von der weltlichen Macht!) war das Band, welches bisher den Klerus in der Unterthanenschaft des Staats festgehalten hatte, zerrissen: aus dem starken Bundesgenossen im Kampfe gegen die Unabhängigkeitsgelüste der Fürsten war der gefährlichste Feind der Reichseinheit hervorgegangen: die Priesterschaft im Dienste der Hierarchie. So hatten sich die deutschen Fürsten und der römische Papst in die Hände gearbeitet, jene, um im Reichsschiff nach Belieben zu walten, dieser, um das Wrack nach seinen Plänen zu lenken. Nicht zu verkennen ist, daß noch ein Drittes mächtig beitrug, des Papstes Krone zu einer dreifachen zu machen: der Geist der damaligen Zeit. Es war eine neue Weltanschauung im christlichen Europa zur Herrschaft gelangt: „das Innerliche hatte über das Aeußerliche, das Spirituelle über das Sinnliche, das mystisch-religiöse Gemüth hatte über den klaren Verstand" den Sieg davon getragen. Religion, Kirche und Leben waren damals so in Eins zusammen geschmolzen, daß keine menschliche Thätigkeit ohne dieses Motiv groß und erhaben genannt werden durfte: denn wie die Wissenschaft nur darum in Ehren stand, weil sie die Lehren der Kirche auch durch die Vernunft als unzweifelhaft wahr und göttlich zu begründen suchte, so fand die Waffenführung ihr höchstes Ziel im Kampf für die Kirche: das Ritterthum begann seine schwärmerisch-religiösen Heldenthaten, und bewährte sich am glänzendsten und großartigsten in den Kreuzzügen, welche Millionen Krieger in den Dienst der Kirche und den Papst auf seine höchste Höhe stellten; er war fortan das unbestrittene Oberhaupt jener großen, von den mächtigsten Fürsten und Staaten in Bewegung gesetzten Eroberungs-Wallfahrten.

Papst, Klerus und Reichsfürsten — sie standen dem Kaiserthum und der Reichseinheit feindlich gegenüber; und das Volk? — Verlangst du Antwort auf diese Frage? — Die Feder sträubt sich, sie niederzuschreiben; „Schon damals", heißt sie, „war es so weit gekommen, daß von einem eigentlichen freien deutschen Volke keine Rede mehr sein konnte." —

Und wer trug die Schuld? Der Erbfeind des alten germanischen Gemeinwesens (dessen Grundmauern vollkommene persönliche Freiheit und unmittelbarer Güterbesitz gewesen), das Erbübel war's, welches noch diesen Tag an der großen Mehrzahl unsers Volkes nagt, jene eigentlichste Erbsünde, die auf den socialen und politischen Verhältnissen der meisten europäischen Nationen lastet: das Lehenswesen! — Abhängigkeit und Aftereigenthum — beide herbeigeführt durch die vereinten Bestrebungen des Klerus und der Fürstenaristokratie und bis zum menschen-

entwürdigenden Extrem durchgesetzt durch den unwiderstehlichen Einfluß jenes auf alle Verhältnisse der Familie und die trotzige Gewalt dieser über alle Verhältnisse des Staats — ich sage: Abhängigkeit und Aftereigenthum entfremdeten die Masse des Volks dem nationalen Gemeinleben, vernichteten die tiefgewurzelte Ehrfurcht vor der Reichskrone und zerbrachen die mächtigste Stütze des deutschen Kaiserthrons. Und so sind wir an der Hand der Geschichte zu der traurigen Wahrheit hingeführt worden, daß die Selbstsucht und die Herrschgier der Pfaffen und Fürsten jene Zustände des deutschen Reichs verschuldet haben, welche es sieben Jahrhunderte lang zum Spielball innerer Privatinteressen und äußerer Eroberungspläne erniedrigten, welche es möglich machten, daß Saft und Kraft der edelsten Nation der Erde während dieser langen Zeit von einer Anzahl Familien ausgebeutet werden konnten, und welche endlich ihren schmählichen Triumph darin fanden, daß der verfaulte Körper des Kaiserreichs den Fußtritten der schwächern Nachbarn wehrlos bloß gestellt und daß er der Gegenstand des Hohngelächters von ganz Europa wurde.

Ehe jedoch die Hohenstaufen den Kaiserthron bestiegen, hatten sich aus diesem Chaos drei Elemente ausgeschieden, welche, klug und energisch benutzt, dem Schicksal der deutschen Nation eine andere, eine glücklichere Wendung gegeben haben würden. Aus dem Stande der alten Gemeinfreien hatten sich zwei Stände vor gänzlicher Abhängigkeit gerettet: die Ritterschaft und das Bürgerthum: jene aus denjenigen Gemeinfreien entstanden, welche dem Kriegsdienst zu Roß pflichtig waren; diese aus denjenigen Gemeinfreien hervorgegangen, welche, zu schwach, um einzeln ihre Freiheit zu behaupten, sich in größeren Gemeinden zusammen thaten, und durch Bildung, Gewerbfleiß und Handel bald zu Ansehen gelangten. Das dritte Element stieg aus dem Schooße der Geistlichkeit empor: die freie Thätigkeit, welche man der menschlichen Vernunft gestattet hatte, um die Uebereinstimmung ihrer Forschungen und Resultate mit den Aussprüchen der Kirche darzuthun, hatte diese enggezogenen Grenzen überschritten und es war aus dem Vertheidiger ein Angreifer geworden. Bis dahin felsenfest auf der öffentlichen Meinung ruhend, sah die mittelalterliche Kirchenlehre und mit ihr die Macht der Hierarchie sich plötzlich Grundsätzen gegenüber, welche nicht bloß von Einzelnen, sondern von Massen vertreten wurden und mit dem Glauben an die Untrüglichkeit der Kirche Ansehen und Macht der Priesterschaft erschütterten. Abailard, Arnold von Brescia, die Waldenser erhoben sich als Kämpfer des freien Geistes: die öffentliche Meinung, die Hauptstütze des Papstthums, begann zu wanken.

Und diese Ritterschaft, dieß Bürgerthum, diese reformatorischen Bestrebungen bildeten die Trias, welche naturgemäß zum Kaiser hielt: die Ritter brauchten des Kaisers Schutz, um von ihren weltlichen und geistlichen Lehensherren nicht zu bloßen rechtlosen Waffenknechten herabgedrückt zu werden; die Bürger, um für ihre demokratische Entwickelung einen starken

Schild gegen die Fürstenaristokratie zu gewinnen; die reformatorischen Streiter, um ihr aufgehendes Licht hinter dem Schirm des Kaisers gegen die Gewaltmaßregeln der Hierarchie gewahrt zu wissen. Wir wollen nun sehen, wie die Hohenstaufen, schon Kaiser, diese Elemente der Macht, diese starken Waffen zum Kampf gehandhabt haben. —

Der Stammvater des Geschlechts, Friedrich von Büren, war ein einfacher Rittersmann, der um 1056 die Burg erkaufte. Eine sonderbare Fügung hob seinen Sohn Friedrich zur höchsten Würde, die der Kaiser zu verleihen hatte: Friedrich von Staufen wurde der Schwiegersohn des Kaisers Heinrich IV. und erhielt Schwaben, das Herzogthum, zu Lehen. Schon die Söhne desselben, Friedrich und Konrad, traten, nach Heinrichs V. Tod, als Thronbewerber auf. Sie erfüllten die Regierungszeit Lothars mit Bürgerkriegen. Dasselbe that Heinrich der Stolze von Bayern und Sachsen, als statt seiner Konrad III., als erster Hohenstaufe, den Kaiserthron bestieg. Mit dieser Feindschaft entspann sich jener Kampf zwischen Hohenstaufen (Ghibellinen) und Welfen (Guelfen), welcher Deutschland und Italien in eine lange Reihe blutiger Bürgerkriege verwickelte. Konrad würde, wäre er nicht der Erste des Hohenstaufenschen Hauses, ohne Auszeichnung in der Geschichte stehen. Er war ein schwacher Fürst, und Deutschland verlor unter ihm nach Innen und Außen. Seine vortrefflichste That war die, daß er, an sich selbst erkennend, was dem Reiche noth thue, die Nachfolge auf dem Throne seinem eigenen Neffen Friedrich von Schwaben zuwandte. Er, der Barbarossa (Rothbart), wie ihn die Italiener nannten, war die eigentliche Heldengestalt des Geschlechts. Während Friedrichs vierzigjähriger Regierung stand Deutschland wieder als die erste und gewaltigste Macht Europa's da, unter deren Oberherrschaft die slavischen Reiche, die Wenden, Böhmen, Polen, die Ungarn, die Burgunder und Italiener und selbst die Dänen sich fügten. Friedrichs große Persönlichkeit that's allein, nicht seine Politik. Seine vielen Kriege in Italien erregten vielmehr die Unzufriedenheit Deutschlands und zwangen ihn, die Fürsten durch Machtvergrößerung für sich zu gewinnen, während er gegen seine Hauptfeinde, den Papst und die italienischen Städte, nie zu vollständigem Sieg gelangte. An die Heranbildung einer den Großen und dem Klerus überlegenen Macht in einem dem Kaiser und Reich unmittelbar untergebenen Volke hat Barbarossa nie gedacht. Das schlimmste Geschenk warf dem Reiche 1186 die Verheirathung seines Sohnes Heinrich mit Konstanze von Neapel zu, denn Unteritalien hat Deutschland Gut und Blut in Menge gekostet und das Hohenstaufengeschlecht selbst zum Untergang geführt. Schon dieser Heinrich VI. verbrachte den größten Theil seiner Regierungszeit im Kampfe um dieses Königreich. Noch weiter von dem rechten Wege, auf welchem Deutschlands Glück lag, kam Heinrichs VI. Bruder, Philipp von Schwaben, ab. Erst in Heinrichs VI. Sohn sehen wir wieder einen großen Kaiser als Friedrich II. Er ge-

hörte zu den genialsten Männern seines Jahrhunderts. Wissenschaft und Kunst waren heimisch an seinem Hofe, er war Meister mit der Leier wie mit dem Schwerte; an politischem Scharfblick und energischer Thatkraft war er seines Großvaters Ebenbild. Aber auch er irrte: in seinem Herzen lebte das schöne Italien, das Land, wo er geboren und erzogen worden war, und so konnte auch ihn weder die feinere Bildung noch die freiere Weltanschauung von der für Deutschlands Interesse falschen Politik seines Hauses ab und auf den rechten Weg hinführen. Zu spät für Deutschland und sein Haus erkannte Friedrich, „daß er den selbstsüchtigen Tendenzen der geistlichen und weltlichen Fürsten ein anderes Element entgegensetzen müsse" — er wurde ein Freund des Bürgerthums; — aber eben zu spät! Das Unglück brach über ihn, über Deutschland und über sein Haus so plötzlich herein, daß er, nach wenigen Jahren voll der bittersten Erfahrungen, des tiefsten Wehes in Familie und Staat, mit gebrochener Seele starb.

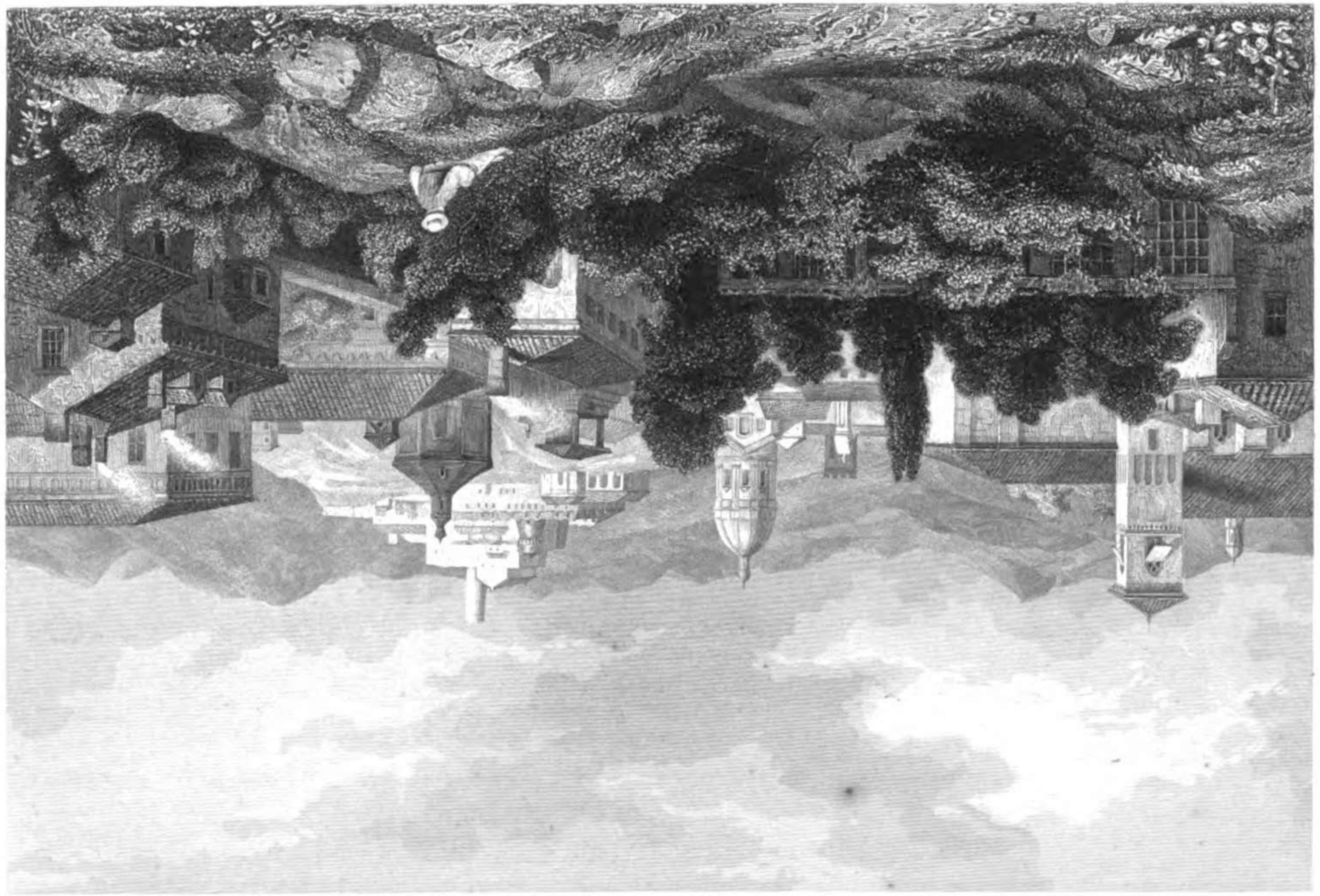
Nachdem Friedrich, der größte Hohenstaufe, begraben war, ließ der Untergang des Geschlechts nicht lange auf sich warten. Konradin eilte über die Alpen, um Neapel dem französischen Usurpator zu entreißen, verlor die Entscheidungsschlacht und legte sein blühend schönes Jünglingshaupt auf den Block. Er war der letzte Hohenstaufe. Der alte germanische Zug nach Italien hatte die Kraft auch dieses Geschlechts gebrochen, und geblieben ist jener Zug die Quelle des Verderbens für deutsches Volk und deutsche Herrlichkeit bis auf den heutigen Tag.

Der Berg, auf dem die Burg Hohenstaufen stand, liegt im würtembergischen Amte Göppingen, im Donaukreise. An seinem Fuße bewahrt ein Marktflecken noch den Namen des Kaisergeschlechts. Zerstört wurde die Burg 1525 im Bauernkriege. Sie wurde niedergebrannt und der Erde gleich gemacht. Das einzige Merkzeichen vergangener Größe ist am Fuße des Schloßbergs zu suchen. Dort liegt eine kleine Kirche, durch deren niedere Pforte Friedrich Barbarossa täglich zur Messe schritt. Sie trägt die Inschrift: Hic transibat Caesar.

Aber was ist nun durch diese Betrachtung der hervorragendsten Gestalten im langen Kaiserzuge für den loyalen Ruf: „Ein Kaiser und Ein Reich!" gewonnen? — wenig! Die Nation dagegen fragt, und sie fragt mit Recht: Wenn das am grünen Holze geschah, was haben wir am dürren zu erwarten? —

10136032

BRESCIA



10136032

10136032

Brescia in Italien.

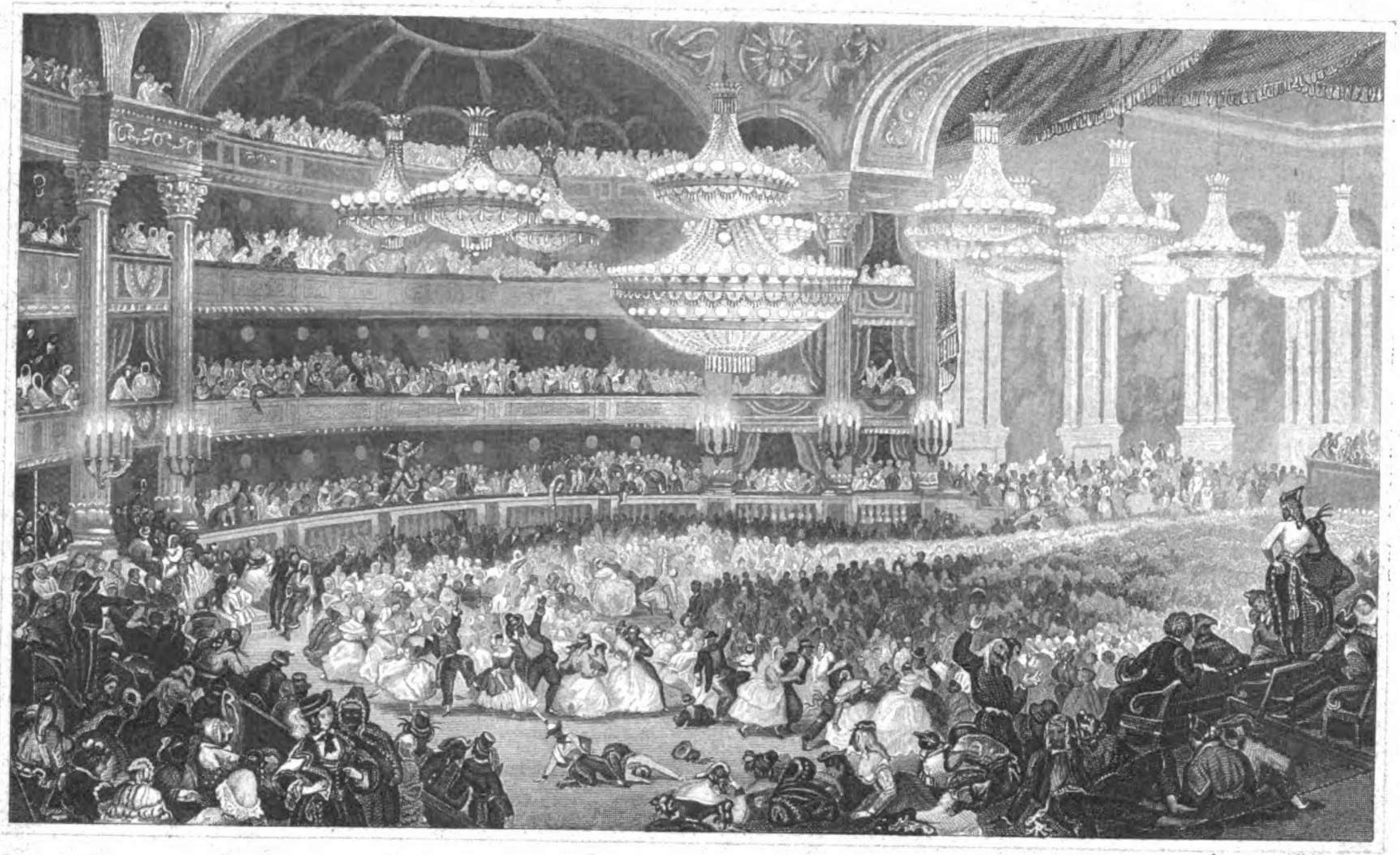
(1852.)

Brescia leitet seinen Ursprung bis in die griechische Heroenzeit hinan, und die Stadt nennt Herkules ihren Erbauer. Die ersten Einfälle der Gallier verwüsteten sie; Brennus stellte sie wieder her. Reich und groß geworden unter der Republik und unter den Kaisern, blühte sie fort bis zum Einfall der Barbaren unter Attila, der ihr römisches Leben vertilgte. Gothen herrschten dann, und Longobarden siedelten auf ihren Trümmern; letztere machten sie zur Hauptstadt eines Herzogthums. Brescia ging auf und nieder in den spätern Jahrhunderten, während welchen Oberitalien, nach Perioden der Ruhe, von Krieg und Verheerung und allen Leiden heimgesucht ward, die sich an häufige Veränderungen der Herrschaft knüpfen. Am drückendsten erschien ihm das deutsche Joch, und als die lombardischen Städte ihr Haupt gegen die Kaiser erhoben, da war Brescia eine der vordersten und ersten. Sein Kampf um die Freiheit war an Großthaten reich. Eben so tapfer und entschlossen als die Brescianer sie erfochten, eben so fest und ausdauernd vertheidigten sie ihren Besitz. Im 14. Jahrhundert widerstanden sechstausend Bürger einem sechsfachen deutschen Heere unter der Führung König Heinrichs, des Luxemburgers; 1412 vertheidigten die Frauen, die Heldin Brigitte Avogadro an der Spitze, die Stadt mit Erfolg gegen das stürmende Heer des Piccinino während der Abwesenheit der Männer, welche fern von der Heimath zu Felde waren. 1426 gerieth Brescia unter die Hoheit Venedigs, das, zu seinem Schutze zu schwach, die Stadt nach der Schlacht bei Aguadello 1509 den Franzosen überließ. Nach drei Jahren schüttelte sie das fremde Joch zwar ab; aber ein französisches Heer unter Gaston de Foix rückte ein und nahm die Stadt im Sturm wieder. Das Schicksal der Ueberwundenen war grausam. Die fremde, rohe Soldateska überließ sich allen Greueln. Von den Einwohnern wurden 9000 in den Straßen und Häusern erschlagen und nach 7tägiger Plünderung die Stadt angezündet und gänzlich verheert.

Dennoch erhob sie sich wieder durch die Energie des Geistes und Willens, welche dem Brescianer innewohnt seit den ältesten Zeiten. Die Freiheit war verloren; der Fleiß eroberte einen fest begründeten Wohlstand, und dieser hat sich erhalten und ist zum Reichthum angewachsen bis in die neueste Zeit. Selbst die Hand eines Barbaren, welcher die Brescianer für ihre Ausdauer im vorletzten Unabhängigkeitskampfe Italiens mit wilder Rohheit züchtigte und die niedergeworfene Stadt dem Morde und den Flam-

men überlieferte, vermochte nur die Trauer in alle Familien zu tragen, nicht aber die Quellen des Erwerbs zu verwüsten, die der Stadt in dem Seidenbau, in der trefflichen Stahl- und Eisenfabrikation der Gegend, in den Filaturen und Webereien, in ihren berühmten Waffenfabriken ꝛc. beständig fließen.

Brescia ist am Fuße der rhätischen Alpen, am Rande der fruchtbaren Poebene, hingebaut, — in einer lachenden Gegend mit mildem südlichem Klima und geschützt durch die Mauern der Gebirge vor den rauhen Winden aus Nord und Ost. Stundenweit ist um Brescia alles Land Ein Garten, wo Orange und Citrone im Freien reifen, wo Oliven und Maulbeerbäume, von Reben umschlungen, die Höhen und Gelände bekleiden. Die Anlage der Stadt ist großartig. Sie ist von breiten Straßen durchschnitten und hat eine Menge Plätze und Märkte, welche Denkmäler und Springbrunnen zieren, viele derselben aus Marmor, manche Meisterwerke der Kunst. Die Einwohner gelten als streitsüchtig, leidenschaftlich und tapfer bis zur Verwegenheit. Ihre Liebe zur Freiheit ist der rothe Faden, der sich durch das schicksalreiche Leben der Stadt zieht. Sie hat ihr oft Kampf, immer Ruhm, nicht selten Verderben gebracht. Die Zahl der Einwohner übersteigt 40,000. Das alte Schloß auf dem nächsten Hügel ist jetzt zur Festung umgeschaffen und hält mit eiserner Faust die Brescianer im fremden Joch. — Brescia ist Bischofssitz, es hat ein Seminar, Gymnasium, Lyceum, Athenäum, eine musikalische Akademie und viele kostbare Sammlungen; ein Museum der Naturgeschichte, botanischen Garten, öffentliche Bibliothek von 50,000 Bänden mit vielen Handschriften, die bis in's 6. Jahrhundert reichen; Gemäldegallerie, Kupferstichkabinet ꝛc. Das merkwürdigste Gebäude ist der alte Dom, noch aus der longobardischen Zeit, vordem ein römischer Tempel, aus dem eine Menge Bildwerke übrig waren, die aber ein Senatsbeschluß im 15. Jahrhundert zerstört hat; der neue Dom ward im 16. Jahrhundert aus Marmor erbaut. — Viele andere Kirchen sind prächtige Werke und bewahren einen Gemäldeschatz großer Meister; von Tizian, Paul Veronese u. A. sind mehre der berühmtesten Bilder in den Kirchen, in dem Rathhause (della Loggia) und in den Palästen Tosi und Zechiferari zu suchen. Der Freund des Alterthums findet in Brescia einen antiken Tempel, und unter den ausgegrabenen Bildwerken ist eine Bronzestatue der Viktoria unter die besten zu rechnen, die auf die Gegenwart gekommen sind.



Das OPERNHAUS

in Paris.

10136032

Der Maskenball im Opernhaus in Paris.

Die Mitternachtsstunde war angebrochen. Es war Lundi gras, der vorletzte Abend des Karnevals. Die Nacht war kalt, der Himmel glänzte tiefblau, die Sterne funkelten, die Milchstraße — jedes Stäubchen auf derselben eine Sonne — gürtete schimmernd das Firmament und spannte in ruhiger Majestät ihren Bogen über die Weltstadt. Sie schien zu schlummern. Da schlägt die Gespensterstunde — Lärm vertreibt die Stille, Wagen rasseln, die Thüren öffnen sich, die Fenster werden heller, die Straßen belebter, und unter schallendem Gelächter huschen wunderliche Gestalten, nicht Männer, nicht Frauen: — nein! Wesen ohne Namen in den Trachten und Anzügen aller Völker, aller Stände, aller Zeiten, verlarvt durch das Gedränge. Wo gehen sie hin diese Helden und Könige Hand in Hand mit der Zigeunerdirne und dem Bettelweib? Wohin eilt jene Kassandra im Arm des Tartüffe, diese römische Matrone geleitet durch einen Abbé vom Hofe des Regenten? — Alle haben nur ein Ziel: — das Opernhaus. — Dort ist heute die Maskerade, an der halb Paris Theil nimmt; das große Narrenfest, und Jeder, der fünf Franken entbehren kann, will heute ein Narr mit sein, oder sich doch ergötzen am Narrenspiel. — In dem ungeheuern Raum des Opernhauses strömt das blendende Licht von 80 Girandolen herab, die Logen und Bänke füllen sich; doch noch ist's still: nur tausend und aber tausend Blicke kreuzen sich forschend und spähend in dem Chaos der wunderlichen Masken. — Auf einmal zittern die Mauern und schlagen die Herzen, ein Posaunengeschmetter, wie der Todtenruf am jüngsten Tage, gibt die Losung, mit dem Sturm der Töne ist losgelassen der Sturm der Lust und der Tollheit. Wie im Veitstanz reißt's die Massen in den Wirbel, ein Delirium ist Alle überkommen, der Fanatismus des Vergnügens hat die Seelen gepackt, diese Wesen, diese Larven, Männer und Frauen, sie jauchzen und hüpfen, und Eins das Andere umschlingend werfen sie sich in das Durcheinander des formlosen Tanzes. Das Vergnügen wird zur Trunkenheit, die Trunkenheit zur Raserei: in immer schnellerm Takte treibt die Musik die Massen im Kreise, bis gänzliche Erschöpfung zu einer Pause nöthigt. Aber kaum haben die wüthenden Tänzer ausgeschnauft, so beginnt das Orchester von Neuem, das Pandämonium der Lust erbebt wieder unter den Füßen der Larventräger, und so geht es fort bis zum hellen Tage. — Das Opernhaus ist in der Karnevalsnacht wirklich ein Tollhaus zu nennen. Paris aber, dieß aufgeschlagene Buch der Weltgeschichte, wer erkennt es in diesem taumelnden Wirrwar der Nichtigkeit und

des Scheinlebens wieder? — Wer sieht in diesem Bilde den tausendarmigen Riesen, welcher, wenn er seine Glieder reckt und umwendet, die Welt erzittern macht, daß alle Throne wanken? Dieß das eine Bild der pariser Welt, — und dann das andere, wo das Volk die Bastille stürmt; dort Larven, hier Wesen der Wirklichkeit; dort die Lüge, hier die Wahrheit; dort die Jäger der Lust, hier der Blousenmann bei harter Todesarbeit; dort der Fanatismus des Vergnügens, hier die lebenverachtende Begeisterung für die Freiheit!

Sitten in Wallis.

Die Rhone, unter den Alpentöchtern des ewigen Eises die wildeste, durchläuft von ihrer Wiege bis zu ihrer Einmündung in den Genfersee eine Entfernung von 38 Stunden. Mit unbegreiflicher Kraft hat sie sich ein tiefes Thal durch das höchste Gebirge des Welttheils gerissen. In unzähligen Rinnsalen, welche bald dunkle Schluchten, bald lichte Nebenthäler bilden, stürzen, auf beiden Seiten, von Gletschern und Schneefirnen die kleineren Gewässer herab, um sich mit jener zu vereinigen. Die Breite des Rhonethals erreicht nirgends eine volle Meile. Seine Wände sind steil; der Hirtenstab trat fast allwärts an die Stelle des Spatens. Mehr als 8000 Sennhütten sind hingestreut über die grünen Matten, und die Glocken der Heerden beleben die Einöde des Gebirgs bis an den Rand der Gletscher, bis zu den Feldern des ewigen Schnees. Im Thale wälzt sich der Strom mit furchtbarem Tosen zwischen den zerrissenen Felsufern schäumend hinab, und einzelne Schuttkegel und Bergtrümmer erheben sich da und dort aus dem Boden als Verheerungszeugen vergangener Zeit. Die Menschen sind mit ihren Städten, Dörfern und Weilern vor den unbändigen Wassern auf die höhern Thalränder geflüchtet, oder auf die Terrassen der Vorberge, oder in den Schooß der tiefern Alpenwelt. Wie auf den Felsenhäuptern des Rheinthals zwischen Mainz und Koblenz, so haben auch hier die Ritter und Pfaffen des Mittelalters die Felszinnen mit dem grauen Gemäuer von Burgen, Schlössern und Klöstern gekrönt: — wohl ein halbes Hundert zählt man in dem Hauptthale allein, und manchem, das zwischen Himmel und Erde auf jetzt unersteiglichen Klippen hängt, gibt die Tradition den Bösen zum Baumeister, und die Sage bevölkert es mit Gnomen und Geistern. Das ganze Thal hat eigentlich das Ansehen einer landschaftlichen Ruine, welche aber von der Natur auf's reichste geschmückt wurde. In keinem Theile der Schweiz ist die Flora so zahlreich und so mannich=

10136032

SITTIEN
in der Schweiz

Aus d. Kunstanst. d. Bibl. Instit. in Hildb.

Eigenthum d. Verlegers.

faltig, und während zwischen den Klippen von Sitten in geschützten Lagen das zarte Granatbäumchen wild wächst und die südliche Kaktus klettert, wandelt man weiter oben unter den Gesträuchen und Blumen Islands.

So ist das Wallis, und wie das Land ist auch die nur etwa 20,000 Familien starke Bevölkerung; — sie ist eine Trümmerwelt. Noch hat kein Forscher die Völker aufgezählt, deren Ueberbleibsel in den Thälern und Schluchten zerstreut sind seit grauer Vorzeit. Schon die Idiome stellen ein langes Verzeichniß auf: Gälen, Araber, Hunnen, Gallier, Germanen, Römer, Gothen und Vandalen. Noch hat auch Niemand die Grenzen des Landes fest bestimmt, und die Linien, welche die Karten als solche angeben, hat noch kein Mensch gemessen. Der Flächenraum des Staats ist unbekannt; denn wer kann die Marken stecken auf den Gletschern und Firnen und topographische Aufnahmen bewerkstelligen auf unersteiglichen Eiswüsten, die nur der Adler kennt, oder in den Felsöden, wo der Bär, vor den Nachstellungen des kühnsten Jägers sicher; haust? Nur da sind die Grenzen bekannt und festgestellt, wo Straßenzüge über den Nacken der Hochgebirge laufen, oder wo Alpendörfer, welche die größere Hälfte des Jahres in Schnee begraben liegen, ihrem Vieh zwischen den Zinken und Berggräthen Sommerweide suchen müssen.

Staatlich ist Wallis in das obere und untere geschieden, und jedes theilt sich wieder in „Centen", d. h. in kleine, selbstherrliche, verbündete Republiken, die, unter selbstgewählten Obrigkeiten, selbstgegebenen Gesetzen gehorchen. Das Land ist also eine Föderativrepublik, die als Kanton zum Schweizerbunde gehört. Im obern Wallis wiegt das deutsche Volkselement über; in dem untern das gälische und romanische, mit dem arabischen und hunnischen bald mehr oder weniger stark versetzt; denn sowohl von den Heeren des Attila, als auch von den Sarazenen (Arabern), welche im achten Jahrhundert die alte römische Welt vollends verwüsteten, blieben versprengte Schaaren zwischen den Bergen in Wallis sitzen! Von einer Nationalphysiognomie kann unter solchen Verhältnissen nicht wohl die Rede sein. Das Volk ist, wie alle Mischlinge kaukasischer und mongolischer Raçe, häßlich, und die ungeschlachte Tracht hilft den widrigen Eindruck vergrößern, den die bigotten Gesichter hervorbringen. Die Männer tragen Jacken, Westen und Kurzhosen von grobem, schwarzem oder dunkelbraunem Tuch; die unzierlichen Weiber von denselben Stoffen Röcke, Wämser und Schnürbrüste. Von der Sauberkeit der schweizer Landleute in den reformirten Kantonen ist keine Spur. Wie sie selbst, so sehen auch ihre Wohnungen aus. Unwissenheit, Schmutz und Armuth sind die Penaten. Viele haben sogar ein verfallenes Ansehen. So lange dem walliser Hirten nicht der Regen auf's Bett träufelt, bessert er kein Dach und keine Wand. Selbst die Gemeindehäuser sind meist vernachlässigt. Diese entbehren jedoch nicht einen barbarischen Schmuck. Thüre und Wände sind nämlich mit den Klauen, Krallen und Bälgen von Luch-

sen, Bären, Wölfen, Adlern benagelt, ein Gebrauch, der sich bei den Mongolen wiederfindet und die Herkunft verräth. Am traurigsten aber ist der Anblick jener Unglücklichen, in denen der Gottesfunke zu fehlen scheint und die auf den Grenzen der Menschheit und der Thierwelt irren: jener Allerärmsten, für welche der Himmel umsonst seinen Sternenmantel über die Erde breitet und die Natur ihre Herrlichkeit und ihre liebenden Arme öffnet: denn sie schauen hinan und stieren hinein ungerührt, und kein Gedanke und kein Engel läßt sich in ihr verödetes Herz nieder. Ich meine die Kretinen. Das Wallis ist ihr Vaterland. Auf hundert Einwohner rechnet man wenigstens einen dieser Pariahs der Schöpfung. Tage-, ja Wochenlang sitzen sie an einem Fleck, angethan in Lumpen, mit gesenktem Haupte und den unförmlichen Kröpfen, lebend von den Brocken, welche ihnen die Vorübergehenden reichen. Viele sind sprachlos; Viele blöcken mit den vorbeiziehenden Rinderheerden; denn die meisten haben die menschlichen Töne ganz verloren, und gleichwie eine geborstene Glocke verletzt jeder ihrer Laute das Ohr, und jeder Blick auf die Jammergestalten zerreißt Einem das Herz. Warum — so möchte man ausrufen — sind sie auf der Erde? Engel des Todes, komm herab und erlöse die Jammerwesen und schließe ihre thränenleeren, rothen Augen! —

Sitten ist die Hauptstadt des ganzen Walliser Landes. Eine schönere Lage ist kaum zu denken. Um zwei isolirte Felsen, welche fast senkrecht aus der Thalebene 4—500 Fuß hoch aufschießen und von welchen Burgtrümmer und Klostergebäude herabschauen, gruppiren sich die Häuser des Städtchens, dessen neues, freundliches Ansehen um so mehr erquickt, je weniger man ein solches in Wallis sucht. Sitten brannte vor ungefähr 70 Jahren fast ganz nieder und wurde seitdem schöner aufgebaut. Das Städtchen ist nicht ohne Wohlstand. Als Kreuzpunkt mehrer Straßen und Saumwege, welche thalab- und thalaufwärts, nach Piemont und nach Deutschland und zu den Bergpässen über die Scheidewand der Hochalpen zwischen Wallis und Italien führen, hat es einen Speditions- und Zwischenhandel, der im Sommer Alles belebt und beschäftigt. Es ist ein eigener Anblick in dieser Zeit, Abends die langen Züge schwerbeladener Maulthiere, eins dem andern folgend und von wenigen Führern begleitet, die steilen Gebirgswege herab dem Städtchen zuschreiten zu sehen, oder den wandernden Handwerksburschen mit seinem Knotenstocke, der, aus der todtenstillen Eiswelt kommend, in Sitten zum ersten Male den warmen Odem Italiens fühlt und die Vegetation Hesperiens schaut. Die Gärten und Felder umher sind sehr fruchtbar, auf allen Hügeln rankt die Rebe, von allen Höhen winken Fruchtbäume. Dazu die Zauberspiele des Lichts, die mit jeder Tageszeit wechseln, die Blicke in die Gebirgswelt, auf die brausenden Gletscherbäche der Nebenthäler, oder auf stürzende Kaskaden, und in der Ferne auf die Riesen der Alpen, auf die Dome, Gräten, Zacken und Hör-

ner, welche hinter den Wolken herüber schauen, wie Angehörige einer andern Welt. —

Sitten ist der Sitz eines Bischofs, der sich ehedem des heiligen römischen Reichs Fürst, Graf und Präfekt von Wallis nannte, und nicht nur geistliche, sondern auch weltliche Gerichtsbarkeit über alle Völkerschaften des Gebirgs übte. Seine Titel sind mit dem Reich verschwunden und sein fürstliches Schwert ist zerbrochen; aber seines Krummstabs Herrschaft über die Menschen ist darum nicht schwächer geworden. Noch heute gilt die Stimme des Bischofs im allgemeinen Landrath der Föderativrepublik so viel als die Stimme jedes einzelnen Cents; aber weit wirksamer noch ist sein Einfluß auf die Bevölkerung durch eine wohlorganisirte Hierarchie, die, eng geschlossen und streng gegliedert, die Gewissen beherrscht und alle Lebensverhältnisse der Einzelnen, wie die des Staates, überwacht und leitet. Außer der zahlreichen Klostergeistlichkeit sind 112 Pfarrer unablässig bemüht, die Pfaffengewalt aufrecht zu erhalten und auszudehnen, und jeder Cent ist noch durch einen besondern bischöflichen Statthalter, einen „Supervigilanten" beaufsichtigt. In Wallis wird recht sichtbar, daß republikanische Institutionen, wenn sie nicht von der Volksbildung getragen werden, am wenigsten Schutz gewähren gegen die Tyrannei der Kirche, welche mit dem öffentlichen Leben zugleich das Familienleben in eiserne Fesseln schlägt.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Negroponte	3
Antwerpen	4
Die Viamala in Graubündten	9
Elbogen	12
Die Karthause bei Pavia	13
Die Felsen von Etretat an der normännischen Küste	16
Die Halle der Repräsentanten zu Washington	17
Das Pariser Rathhaus	31
Der Bieler Grund	34
Chur	34
Der Fall des Velino bei Terni	42
Die Straßen über den Mont Cenis und Mont Genevre nach Italien	44
Maiden-Rock am Mississippi	47
Cettinje	52
Augsburg	60
Der Mariusbogen bei Orange	63
St. Joseph im Staate Missouri	64
Die Inseln Procida und Ischia bei Neapel	72
Breslau	75
Mailand	79
Der Haupttempel der Geneja in Benares	85
Pont-Y-Monach, die Teufelsbrücke in Wales	87
Padua	89
Die Boyneburg in Hessen	94
Speyer	98
Die Columbiabrücke über den Susquehanna	102
Messina	105
Buenos-Ayres	108
Das Siegesthor in München	111
Die Felswände bei St. Paul	114
Auf dem Todtenacker zu Mannheim	117
Der Aetna und Catanea	123
Die Bidassoa: Eintritt in Spanien	128
Adrianopel	130
Die Grabmäler der Könige zu St. Denis	135
Wheeling	137
Tiflis	140
Hohenstaufen	151
Brescia in Italien	157
Der Maskenball im Opernhaus in Paris	159
Sitten in Wallis	160